# Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

| | | |
|---|---|---|
| Für ein ganzes Jahr | gegen Voraus-bezahlung | 13 M. 50 ₰ |
| Für ein halbes Jahr | | 7 M. — ₰ |
| Für ein Vierteljahr | | 4 M. — ₰ |
| Für einen Monat | | 1 M. 50 ₰ |
| Tagweise für einen Band | . . . . . . . . | — M. 6 ₰ |

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

| | | |
|---|---|---|
| Für ein ganzes Jahr | gegen Voraus-bezahlung | 16 M. — ₰ |
| Für ein halbes Jahr | | 9 M. — ₰ |
| Für ein Vierteljahr | | 5 M. — ₰ |
| Für einen Monat | | 2 M. — ₰ |
| Tagweise für einen Band | . . . . . . . . | — M. 10 ₰ |

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

**J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)**
**16. Maximiliansplatz 16.**

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die
**J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping)**
**29. Kaufingerstraße 29.**

# Bande des Bluts.

Von

**Georg Bormann.**



**Berlin.**
Verlag von Gebrüder Paetel.
1895.

Immer aus dunklem Grunde
Springen die Quellen des Lebens.

Bodenstedt.

# I.

Ein Zug der Stadtbahn fuhr vom Schlesischen Bahnhof her in Berlin hinein. Ein junger Mann in gewählter Kleidung, der bisher lässig in dem Polster geruht und die Fragen seines gleichalterigen Begleiters nur einsilbig beantwortet hatte, erhob sich und blickte aufmerksam auf die wechselnden Bilder, die jetzt draußen an ihm vorüberflogen. Der Zug drang von der Peripherie immer tiefer in die centralen Lebensregionen der Hauptstadt ein, und das pulsierende Herz Berlins lag auf eine kurze Zeit aufgebrochen vor den scharf zuschauenden Augen des Beobachters. Es war begreiflich, daß er nicht von seinem Platze wich, wenn auch die bewegte Luft zuweilen mit kräftigem Hauche durch das herabgelassene Coupéfenster fuhr.

Der Zug hatte das Spreebett, dem er eine kurze Zeit bis zur Jannowitzbrücke gefolgt war, verlassen, war rechts abbiegend der Linie des zugeschütteten Königsgrabens gefolgt, und, nachdem er so einen Teil von Alt-Berlin umkreist, überschritt er noch einmal, zwischen dem Park des Schlosses Monbijou und der Nationalgalerie, auf hoher Brücke die Spree und landete bald darauf zischend in der weiten Halle des Bahnhofs „Friedrichstraße", die zu jeder Tageszeit von dem Getöse der ein- und auslaufenden Züge wiederhallt.

„Steigen wir nicht aus, Günther?" fragte kurz vor der Einfahrt der andere junge Mann den noch immer hinausblickenden Freund.

„Verzeih," antwortete dieser, sich jetzt erst umwendend, „ich habe noch eine Verabredung und fahre weiter."

„So will ich nicht weiter stören," entgegnete etwas verstimmt der erste. „Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen!" rief Günther dem sich Entfernenden nach, sank dann aber, wie befreit, auf seinen Sitz zurück, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Als derselbe aber auf der langgestreckten Überführung beim Humboldtshafen dahinglitt, erhob sich der junge Mann noch

einmal, emporgezogen durch die Weite des sich öffnenden Stadtbildes und die das Auge befriedigende Ordnung der Hafenanlagen und der benachbarten Brückenzüge.

Am „Lehrter Bahnhof“ stieg er aus und begab sich in den Ausstellungspark. Hier fand er, nicht ganz ohne Schwierigkeit und, wie es schien, immer in Besorgnis, einem Bekannten in die Arme zu laufen, ein hinter Buschwerk abseits liegendes Plätzchen, wo er sich genügend sicher glaubte. Er wollte heut kein Zusammentreffen; er war ermüdet und hatte doch das Bedürfnis, Eindrücke des heutigen Tages und Empfindungen, die ihm schon länger zu schaffen machten, zu ordnen und über sie zur Klarheit zu gelangen.

Günther Hallstein, der im Schoße des Reichtums Geborene, der Vielbeneidete, war keineswegs glücklich; am allerwenigsten hielt er sich selbst dafür. Jawohl, manchmal konnte er sich darüber Täuschungen hingeben, zumal bei seinen fünfundzwanzig Jahren, und er that es nur zu gern. Heute morgen, als ein goldener Junitag den jeder kleinen Sorge des Lebens Überhobenen anlachte, hatte er sich selbst verspottet und das, was ihn auch jetzt wieder beschlich, thörichte Grillen genannt.

Aber es kam immer wieder! Selbst an einem Tage, der ihm so fröhlich entgegengewinkt wie der heutige, fühlte er sich schließlich ohne Befriedigung, leer und niedergeschlagen. Dabei war er keineswegs übersättigt, im Grunde seines Gemütes lebensfroh und von der kräftigen körperlichen Ausbildung des Mannes, die auch jeder Bewegung etwas Elastisches giebt.

Woher immer wieder diese niederdrückende Stimmung?

Er war heute morgen in bester Laune mit einem Freunde nach einem Gute im Osten Berlins hinausgefahren, einer Einladung des seiner Familie befreundeten Besitzers folgend. In diesem Hause war eine schöne, vielbesprochene Tochter, die aber jetzt erst, von längerem Aufenthalte bei Verwandten, zu dem verwitweten Vater zurückgekehrt war. Günthers Eltern richteten aufmerksam ihr Auge auf diese Beziehung, denn das wohlarrondierte Gut, das seinem Besitzer eine gewisse Beschäftigung und Bedeutung gab, war nur ein kleiner Bruchteil eines durch Generationen angehäuften Vermögens. Der Vater des Mädchens, der allerlei Sport trieb und sich gern unter der Jugend bewegte, war Günther geneigt, ohne je die leiseste Andeutung

gegeben zu haben, daß er ihn seinem Hause ganz verbinden möchte. Seit Jahren war dieser bei Jagdausflügen Gast seines älteren Freundes gewesen, ohne die Bekanntschaft des heranwachsenden Mädchens gemacht zu haben. Mochten immerhin die Eltern Günthers Wünsche hegen, bei keinem der anderen Beteiligten war die geringste Absicht dem Verkehr beigemischt. Auch heute hatten Pferdebesichtigungen, die den Anlaß zum Ausfluge gegeben hatten, Wirt und Gäste den größten Teil des Tages im Freien festgehalten, und erst die Dinerstunde hatte Günther daran erinnert, daß heute das Haus auch durch eine Dame repräsentiert sei, deren Bekanntschaft er doch mit einiger Neugier entgegenging. Und ihm war die anmutige Erscheinung eines jungen Mädchens entgegengetreten, die offenbar gewohnt war, gesellschaftliche Pflichten mit Aufmerksamkeit und Feinheit zu behandeln, welche Vorzüge sie mit der unbefangensten Art zu plaudern verband. Er nahm die Erinnerung mit fort, daß alle Teile miteinander zufrieden waren, aber ebenso überzeugt war er auch, daß er in diesem Hause in keiner besonderen Weise gewogen worden war, und daß er seinerseits nie durch einen stärkeren Zug des Herzens dorthin geführt werden würde.

Von dieser Seite kam also die Störung seines Gleichgewichts nicht. Er besann sich; es waren Eindrücke auf der Fahrt durch die Stadt, die noch in ihm nachzitterten.

Die im Fluge erfaßten Bilder zogen noch einmal an ihm vorüber.

Als der Zug hart ein Seitengebäude streifte, hatte er in einer Kammer eine Wiege gesehen, die eine Alte in Bewegung setzte; neben ihr stand ein kleines Mädchen und sah entzückt auf das junge Leben hinab. — Hinter den verrußten Fenstern eines Fabrikgebäudes bewegten sich Räder, Treibriemen und Kolbenstangen der Dampfmaschine, und an ihren Standplätzen hantierten einförmig Reihen jugendlicher Arbeiterinnen. — Er blickte hinunter in einen öffentlichen Garten, der vollgepfropft von schwatzenden und trinkenden Menschen war. Eine lange Häuserfront entzog ihm Weiteres — Gefängnismauern! Darauf Stätten eines mannigfaltigen Handelsverkehrs; zwischendurch überall Ausblicke in das hin- und herflutende, nimmer rastende Leben der Großstadt. Nun wieder Stätteplätze, wüste Räume zwischen den Häusermassen, die schon nichts mehr wußten von dem, was hier einst gestanden, sondern nur mit ihren angehäuften

Trümmern von Ziegelsteinen, Fensterrahmen und gebrauchten Eisenteilen von der Vergänglichkeit alles irdischen Besitzes redeten. Daneben wies der geöffnete Schlund der Markthalle am Alexanderplatz, die den Inhalt eines Waggons nach dem andern verschlang, auf das Recht der Lebenden.

Dann wieder trat ein liebliches Bild vor seine Erinnerung.

Hinter einem eleganten Hause lag ein eng umschlossener, aber sorgfältig gepflegter Garten. In dem abendlichen Sonnenstrahl stand ein junger Vater, sein Kind auf dem Arme, das die eben gebrochene Rose der Mutter entgegenstreckte, die ihm vom Fenster her zuwinkte.

Ja, wahrhaftig, der ganze Kreis des Lebens hatte sich ihm hier erschlossen; auch an Kasernen, Museen, Instituten der Wissenschaft war er vorübergeeilt. Und die durch Riesenlettern sich ankündigende Firma eines Trauermagazins, die eine in die Augen springende Hauswand bedeckte, hatte dafür gesorgt, daß auch die Erinnerung an die letzte Station alles Daseins in dem Wandelbilde nicht fehlte.

Auf dem Bahnhof „Friedrichstraße“ glaubte er im Gewühl der Ab- und Zuströmenden einen

lieben Jugendfreund erblickt zu haben, der aber seit lange seinem Gesichtskreise entrückt war. Er war sich jetzt ganz klar darüber, mit diesem Augenblicke verstärkte sich jene Empfindung, die ihn bedrückte; und plötzlich drängte sich die innere Beunruhigung zu der Frage zusammen: Wo und wie bist du eingegliedert in die unablässig schaffende, vorwärts dringende Bewegung dieses Organismus, die doch nur wieder ein kleines Abbild der nimmer rastenden Entwicklung der Menschheit ist?

Die erste Frage war leicht beantwortet: Er war ein kaufmännisch Angestellter in den Bureaus seines Vaters, des Großindustriellen und Unternehmers Leopold Hallstein. Die Beantwortung der zweiten machte ihm zu schaffen. Er war ehrlich genug, sich zur Stunde als ein höchst entbehrliches Glied der menschlichen Gesellschaft anzusehen in dem Gefühl, daß er nicht eine Spur inneren Berufes für die Thätigkeit empfand, in die der Zufall ihn gewiesen, und daß ihm daher auch der beglückende Gedanke fehlte, angeborene Fähigkeiten in Zukunft energisch verwerten zu können. Dazu kam ein anderes: er fühlte sich vereinsamt in seiner Familie. Wenn er zurückdachte an seine Knabenzeit — die glücklichsten

Stunden hatte er in der Familie Otto Morbecks verlebt, jenes Jugendfreundes, den er vorher in dem Gewühl der Bahnhofshalle zu erkennen glaubte.

„Ja, was ist denn das?“ rief er sich selbst zu. „Können wir mit unseren Gedanken Entfernte herbeiziehen? Ist das Morbeck, oder ist er's nicht?“

Halblaut nannte er den Namen des Jugendfreundes.

„Er ist es,“ sagte der andere, „und du bist Günther Hallstein. Wir haben uns lange nicht gesehen.“

Günther sann nach. „Es sind wohl sieben Jahre,“ erwiderte er. „Doch wie freue ich mich dieses Zusammentreffens! Wenn du allein hier bist, würde ich dich bitten, bei mir Platz zu nehmen.“

Morbeck folgte der Einladung, indem er sagte: „Ich wünschte eine Auskunft im Bureau der Ausstellung, doch fand ich dasselbe schon geschlossen.“

„Du bist Maler?“ fragte der andere lebhaft.

„O nein,“ antwortete Morbeck, indem eine flüchtige Röte sein feines Künstlerantlitz überzog, „ich bin nur Zeichner, aber —“

„Aber," lächelte Günther, „du hast ein Bild auf der Ausstellung?"

Doch schon reute ihn seine Indiskretion, denn er sah, daß er mit voreiligem Wort den Freund verletzt hatte. „Nach dem Tode des Vaters zogt ihr nach Tempelhof?" beeilte er sich zu fragen.

„Nach Tempelhof," bestätigte der andere, schon wieder freundlich. „Die geringen Mittel, über die wir verfügten, zwangen uns dazu. Aber wir preisen noch heute, nach sechs Jahren, täglich unseren Entschluß."

„Deine Mutter lebt noch?"

„Gott sei Dank, ja! Sie ist gebrechlich seit Vaters Tode; aber die Schwester pflegt sie sorgsam und ist geduldig bei aller Unruhe der Leidenden, denn Alter und Kränklichkeit im Verein sind keine guten Kameraden."

„Fräulein Constanze," unterbrach Günther lebhaft. „Das will ich meinen! Sie war schon als Kind klar und bestimmt und hat mir das einmal nachdrücklichst bewiesen. Ach, unsere schönen Spiele, Otto, was sind wir drei zusammen froh gewesen; und dein Vater, was hat er uns für Zeit gewidmet; wenn er nur immer konnte, war er der vierte im Bunde!"

Sie gaben sich eine Zeitlang ihren Jugenderinnerungen hin.

„Ich muß einmal wieder zu euch kommen," rief Günther.

Otto Morbeck schien diese Äußerung zu überhören. So herzlich er sich auch seinerseits des Wiedersehens freute, so war ihm doch der Gedanke unbequem, den reichen und verwöhnten Freund seine jetzt so bescheidene Häuslichkeit betreten zu sehen.

Vor ihnen spielte die Kapelle eines Garde-Ulanenregiments.

„Was hat denn der Stabstrompeter so Anziehendes für dich?" fragte Günther lächelnd den Jugendfreund, der den Bewegungen des Dirigenten mit großer Aufmerksamkeit folgte.

„Mich zieht es immer an," antwortete Morbeck, „eine in ihrer Kunst oder Arbeit ganz gesammelte Persönlichkeit zu sehen. Und die Ursache solchen Wohlgefallens scheint mir nicht schwer zu finden. Die betreffende Person, gleichviel, ob Mann, ob Weib, ist in solcher Konzentration ihrer Kräfte im Augenblick über sich selbst erhoben. Ja, selbst bei einer ungewöhnlichen *physischen* Leistung bleibt der Geist das Herrschende, und wir können

ein Gefühl des Beifalls, der Bewunderung nicht zurückhalten."

Auch Günther wandte sich jetzt dem Dirigierenden zu; eine Weile schwiegen die Freunde. „Wahrhaftig," sagte er dann nachdenklich und mit einem Seufzer, „der Mann dort geht ganz auf in seiner Obliegenheit; jede Faser seines Wesens ist Musik. Glücklicher Mensch!"

Morbeck sah den Sprechenden fragend an: „Du sagst das so seltsam, Günther. Bist du in deinem Berufe nicht befriedigt?"

„Lassen wir das," entgegnete der andere ablehnend. „Dir aber sieht man es an, du hast gefunden, was du suchtest."

Morbeck bejahte und verneinte nicht; aber als der Jugendfreund noch einmal herzlicher fragte: „Wann darf ich dich, wann darf ich die Deinigen wiedersehen?" widerstrebte er nicht länger, sondern antwortete: „Komm, wann du willst. Hast du in den nächsten Wochen eine Vormittagsstunde, so triffst du's vielleicht mit der Mutter am besten. Wir sind früh auf."

Günther saß nach der Entfernung des Freundes noch lange allein. Als er nach Hause ging, murmelte und lachte er zufrieden vor sich hin: „Wie

sie jetzt aussehen mag, die lustige Constanze? Verändert kann sie sich kaum haben; es war ja schon ein ganzer, fertiger Mensch!" Und vor ihm stand ein ihn noch jetzt erheiterndes Bild.

Er hatte sich bei den Morbecks in der Kochstraße wie so oft zum Spiel eingefunden. Eine Zeitlang hatte er tüchtig mit Otto und Constanze auf dem Hofe umhergetollt, als es ihm in jugendlicher Hitze beikam, das Mädchen einer Böswilligkeit und Überschreitung einer Abmachung zu beschuldigen. Sie ließ das nicht auf sich sitzen, kanzelte ihn tüchtig ab und stand zuletzt mit zurückgeworfenem Kopf und zornroter Wange vor ihm, mit den Worten schließend: „So ist's, dummer Junge, und nicht anders!"

Da hatte er sich's einfallen lassen, — er wußte noch heute nicht, wie er dazu gekommen — sich vorzubeugen, um mit seinen Lippen die zarte Wange zu berühren. Aber im nächsten Augenblicke hatte ein wohlgezielter Schlag auf die seinige ihn darüber belehrt, daß Constanze von dieser Art Versöhnung nichts wissen wollte. Damals hatte den Knaben, der sich schon zum Jüngling emporreckte, diese Behandlungsweise geärgert und beschämt. Heute trat aus der Fülle der sich

drängenden Jugenderinnerungen immer wieder die Gestalt des schlanken Mädchens ihm entgegen, und er murmelte vergnügt vor sich hin: „Ich muß sie wiedersehen, ich muß sie wiedersehen!“

## II.

Herr Leopold Hallstein, der Vater Günthers, war in einfachen ländlichen Verhältnissen, als der Sohn eines mäßig begüterten Pächters, geboren. Nachdem er bei seinem Vater die Landwirtschaft erlernt hatte, trieb ihn ein unruhiger Drang nach der Hauptstadt der Provinz, wo er nicht allein eine Anstellung in einem nicht unbedeutenden Geschäfte fand, sondern auch das sichere Bewußtsein erlangte, daß ihn erst sein Berufswechsel in die seiner natürlichen Befähigung entsprechende Bahn versetzt habe. Der Vater Otto Morbecks, der diesem kaufmännischen Hause schon länger angehörte, war von dem Chef beauftragt worden, den jungen Hallstein in seine Obliegenheiten einzuführen. Der Neuling konnte sich

beglückwünschen, daß ihm in dem sechs Jahre älteren Morbeck ein stets freundlicher und geduldiger Führer gegeben worden war. Denn des jungen Hallstein rasch vordringendes, oft ungeduldiges Wesen, das auf dem neuen Gebiete alles Wissenswerte mit lebhaftem Geiste gewissermaßen an sich reißen wollte, würde gegenüber einer anderen, weniger freien und liebenswürdigen Persönlichkeit sehr bald in die mißlichsten Konflikte gekommen sein. So bildete sich im Gegenteil in den dauernden wechselseitigen Beziehungen ein Freundschaftsverhältnis heraus, dessen Dauer und Aufrichtigkeit allerdings zum größten Teile das Verdienst Morbecks war. Dies beweist auch die weitere Entwickelung ihres Verhältnisses.

Leopold Hallstein hatte etwas mehr als vier Jahre dem Geschäfte angehört, das für einzelne Produkte auch Beziehungen mit Ungarn und Galizien unterhielt, als der ältere Freund eines Tages durch die Mitteilung des jüngeren überrascht wurde, daß er, Leopold, aus dem Geschäft ausgetreten sei.

„Ausgetreten sei!“ Morbeck suchte sich in diese überraschende Thatsache zu finden; aber es schmerzte ihn tief, von einer vollzogenen An=

gelegenheit berichten zu hören, wo seine Treue und Verschwiegenheit vollkommenes Vertrauen erwartet hätte. Noch mehr befremdete es ihn, als der Freund hinzufügte:

„Und nun bitte ich Sie, Morbeck,“ — zu einem „Du“ war es zwischen ihnen nie gekommen — „Und nun bitte ich Sie, ersparen Sie mir die Frage „Warum?“ Ich kann sie Ihnen nicht beantworten, ebensowenig wie ich von Zukunftsplänen sprechen darf. Die nächsten acht Tage werden wir uns nicht sehen; ich werde sehr in Anspruch genommen sein. Dann reise ich; „wohin“ werde ich Sie seiner Zeit wissen lassen.“

Jetzt erst schien der Sprechende, der die Sätze kurz und bestimmt hervorgestoßen hatte, die Verstimmung zu bemerken, die sich im Schweigen des Freundes ausdrückte. Er versuchte einen wärmeren Ton anzuschlagen, er berührte den Dank, den er dem älteren schuldig sei — die zartere Empfindung des letzteren hörte aus allen Worten Hallsteins nur das Bestreben, seine nächste Zukunft in Dunkel zu hüllen. Nun schwieg der Gekränkte mit Vorsatz, denn er mochte nicht als ein Neugieriger erscheinen und sich vorwitzig an eine Sache drängen, die man ihm mit soviel Bedacht entzog. Nachdem

man noch eine Weile den Faden eines gleichgültigen Gespräches gesponnen, schied man mit kühlem Händedruck.

Und zu einem innigeren Abschied schien kein Raum mehr gewesen zu sein, denn mit tiefer Bewegung hielt Morbeck nach Ablauf der acht Tage eine Karte in der Hand, die ihm den letzten Gruß des Freundes zugleich mit der Entschuldigung der, ohne sein Wollen, überhasteten Abreise brachte. Die Zeilen waren nicht ohne dankbare Erinnerung geschrieben, und immer wieder und wieder nahm sie der Zurückbleibende vor, sich daran zu trösten, denn erst allmählich mußte sich ihm die Lücke schließen, die der Fortgang des Freundes seinem inneren und äußeren Dasein gerissen. Der jung und glücklich Verheiratete hätte das früher nicht für möglich gehalten, und doch war dem so. Leopold Hallsteins ungewöhnlich konzentrierte und willensstarke Natur hatte ihm nicht nur Bewunderung abgenötigt, sondern ihn oft so wohlthätig aus sich selbst gerissen, ihm so starke Antriebe verschafft, daß er nicht so bescheiden hätte sein müssen, wie er war, um diese Anerkennung dem Freunde zu versagen.

Er hörte jetzt erst im Geschäft, daß Leopolds

Vater gestorben und daß Hallstein wohl zunächst in seine Heimat gegangen sei, um seine Angelegenheiten zu ordnen. Auch das hatte er ihm verschwiegen, und was hatte das auch mit seinem Austritt aus dem Geschäft zu thun? Er harrte von Tag zu Tag auf Nachricht — es kam keine.

Inzwischen war Morbeck selbst im Begriff, seine Verhältnisse zu ändern, wenigstens trug er sich mit entscheidenden Gedanken. Seine Frau hatte ihm ein kleines Kapital zugebracht, das er durch seine Ersparnisse vermehrt hatte. Er war in dem Alter, wo man sich in seinem Falle eine Selbständigkeit erringt oder für immer darauf verzichtet. Sein Sinn war auf eine bescheidene, aber sichere Existenz gerichtet. Schon der Seinen wegen wollte und durfte er nicht den kleinen Besitz an ein zweifelhaftes Unternehmen wagen. Das machte den sonst immer Gleichgestimmten ängstlich und zögernd und trug Unruhe und Sorge in seine Häuslichkeit.

An einem Sonntagmorgen hatte er mit seiner Frau wieder einmal alle Gründe für und gegen ein vorliegendes Anerbieten durchgesprochen. Die Frau hatte in klarer und verständiger Weise seine Bedenken zu widerlegen, sein Vertrauen zu stärken

versucht, doch ohne rechten Erfolg. Da schellte es; beide fuhren empor. Im nächsten Augenblicke hielt Morbeck mit zweifelnder Hand einen Brief, auf dessen Adresse er hinstarrte, als wollte er daraus den ganzen Inhalt des Schreibens entziffern.

„Von Leopold!" sagte er dann leise zu seiner Frau hinüber, als berichte er von der Wiederkehr eines Toten.

„Nun?" entgegnete sie ungeduldig, „öffne!"

„Über zwei Jahre sind es, daß er fort ist; was wird er berichten?" Er sah wieder den Brief an. „Er schreibt aus Galizien."

„Aus Galizien?" fragte sie. „Aber so öffne doch, wir werden ja sehen."

„Leopold, Leopold!" murmelte Morbeck vor sich hin. „Wie kommt er nach Galizien; was werden wir hören?" und jetzt erst entschloß er sich, das Schreiben zu öffnen.

Der Verschollene schrieb, ohne den leisesten Versuch, sein langes Schweigen zu begründen, Folgendes:

Lieber Morbeck,

Mir ist zu Ohren gekommen, daß Sie sich selbständig machen wollen. Dazu braucht man Geld. Ich bin gewiß, Sie haben vorgesorgt; aber

niemals kann der Rückhalt bei einem solchen Unternehmen groß genug sein. Kommen Sie zu mir, verpflichten Sie sich nur auf ein Jahr, und Sie werden Ihre Zukunft leichter und sicherer gestalten können. Ich stehe hier, in den Vorbergen der Karpathen, inmitten eines Unternehmens, bei dem ich meine Kräfte bis aufs Mark dransetzen muß, das aber in ungeahnter Weise den Einsatz lohnt. Die Sache dehnt sich immer mehr, und ich habe merken müssen, daß man seine Kräfte nicht überschätzen darf. Hier krank liegen müssen, wo man sich zu verzehnfachen wünschte, heißt Höllenqualen kennen lernen. Aber einen Schuft jagt man fort, den anderen bekommt man wieder. Es kann nicht so fortgehen.

Sie brauche ich, Morbeck, Sie! und Sie dürfen mich nicht im Stiche lassen. Sie sollen kommen, ohne Mittel, nur daß Sie sich selbst bringen. Schreiben Sie mir Tag und Stunde Ihrer Ankunft in Borislaw; dort wird Sie ein Wagen erwarten. Es rechnet auf Sie

Ihr

Leopold Hallstein.

Dies war das Wesentliche des Schreibens außer der Bezeichnung der zu nehmenden Tour

und der Angabe der genauen Adresse Hallsteins; von der Art seines Unternehmens sprach er mit keinem Worte.

„Was sagst du dazu?“ sprach Morbeck zu seiner Frau hinüber. „Der Brief hat mit einem Schlage unsere Situation verändert.“

„Das heißt,“ sagte die kleine Frau und sah ihn mit ihren großen, braunen Augen ruhig an, „Leopold Hallstein hat noch dieselbe Gewalt wie früher über dich.“

Morbeck stutzte. Da kam ja das alte Mißtrauen gegen den Freund bei dem ersten Worte wieder zum Vorschein. Aber er ließ sich's nicht ausreden, hier war ein gutes Teil Eifersucht beigemischt. So beschloß er denn, die Angelegenheit ganz von praktischen Gesichtspunkten aus zu behandeln, hatte aber schon im Innern seinen Entschluß gefaßt.

„Laß uns die Sache, liebe Elise,“ begann er, „ohne Übereilung behandeln, wie ihre Wichtigkeit es verdient. Ich denke, wir werden schnell zu einem Ziel kommen. Ich muß zunächst gestehen, der Brief hat mich wie von einer Last befreit, und ich halte sein Eintreffen gerade in dieser

Stunde für einen jener Zufälle, an denen wir doch nicht achtlos vorübergehen sollen."

Die Frau hörte ihn ruhig an.

„Auf der einen Seite," fuhr Morbeck fort, „liegt vor uns eine völlig unsichere Zukunft, unsicher, auch wenn wir die letzte Kraft daransetzen; auf der anderen Seite wird mir der Eintritt in ein gewinnbringendes Unternehmen eröffnet, ohne daß ich das Geringste aufs Spiel zu setzen habe. Die Wahl scheint mir nicht schwer; alles begünstigt diese Entscheidung. Ich will aus der bisherigen Bahn heraus, in welcher ich zu keiner Selbständigkeit gelangen kann, ich will mich versuchen. Ich fühle, es ist Zeit für mich, wenn ich einmal auf eigenen Füßen stehen will. Nun, hier ist mir geboten, was ich erstrebe. Das mühsam Erworbene bleibt uns gesichert, bleibt ein fester Halt für die Zukunft, die uns ja auch eines Tages unerwartet etwas Besseres bieten kann, als was zur Stunde vorliegt. Ich thue mich einmal um, erschließe mir einen weiteren Gesichtskreis und stärke mich materiell. Hallstein hat recht, so ausgerüstet bin ich in einem Jahre in einer besseren Verfassung, Entschlüsse zu fassen, die für unser ferneres Leben entscheidend sind."

„Ich hätte mich gerne gequält,“ sagte die kleine Frau still vor sich hin mit der Miene eines Menschen, dem eine liebe Hoffnung, die ihn lange Zeit erfreut und getröstet, plötzlich zusammenfällt, der aber gewohnt ist, sich ergebungsvoll zu schicken. „Ich hätte mich gerne gequält. Wir standen dann auf *unseren* Füßen, waren uns allein verantwortlich, und gewiß, gewiß, wir wären nicht verlassen worden.“

Morbeck gab ein Zeichen der Ungeduld.

„Bitte,“ sprach sie sanft, „laß nun auch mich reden. Ich will nicht davon sprechen, daß dir Hallstein auch noch heute jede genauere Angabe über sein Unternehmen schuldig bleibt und stillschweigend die Forderung eines unbedingten Vertrauens an dich stellt. Ich will in dieser Beziehung seine Zuverlässigkeit nicht anzweifeln, sondern ihn mit dir für einen ungewöhnlich begabten Kaufmann halten. Was aber berechtigt ihn dazu, soviel Entgegenkommen zu erwarten, wo er seinen Abschied in nahezu kränkender Weise genommen, wo er durch zwei Jahre auch nicht eine Silbe von sich hat hören lassen? Das ist die Art selbstischer Naturen, und als eine solche habe ich ihn immer beurteilt. Nun verbindest du dich mit ihm, voll

Bewunderung, ich weiß es wohl; seine Gaben blenden dich. Ich kann nicht in die Zukunft sehen, aber ich sehe dich in dem Fahrwasser von einem, der mir nur wenig gefällt — unsere erträumte Selbständigkeit ist wohl für immer dahin.“

Die letzten ihn betreffenden Bemerkungen seiner Frau reizten Morbeck. „Wie stellst du mich dar, Elise?“ sagte er mit einiger Heftigkeit. „Ich erwäge nüchtern unsern Vorteil und setze mich dabei über einige Sonderbarkeiten Hallsteins fort, deren Begründung ich an Ort und Stelle vielleicht bald erfahren werde; du aber bezeichnest meine Anhänglichkeit an ihn als eine blinde, schwächliche Ergebenheit und Unselbständigkeit, die ich meiner für unwürdig halten würde. Leopolds Gaben freilich stehen für mich außer allem Zweifel. Kindisch wäre es nur, dieselben zu verkennen und abzuleugnen. Ich kenne ihn, ich kenne mich. Er will mit mir zusammen arbeiten, und der Vorteil liegt stark auf meiner Seite. Du thust ja gerade, als wenn er mich ausnutzen wollte, wo i ch es im Gegenteil bin, der an einem Gewinn teilzunehmen beabsichtigt, den ihm vermutlich sein kühner Blick, sein rasches Zugreifen gesichert hat. Ja, liebe

Frau," fügte er milder hinzu, „die Gaben sind freilich verschieden. Die seinigen sehen gern ins Weite und erfassen das Große, ich bin mir aber wohl bewußt, ich kann ihm mit meinem vorsichtigeren, aber mehr dem Nahen zugewandten Sinn Ergänzung bringen und nützen, und so scheint mir diese neue Verbindung mit Hallstein ebenso natürlich wie vernünftig."

Sie fühlte, wie sie ihn gekränkt hatte, und wie fest er doch schon in seinem Entschlusse war. Sie gab für jetzt jede Umstimmung auf und sprach nur noch ein letztes Wort, das sie nicht zurückzuhalten vermochte: „Nicht nur du hältst Hallstein für einen Ungewöhnlichen, für einen Starken — er hält sich selbst dafür. Solche werden leicht blind nach einigen Erfolgen. Bester Mann! du wirst gehen. Aber ich bitte dich, halte die Augen offen, warne ihn gegebenen Falls; und wenn er nicht hören will, dann trenne dein Geschick wieder von ihm um deinet- und unsertwillen!" Sie hatte bei den letzten Worten die gefalteten Hände gegen ihn erhoben.

„Frau," entgegnete Morbeck mit großem Nachdruck, „warum quälst du dich so? Ich gehe nur unter den ausgesprochenen Bedingungen und mit

den festgehaltenen Rücksichten für unsere Zukunft. Und damit du völlig beruhigt wirst, erkläre ich dir hiermit: Nicht einen Groschen setze ich in eine gemeinsame Aktion mit Hallstein. Er wird selbst nie die Neigung haben, mich dazu heranzuziehen, und geschähe eine derartige Aufforderung an mich, müßte ich sie ablehnen. Ich denke in diesem Punkte viel strenger als du; ein so kleines Kapital wie das unserige giebt man nicht hin zu Spekulationszwecken. Die unbedingte Sicherheit, daß es die äußere Grundlage unserer Zukunft bleiben soll, werde ich vor meinem Weggange in deine Hand legen.“

Sechs Wochen später ist Morbeck auf der Reise nach Galizien. Die Krakau-Lemberger Bahn führt ihn seinem Ziele näher. Dann wendet er sich nach Süden und dringt auf einer Zweigbahn so weit vor, als er kann. Auf der Endstation erwartet ihn ein leichtes Wägelchen mit einem schnurrbärtigen Lenker. Aber noch den ganzen Vormittag ist er unterwegs, meist durch stille, herrliche Tannenwälder, bis der Kutscher endlich mit der Spitze seiner Peitsche nach vorn weist, wo der Wald sich lichtet.

Die Hügel umkränzen eine Thalmulde. Dem

Ankommenden fallen zunächst eine Anzahl 15 bis 16 Meter hoher Gerüste auf. Seine Ahnung bestätigt sich — denn mit dem Kutscher war keine klare Verständigung möglich —: er ist auf einem Steinölwerk, und jene Gerüste sind Bohrtürme zum Einführen und Ausziehen des Bohrgestänges.

Der Wagen hält. Morbeck hat vor sich eine Reihe schuppenähnlicher Gebäude, von denen ein Teil Arbeiterwohnungen sind, dazwischen einige leichte Backsteinbauten, geschichtete Brettervorräte, Karren, Taue, Röhren, Fässer, Eimer, Arbeitsgerät aller Art. Er hört Dampfmaschinen schnauben und stöhnen, Pumpen knarren und ächzen. Die Arbeiter, die er sieht, glänzen von Öl. Und dort auf der Höhe steht der Organisator und Leiter dieser weitgedehnten Arbeitsstätte, Leopold Hallstein. Er spricht mit einem der Vorarbeiter; er scheint den Wagen nicht bemerkt zu haben. Morbeck schlägt das Herz beim Anblick des alten Freundes, aber, befangen von der fremden Umgebung, unterdrückt er den freudigen Zuruf, überläßt seine Habseligkeiten dem Fuhrmann und steigt die Anhöhe hinauf, dem Freunde entgegen. Der Pfad führt ihn in den Rücken der Sprechenden. Aber beim Hinaufsteigen muß ihn Hallstein bemerkt haben, aber er

wendet sich noch nicht um, obgleich Morbeck dicht hinter ihm steht. Ein eigentümlich wehes Gefühl beschleicht den letzteren. Er wartet schweigend, er vermöchte jetzt nicht einen Laut von sich zu geben. Aber er sieht die dunkeln Augen seiner Frau auf sich gerichtet, die ihn traurig fragen: „Warum bist du hierher gegangen?"

Da streckt ihm Hallstein, immer noch mit Anweisungen beschäftigt, halb rückwärts die Rechte hin, als hätte er die Gedanken Morbecks erraten. Dieser ergreift sie mit beiden Händen, als wollte er dadurch alle entweichenden Hoffnungen festhalten und wiedergewinnen. Und Hallsteins Hand erwidert den Druck und hält den Ankommenden fest, als wollte er sich seiner versichern, bis er seine Unterredung mit dem Untergebenen beendet hat. Dann wendet er sich endlich um, und indem er seinen durchdringenden Blick auf Morbeck ruhen läßt, sagt er, indem ein Lächeln der Befriedigung seine schmalen Lippen umspielt: „Willkommen, Morbeck, ich wußte, Sie würden nicht auf sich warten lassen!" Diese knappen Worte, die dem lebendigen, verhaltene Leidenschaft spiegelnden Antlitz wenig entsprechen, genügen dem Begrüßten, ihm die ganze Wärme seines Freundschafts-

enthusiasmus wiederzugeben, dessen Äußerungen Hallstein ruhig lächelnd entgegennimmt. Schweigend führt er den lebhaft Erzählenden nach einem Blockhause und weist ihm einen mit dem Notwendigsten versehenen Raum als seine künftige Behausung an. Morbeck, der wohl begreift, daß er in eine Wildnis versetzt ist, erkennt trotz aller Schmucklosigkeit des Raumes die Bemühung, daß dem hier Einziehenden ein gewisses Behagen nicht mangele. Er fühlt sich auch durch diese freundlichen Zeichen erwartet, und als Hallstein ihn verläßt, damit er den Reisestaub von sich schüttele, ist der genügsame Mann voller Zufriedenheit und so zu Hause, als wäre er der wohlempfangene Gast eines ersten Pariser Hotels.

An einem Abende der nächsten Wochen, nachdem sich Morbeck schon in seine Obliegenheiten eingelebt, saß er mit Hallstein in ihrem sogenannten „Salon", ihrem gemeinsamen Erholungszimmer, zusammen. Sie tranken und rauchten, Hallstein eine schwere Kuba, der andere die landesübliche Cigarette. Hallstein war in bester Laune. Ein paar neue Bohrversuche hatten schon bei geringer Tiefe einen überraschenden Erfolg gezeigt, und man war zur Herrichtung zweier neuer Brunnen geschritten. Die Anlage wies schon ungefähr

fünfundzwanzig solcher mit Holz eingefaßter Bohrlöcher auf, in denen sich das rohe Öl ansammelte.

Der Erfolg des Tages machte Hallstein gesprächig. Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück, ließ den Dampf seiner Havanna in Ringen emporsteigen und begann:

„Sie mußten sich wundern, Morbeck, mich hier, auf diesem Platze, wiederzufinden. Lassen Sie sich erzählen, was der erste Anlaß für mich war, daß ich mich hier umthat. Eines Tages saß ich mit einem jungen Geschäftsfreund unseres Hauses, der viel in diesen Gegenden reist, zusammen beim Glase Wein, als er mir beiläufig als einen Scherz erzählte, er sei letzthin in Galizien mit einem Viehzüchter gefahren, der in heller Verzweiflung gewesen sei, weil, durch einen seltsamen Umstand, das ganze Borstenvieh der Gemeinde bei den Käufern in Mißkredit geraten. Im Dorfe sei eine Teergrube gewesen, aus der nach einer Art Reiherecht den Gemeindegliedern zu schöpfen erlaubt gewesen. Lange Zeit hätte auch jeder aus diesem Vorrate, namentlich seine Wagenschmiere, bezogen. Als die Benutzung der spendenden Höhlung nachließ, habe sie jedoch eine erhöhte Anziehungskraft für die gesamten Rüsseltiere der Gemeinde

bekommen, die sich grunzend und quiekend zu dem besten Platze drängten und sich mit unendlichem Behagen in der kräftig duftenden, dickflüssigen Masse wälzten. Niemand dachte daran, die Tiere in ihrem Wohlsein zu stören. Sie durften ihrem Instinkte weiter folgen und gediehen prächtig. Die Dörfler, deren Haupterwerb dieser Teil ihrer Viehzucht ausmachte, zogen seiner Zeit stolz und ihres Erfolges sicher mit den Wohlgemästeten zu Markte und kamen heim mit gefüllten Taschen. Aber welches Verhängnis! Es war der letzte ertragreiche Markt gewesen. Seit dieser Zeit war ihr Produkt wie verfehmt, und ihr Angebot wurde überall mit Stirnrunzeln zurückgewiesen. Die Biester hatten nur an ihr Vergnügen und nicht an das ihrer Konsumenten gedacht. Den Pelz hatten sie sich gesalbt, aber ihr Fleisch dabei verdorben."

„Und diese Geschichte brachte Sie auf den Gedanken des Vorhandenseins von Steinölquellen?" fragte Morbeck.

„Ja, im Zusammenhange mit anderem, was schon lange meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Als ich kurze Zeit darauf, nach dem Tode meines Vaters, imstande war, über einige Mittel verfügen

zu können, reiste ich kurz entschlossen in die bezeichnete Gegend, erwarb ohne Schwierigkeit das ominöse Grundstück und holte mir aus Breslau einen Vetter her, einen tüchtigen Geognosten. Jetzt begannen wir in aller Ruhe und möglichst unauffällig unsere Untersuchungen; und siehe da, meine Vermutung hatte mich nicht getäuscht, daß hier, wo das Öl mehrfach zu Tage trat, in nicht allzu großer Tiefe ertragreiche Quellen zu erschließen seien. Gestützt auf das, was wir gefunden, und mit so viel Sicherheit und Bedacht als bei solchem, immerhin kühnem Unternehmen anzuwenden, erwarb ich nun, was an Boden innerhalb der von meinem Berater bezeichneten Linien und Grenzen zu erwerben war, entschlossen, entweder nach oben zu kommen oder Rüben zu bauen, Schweine zu züchten und Holz zu schlagen, denn was ich besaß und mehr mußte ich an die Sache wagen. Aber sehen Sie, Morbeck" — hier wandte sich der Sprechende ganz seinem Gegenüber zu, und seine Augen blitzten — „dann kam eine Zeit, da hab' ich jeden Tag mein Leben doppelt gefühlt, so heiß pulsierte mir das Blut in den Adern. Denn immer deutlicher stellte es sich heraus, die Gunst des Schicksals hatte uns geradezu den Mittelpunkt

einer Ölregion finden lassen, aus dem uns die wertvolle Flüssigkeit schier unerschöpflich entgegenquoll. Heute sind wir fast so weit, daß die Destillationskosten durch die gewonnenen Nebenprodukte gedeckt werden. Wir werden noch weiter kommen, und Sie sollen dabei helfen.

Daß eine Zeitlang unter den hiesigen Bauern eine Art Ölfieber grassierte, können Sie sich denken. Aber, was man fand, lohnte die Mühen nicht; auch fehlte es an Kapital und guten Geräten."

Der Erzähler schwieg eine Weile. Dann lachte er kurz auf. „Selbstverständlich entging mir nichts von dem, was hier ringsherum versucht wurde. Jedes Resultat habe ich mir gebucht und weiß, weil ich das Ganze übersehe, so genau Bescheid, wie ich es wünsche."

Hier unterbrach sich Hallstein wieder und wandte sich mit einer lebhaften Gebärde an den aufmerksam folgenden Zuhörer. „Morbeck," sagte er ernst, „ich darf Ihnen vertrauen?!" Er hielt ihm die Rechte entgegen, daß der Angeredete durch Handschlag das Versprechen unbedingten Schweigens bekräftige. „Sehen Sie" — und Morbeck gefiel das Lächeln nicht, mit dem der Redende seine Worte begleitete — „die Dummköpfe haben für mich

gearbeitet. Sie sind nach so viel nutzlosen Versuchen ermüdet und hoffen nichts mehr, wir aber haben dieselben bewiesen, daß man bei einer genügenden technischen und wissenschaftlichen Ausnutzung auch auf jenen Terrains zu günstigen Resultaten gelangen könnte; nur kommt es vielleicht darauf an, in größere Tiefen zu gehen und durch besonnene Bohrungen die Erdöladern zu treffen, die sich ja hoffnungerweckend, wie ich weiß, hier und da ankündigten, aber in der Tiefe jedenfalls mächtiger fließen. Wie aber die Sachen liegen, werde ich in Jahr und Tag erwerben können, was mir gut dünkt. Nicht für mich selbst. Ich habe Grund zu glauben, daß ich mich mit anderen Ankäufen doch mehr vom Centrum der hiesigen Ölregion entferne. Ich nutze hier aus, was ich kann. Aber die neuen Erwerbungen fasse ich ins Auge, um sie einer Gesellschaft zu übergeben und dabei zu gleicher Zeit mein Betriebsmaterial und meine hiesigen Bauten zu verwerten."

Nur einmal sprach sich Hallstein in so offener Weise aus, angeregt durch die Stunde und sich wohl bewußt, daß er in Morbeck einen Bewunderer seiner Kühnheit und Gewandtheit habe. Wohl

möglich, daß es ihn auch verstimmt hatte, diesmal in dessen offenem Angesicht nicht jene gewohnte Zustimmung zu seinen Absichten zu finden, die ihn sonst befriedigt hatte. Morbeck seinerseits drängte sich nicht in sein Vertrauen und fand sein Genüge in dem ihm zugewiesenen und für die gedeihliche Entwickelung des Unternehmens überaus wichtigen Wirkungskreise.

Bis jetzt nämlich hatte das Produkt, welches übrigens in destilliertem Zustande ein Leucht=material von bester Qualität war, nur am ein=heimischen Markte Abnahme gefunden; Morbeck fiel es zu, durch einen umsichtigen Geschäftsbetrieb ein weiteres Absatzgebiet zu erobern. Er widmete sich dieser Aufgabe mit einer selbst Hallstein in Verwunderung setzenden Geschicklichkeit, der ihm im Grunde nicht soviel Energie zugetraut hatte. Er gewann einen Platz am Wiener Markt. Öster=reichische und ungarische Bahnen, die sich bisher mit amerikanischem Petroleum über Hamburg ver=sorgt hatten, wandten sich gern dem vorzüglichen Öl der galizischen Quellen zu, deren Produktions=kraft dadurch einen mächtigen Antrieb erhielt. Äußerungen der Zufriedenheit lehnte Morbeck mit der Bemerkung ab, daß ein so konkurrenzfähiges

Material sich überall selbst den Sieg verschaffe. Daneben aber erzielte er bald eine billigere Verfrachtung und erreichte namentlich große Vorteile durch sorgfältige Benutzung der Wasserwege.

Oft noch des Nachts, wenn rings auf den Ölfeldern die aus den Bohrlöchern aufsteigenden und in Röhren aufgefangenen Gase zu fortgesetzter Arbeit leuchteten, schrieb er die befriedigendsten Briefe nach Hause und unterstützte seine Berichte durch Geldsendungen, die bestimmt waren, sein kleines Kapital zu stärken und die Zweifel seiner Frau zu zerstreuen.

Nach Ablauf von zwei Jahren vollzog sich die Übernahme des Ölwerkes, mit dem erweiterten Terrain, durch eine Aktiengesellschaft genau in den Grundzügen, wie sie einst Hallstein in jener vertraulichen Stunde vor Morbeck entwickelt hatte. Letzterer wurde von der Großmut des bisherigen Besitzers überrascht, der ihm am Tage der Vertragsunterzeichnung eine Summe als Dank für seine bisherigen Dienste behändigte, die fast seinem Jahreseinkommen gleichkam; nur stellte Hallstein die Bedingung, die aber den andern im Grunde genommen nur beglückte, daß er auch in Zukunft sein Geschick nicht von dem seinen trenne. Er ließ

dabei durchblicken, daß er hier nicht verkauft haben würde, wenn ihn nicht bereits andere bedeutende Pläne beschäftigten. Er hoffe, noch mehr bieten zu können wie bisher; auch hätte nun das Zigeunerleben ein Ende. Morbeck würde wieder in einer größeren Stadt leben und sich dauernd seines Hauses freuen können. So trennten sie sich vorläufig auf eine kurze Wartezeit.

Morbeck kommt zurück, mit dem Bewußtsein erprobter Tüchtigkeit und eines erweiterten Gesichtskreises, die Taschen voll Geld und der Aussicht, sich auch ferner nach seinen Kräften verwerten zu können. Er malt sich aus, je näher er der Heimat kommt, wie er das alles vor seiner kleinen Frau ausbreiten, wie er sie damit beglücken wird. Nun können sie, ohne beengende Sorge, ohne sich von einem Tage zum andern weiterrechnen zu müssen, mit Behagen an den Ausbau ihrer Zukunft denken. Wie dankbar ist er dem Freunde!

Er schließt seine junge Gattin in die Arme, und sie befreit in einem Thränenstrome ihr Herz von Leid und Sorge, die die Einsame so lange schweigend um ihn getragen. Nun beginnt Morbeck, nachdem er sie versichert hat, daß sie sich von nun an nicht mehr trennen werden, seine Mitteilungen.

Er spricht lebendig, erfüllt von der Menge neuer Eindrücke und Erfahrungen, die er inzwischen in sich aufgenommen, und mit dem herzlichen Wunsche, die geliebte Frau nun zu befriedigen und glücklich zu wissen. Er sieht bei seinen Erzählungen alle Herzensangst um den Entbehrten, alles Glück um den Zurückgegebenen sich in ihrem Auge spiegeln. Nur einmal unterbricht sie ihn mit den besorgten Worten: „Aber du siehst nicht gut aus, Hermann; es hat dich angegriffen."

Er lacht und will davon nichts wissen, und sie denkt: Ich will dich schon pflegen. Dazu haben sie seine Worte beruhigt, daß sie von nun an beisammen bleiben werden. Aber wie erschrickt sie, als sie plötzlich von neuen Projekten Hallsteins hört; als ihr der Zurückgekehrte mit der heitersten Miene versichert: „So sind wir auch in Zukunft geborgen, Elise." Denn er ist keinen Augenblick zweifelhaft, daß dem Freunde auch das neue Vorhaben gelingen werde. Und aus gepreßtem Herzen ruft sie aus: „Willst du denn immer an die Spuren dieses Mannes geheftet bleiben, der von einem Ziele seines Ehrgeizes zum andern eilen wird. In der Mühle seiner Unruhe wirst du zerrieben werden, und er wird nicht mehr nach

dir fragen, als nach dem zerschlagenen Karren, der hinter ihm zurückbleibt!“

Morbeck wollte heftig werden; er bezwang sich. Er sagte sich, sie sei gereizt durch das große Opfer, das sie bisher hatte bringen müssen, und er hoffte noch, sie zu überzeugen. Er suchte nach einem starken Argumente. Und sein bescheidener, einfacher Sinn, seine Wahrheitsliebe glaubte endlich das Rechte gefunden zu haben, und er sprach: „Elise, du bist sonst verständig; laß dich nicht von einer vorgefaßten Meinung zu weit führen. Sieh mich an, wie ich hier vor dir sitze. Ich bin zufrieden mit dem hinterlegten Werke, und Hallstein hat auch in materieller Beziehung mehr gethan als er verpflichtet war und versprochen hatte.“

„Er macht dich unfrei,“ warf sie heftig dazwischen. „Du bleibst das Werkzeug eines andern, und — eines andern, der mir nicht gefällt.“

„Auf das letzte glaube ich geantwortet zu haben,“ sagte er kurz abweisend. „Daß du noch einmal von deiner seltsamen Auffassung meiner Stellung sprichst, ist mir lieb, denn ich war im Begriff, dir darauf zu antworten. Du hast wohl nie nach dem tieferen Grunde meiner Zufriedenheit gefragt, die ich in meinem neuen Verhältnis

bekenne, obgleich es mir doch zunächst diese Trennung von dir auferlegt hat. Wie denn nun, wenn ich gerade den Platz gefunden hätte, den ich ausfüllen kann; wenn ich gar nicht dazu taugte, auf eigenen Füßen zu stehen, wenn mich die Natur mehr dazu bestimmt hätte, die Ergänzung eines Führenden, als selbst ein Führender zu sein?"

„Sage noch, daß Hallstein dieser Führende ist, und du hast genug gesagt, um dich zu erniedrigen!" entgegnete sie, und verletzter Stolz färbte ihre Stirn. „Nein, nein, so denkst du erst, seitdem du mit jenem in Beziehung gekommen. Er ist zu unserem Unheil in unseren Weg getreten."

Er wurde hart von ihren Worten getroffen, doch faßte er sich um so mehr in seiner Überzeugung zusammen und erwiderte der Erregten ruhig und eindringlich: „Daß ihr Frauen doch so gern auf einer ersten Meinung beharrt, die oft nur auf vorgefaßten Empfindungen beruht. Thatsachen türmen sich vor dir auf; sie existieren nicht für dich. Du hast nun einmal die Antipathie." Dann fügte er leiser, aber noch ernster hinzu: „Ich gebe dir zu, Hallstein hat bestimmend auf meinen Lebensgang eingewirkt und scheint ferner einen

Einfluß darauf üben zu sollen. An einen Zufall in solchen Beziehungen, solchen Wirkungen glaube ich nicht. Ich habe, nachdem ich mit Besonnenheit seinen Antrag und auch mich selbst geprüft, denselben angenommen, habe mich redlich bemüht zu eurem und meinem Gewinn und nicht zuletzt zu der Sache Vorteil; — was willst du von mir? Soll ich dem, was mir als eine neue Wendung meines Geschickes erscheint, dem mein Können und mein Wollen entspricht, mich eigensinnig entziehen? Und gesetzt, es läge nun doch ein Verhängnis für uns auf dem eingeschlagenen Wege, — ja, du Liebe, dann würde ich es als solches ruhig entgegennehmen in dem Bewußtsein, daß mein Auge doch nur einen bestimmten Kreis durchmißt; daß an den Faden, der meinen Händen entfiel, wohl ein neuer geknüpft wird und das Gewebe, redlich begonnen, doch zustande kommt, wie ein vollkommener Wille es sich gedacht hat."

Es waren noch nicht vierzehn Tage nach dieser Unterredung verstrichen, da hielt Morbeck die Nachricht in Händen, daß Hallstein im Mitbewerb um große fiskalische Erd- und Planierungsarbeiten, dicht bei einer Provinzialhauptstadt, als Sieger hervorgegangen sei. Morbeck ernannte er zum

Häupt der umfassenden Kassengeschäfte. Die Bedingungen waren günstige; die Übersiedelung sollte mit dem bevorstehenden Quartalswechsel geschehen; denn alles mußte bei Zeiten organisiert werden, da die Arbeiten selbst mit dem Beginn des nächsten Frühjahrs in Angriff genommen werden sollten.

Diese Anforderungen, die heftig auf sie eindrangen, rissen beide Gatten mit sich fort. Namentlich Frau Elise mußte derartig ihre Gedanken auf das unabwendbar Nächstliegende richten, daß sich die Gatten bald durch die gemeinsame tägliche Sorge in alter Innigkeit und Übereinstimmung befanden. Dazu kam, daß für die junge Frau, die sich gern rührte, eine Zeit fröhlichen Schaffens begann, wie sie dieselbe früher nicht gekannt hatte. Nirgends fand sie sich in ihren Einrichtungen und Wünschen für eine bescheidene Behaglichkeit in ihrem künftigen Wohnorte beschränkt; niemals fehlten ihr die Mittel wie in früheren Tagen. Außerdem weilten ihre Gedanken nicht ungern an der neuen Stätte ihres Daseins. Dieselbe war ihr nicht fremd, denn eine Schwester wohnte ihr dort. Vor allem aber konnte sie diesmal an der Seite ihres Mannes bleiben; das gab ihr Halt und Beruhigung in den

Stunden, wo die alten Zweifel sich wieder geltend machten.

Hallstein begleitete das Glück aus Galizien an den Ort seiner neuen Thätigkeit. Die Regierung baute am Eingange der Stadt eine neue monumentale Brücke über den breiten Strom. Da sie der einzige Zugang vom Bahnhof zur Stadt war, so wurde sie hochgewölbt, daß sie jeder Frachtkahn passieren konnte, ohne daß der Verkehr auf ihr unterbrochen zu werden brauchte.

Zu gleicher Zeit aber wurde nun auch zu einer endlichen Regelung der damit in Verbindung stehenden Aufgaben geschritten. Auch die Landstraße, die hier in die Stadt einlief, sollte nun die tiefer liegende Eisenbahn, in gleicher Höhe mit der bezeichneten Brücke, überschreiten, um auch hier in Zukunft Verkehrsstockungen zu vermeiden. Und endlich wurden, im Zusammenhange mit dem Brückenbau, dem Stromlauf, so weit er die Stadt berührte, scharfe Grenzen gezogen, und innerhalb derselben wurde sein Bett erheblich vertieft. Das Zusammentreffen dieser Arbeiten hatte aber für den Unternehmer den unschätzbaren Vorteil, daß die Erdmassen, die der Fluß bei seiner Regulierung hergab, ohne Zeitverlust und mit geringen

Transportkosten für die Erhöhung des unmittelbar benachbarten Terrains verwendet werden konnten.

In dieser neuen Heimat wird Morbeck ein Knabe geboren. Auch in Hallsteins persönlichen Verhältnissen geht eine Veränderung vor. Zum Erstaunen der ihm Näherstehenden verlobt sich derselbe mit einem Mädchen aus gebildeter, aber unbemittelter Familie. Es war die Tochter eines Baumeisters, mit dem Hallstein geschäftlich zu verkehren hatte, die sein Herz gewonnen zu haben schien. Die Hochzeit wurde nach wenigen Monaten gefeiert. Zu Morbecks inniger Freude stellte sich ein Verkehr zwischen den beiden Frauen her, der von Anfang an, auch von seiten *seiner* Frau, einen herzlichen Charakter hatte. Denn über die Einfachheit und das liebenswürdige Entgegenkommen der jungen Gattin Hallsteins gab es nur eine Stimme. Diese freundschaftlichen Beziehungen gestalteten sich um so natürlicher, als die angespannte Thätigkeit, die beide Männer in dieser Zeit entfalten mußten, sie viel von Haus fernhielt. Als im zweiten Jahre seiner Ehe auch Hallstein ein Sohn geboren wurde, kamen die Erfahrungen der Frau Elise als junge Mutter auch ihrer Freundin zu gute, und ihre Beziehungen gründeten sich immer fester auf dem

Boden gemeinsamer Interessen und Pflichten. Die Frauen nannten sich „du“, die Männer blieben beim „Sie“. Damit war eine Schranke zwischen den letzteren bezeichnet, die von der einen Seite geflissentlich aufrecht erhalten schien, während von der anderen weniger denn je die Absicht war, sie zu überschreiten.

Nachdem Hallstein auch aus seiner zweiten Unternehmung mit großem Gewinne hervorgegangen war, hatte sich sein Wagemut, noch ehe die letzten Arbeiten beendet waren, schon ein neues Feld seiner Thätigkeit gesucht. Es zog ihn nach Berlin. Hier kaufte er von dem Militärfiskus ein Grundstück, das fast ein kleines Stadtviertel einnahm, zu gleicher Zeit mit den darauf befindlichen, zum Abbruch bestimmten Baulichkeiten. Drei Straßen umfaßten den ausgedehnten Komplex, der die Form eines Dreiecks hatte. Durch die Veräußerung der nach einem Platze günstig vorspringenden Spitze dieses Terrains, worauf der imposante Bau eines Hotels sich erheben sollte, stärkte er schon wieder seine Kraft, bevor er noch zur Ausführung seiner ursprünglichen Idee schritt. Denn nach einem Plane seines Schwiegervaters ließ er die alten, aber festen Bauten in glänzende

Kaufläden, Warenlager, Festsäle und öffentliche Versammlungsräume verwandeln, ja, es blieb auch noch Platz für eine elegante Restauration und ein Café.

Morbeck hatte wieder alle Hände voll zu thun und kam oft recht abgespannt nach Hause. Hier aber ließ er alles Geschäftliche hinter sich, und der Mann, der den ganzen Tag mit heißer Stirn hinter seinen Korrespondenzen und Büchern gesessen, entfaltete nun im Verkehr mit Frau und Kind die ganze Liebenswürdigkeit eines Menschen, der den Reichtum der Kindesseele mit sich genommen hat ins Mannesalter.

Eines Tages saß Morbeck vor seinem Kindchen auf der Erde und machte ihm so viel Possen vor, daß der kleine Otto mit Lachen und Jauchzen das Haus erfüllte. Die Mutter, mit einer Arbeit beschäftigt, schaute glücklich auf das ausgelassene Treiben. Beide Eltern waren so in Anspruch genommen von dem jubelnden, mit Armen und Beinen zappelnden Jungen, daß sie den Eintritt der jungen Frau Hallstein gar nicht bemerkt hatten, die schon eine Weile ein stiller Zeuge dieser freundlichen Familienscene war. Als die junge Frau nach einem kurzen Besuche wieder Abschied

nahm, legte sie ihre Hand auf den Arm der sie hinausbegleitenden Freundin und sagte mit thränenumflortem Blick: „Elise, wie glücklich bist du! Dein Mann hat Zeit für deinen Knaben!“ Dann wandte sie sich schnell und entfernte sich, ohne eine Antwort abzuwarten.

Frau Morbeck war überrascht von diesem Ausbruch einer Empfindung, die auf einen geheimen Stachel wies. Sie wußte, wie hoch die Freundin von der Bedeutung ihres Mannes dachte, wie sie stets geräuschlos bemüht war, dem Vielbeschäftigten jede Hemmung, jeden Verdruß aus dem Wege zu räumen und ihm sein Haus zu einer Stätte ungestörten Friedens zu machen. Die einfach Erzogene sonnte sich in den Erfolgen ihres Mannes und blieb doch selbst mit ihren Interessen mehr dem Hause als einer geräuschvollen Geselligkeit zugewandt. Frau Elise nickte schweigend vor sich hin. Sie begriff nicht nur den augenblicklichen Kummer der Freundin, sondern befürchtete auch für die Zukunft noch härtere Kämpfe für sie, die aus dem Gegensatze einer weicheren Empfindung zu Hallsteins Eigenart erwachsen mußten.

Inzwischen führte der letztere auch das Berliner Unternehmen glänzend zu Ende. Und hier, wo

er sich durch den allgemein angestaunten Umbau gewissermaßen einen Namen erworben, wo er sich nicht ohne Genugthuung schon zu den höchst- besteuerten Bürgern zählen durfte, wollte er bleiben. Er fühlte, hier, auf dem Boden der Großstadt, war der Platz für seine weitere Entwickelung, aber sie sollte sich nach einer anderen Richtung bewegen als bisher; er wollte sich hier stattlich begründen, und Geschäft und Haus mußte sich ansehnlich darstellen. Er wurde Teilhaber eines Hütten- und Walzwerkes in einer westlichen Provinz und wurde es nach einer Reihe von Jahren durch seine Kapitalsmacht in einem Grade, daß sein Wille in der Leitung der entscheidende war. In Berlin errichtete er an zwei Stellen, weithin sichtbar durch die Ausdehnung und die Gediegenheit der Bauten, Lagerräume für eiserne Träger, Schienen, Stabeisen und gewalztes Eisen mit den dazu gehörigen Schmiede- und Schlosserwerkstätten. Dem Hauptcomptoir stand Morbeck vor.

Die Frau des letzteren war glücklich, ihn endlich einer ruhigeren und gleichmäßigeren Thätigkeit wiedergegeben zu sehen. Er mußte ihr leise zustimmen. Die letzten Jahre hatten ihn durch die oft von allen Seiten auf ihn einstürmenden,

oft kaum zu bewältigenden Anforderungen hart mitgenommen. Einmal war er zum Liegen gekommen. Zwei Zeilen Hallsteins, die unter freundlicher Form die Absicht nicht verbergen konnten, rissen den halb Genesenen wieder empor. Er sprang auf mit den Worten: „Er hat recht; es muß gehen!"

Und es war gegangen; aber die bösen Folgen hatten sich in einem schwer überwundenen Rückfall geltend gemacht, und Frau Elise sah dem leicht nach vorn Gebeugten oft mit besorgtem Blicke nach. Er aber schien durch nichts beunruhigt; bei seiner strengen Zeiteinteilung gewann er wieder mehr Freiheit für seine Familie, der jetzt noch ein Töchterchen angehörte, und seine heitere, gleichmäßige Gemütsstimmung verscheuchte auch wieder die Sorgen seiner Frau.

Zuweilen konnte er sich nicht enthalten, ihrer früheren Warnungen und Vorurteile zu spotten. „Sieh," sagte er dann wohl, „kann unsere Lage günstiger sein? Ich habe eine gesicherte Stellung an der Spitze eines großen Bureaus, mein Gehalt erlaubt mir eine behagliche Lebensführung, und du weißt, es bleibt noch übrig, um auch die Zukunft zu bedenken."

„Du stets Zufriedener!“ schalt die Frau, halb mißmutig und halb gerührt; „wahrlich, Hallstein hat dich Nimmermüden genau nach deinem Verdienst und gemäß seinem Gewinne gestellt. Ist's nicht so?“

„Laß das, Elise!“ entgegnete er mit deutlicher Mißbilligung. „Er hat gewagt — ich nicht. Was mir jetzt Ruhe giebt, dank' ich ihm. Ich bin zu nichts verpflichtet worden, dessen ich mich hätte schämen müssen; bei jedem Unternehmen, bei dem ich beteiligt gewesen, ist etwas sichtbar Nützliches für die Gemeinschaft zustande gekommen, und mein Einsatz an Kräften dabei reut mich deshalb nicht.“

Die Familie Morbeck wohnte in der Kochstraße, nicht weit von der Wilhelmstraße. Hallstein hatte sich in der Lennéstraße ein Haus ganz nach seinen Ideen umbauen und einrichten lassen. Es begann jetzt eine neue Epoche seines Daseins; er öffnete seine glänzenden Räume der Gesellschaft, ohne daß man hätte sagen können, daß er eine plötzliche und lächerliche Wandlung vollzog. Wer zu ihm kam, mußte gewisse Qualitäten besitzen. Er hatte nicht die geringste Eile, sich eine buntgemischte Gesellschaft zusammenzusuchen, ja, er ging eher zu weit in der strengen Auswahl seiner Freunde und Gäste. So wuchs sein Zirkel langsam,

erwarb aber bald den Ruf einer gewissen Exklusivität. Ein leidenschaftlicher und rüstiger Jäger war er immer gewesen und hatte in Galizien oft Tage lang diesem Vergnügen in seinen wechselnden Formen gefrönt. Jetzt erwarb er einen der vielseitigsten und ausgedehntesten Jagdgründe im Süden Berlins. Für die bildenden Künste fehlte es ihm nicht an Sinn und Neigung. Er kaufte nach reiflicher Überlegung, sah Künstler in seinem Hause, bildete sich an ihrem Urteil und verstand immer noch mehr von den Dingen, als er darüber zu äußern liebte. Im übrigen lebte er wie andere Leute von seinem Reichtum und seiner gesellschaftlichen Stellung und suchte den Genuß auf, ohne unmäßig zu sein. Er gab sein Geld wie ein Grand seigneur aus, ohne für seine Lebensgewohnheiten seinen Etat zu überschreiten, der ja im übrigen groß genug war; auch wußte er ganz genau, nach welchen Richtungen hin er besonders durch seine Ausgaben sein Relief zu erhöhen habe.

Ein Zug fehlt noch in diesem Bilde. Er reiste gern, viel und mit Nutzen, aber in dieser Zeit fast immer allein. Es ist wahr, einen Anspruch an physische Kraft und geistige Aufnahmefähigkeit, wie er ihn an sich selbst stellte, konnte er kaum einem

anderen zumuten. Seine Ziele waren bei diesen, oft Monate umfassenden Reisen meist die großen Städte, Geschäfts- und Industriecentren, aber sein Aufenthalt daselbst hatte in seltenen Fällen einen bestimmten geschäftlichen Zweck; er folgte nur einer innersten Neigung, wenn er immer wieder und wieder Paris, London oder New-York aufsuchte und sich mit ihrem eigentümlichen Leben mehr und mehr vertraut machte. Es schien ihm ein Bedürfnis, sich von Zeit zu Zeit von dem starken Lebensstrome, der in diesen Centralen brauste, berühren zu lassen.

Wenn er aber an diesen Stätten auch offenbar ein lebhaftes Interesse für die Bewegungen des Weltmarktes in Bezug auf seine Industrie, wie auf den Geldverkehr hatte, so führten ihn diese Anregungen in den nächsten Zeiten nicht über seine gegenwärtigen geschäftlichen Grenzen hinaus. Nur sah er gern die Männer der Großindustrie und der hohen Finanzwelt, deren Bekanntschaft er auf diesen Reisen gemacht, wenn sie ihrerseits nach Berlin kamen, in seinem Hause, hörte sie gern und nicht ohne eigene bescheidene Beschränkung, aber doch mit der geheimen Befriedigung, sich ihnen nahe und geistesverwandt zu fühlen. Auch hielt

er alle diese Verbindungen mit großer Sorgfalt aufrecht.

Trotz der gänzlich verschiedenen Lebensverhältnisse der Familien Hallstein und Morbeck blieb doch ein Band zwischen ihnen durch die Beziehungen der Frauen erhalten. Frau Hallstein suchte nach wie vor in den großen und kleinen Fragen des Lebens ihren ersten Rat bei den Freunden in der Kochstraße, denn ihr Vater wohnte nicht in Berlin, und bei der häufigen Abwesenheit ihres Mannes kam auch Frau Morbeck in das Haus in der Lennéstraße.

Mit den Jahren aber, als die fast gleichalterigen Knaben in beiden Familien heranwuchsen und zusammen die Schule besuchten, bildete deren Freundschaft ein neues Bindemittel. Den Vater sah Günther nur wenig, selbst wenn derselbe zu Hause war. Er sah ihn mehr eilig, wortkarg und spöttisch, als freundlich und eingehend auf seine kleinen Interessen. Was er von diesen nicht zur Mutter flüchten konnte, trug er zu den Morbecks, denn hier hatte er nicht einen Freund, sondern viele. Allen war er zu jeder Stunde willkommen, den Eltern, seinem Freunde Otto wie der kleinen Constanze. Was waren ihm zu Hause die glänzenden Räume und der schöne Garten? In der

Kochstraße war der Tummelplatz seiner Kinder- und Knabenspiele. Auf dem kleinen Hofe baute er mit Otto seine Burgen und schlug seine Schlachten, und wenn es nicht zu toll herging, war überall Constanze die dritte im Bunde.

Aber ein kindliches Vertrauen und eine herzliche Zuneigung, aus welcher sich in späteren Jahren fast eine Liebe entwickelte, wie man sie sonst nur dem Vater entgegenbringt, empfand er für Morbeck. Und allerdings besaß dieser Eigenschaften, die ihm jedes jugendliche Herz gewinnen mußten. Er hatte zunächst eine natürliche Freundlichkeit in seinem Wesen, die der Abglanz seines ruhigen, heiteren Gemütes war. Damit zog es ihn aber mit besonderer Kraft zu denen, für die jene Eigenschaften Licht und Wärme sind, ohne die sie nicht gedeihen können Wie oft saßen an Sonntagnachmittagen, da die Kinder noch klein waren, die beiden Frauen bei einander und sahen mit stillem Entzücken den Spielen der drei Kinder zu, die Morbeck mit einer Lebhaftigkeit leitete, bei der sich sein eigenes Interesse von dem der Jugend in nichts unterschied.

In der großen Hinterstube war eine lange Tafel aufgeschlagen, auf der sich eine ganze

Landschaft mit Burg, Wald, Fluß und Stadt darstellte. Das Ganze war belebt von allerlei handelnden Menschen, von Schiffen, Fuhrwerk, besonders aber von marschierenden oder in verschiedenen Stellungen befindlichen Kriegern. Letztere waren von entzückender Naturwahrheit. Es war nicht der flache, verbogene Bleisoldat, der hier etwas vorstellen wollte, sondern man sah hier ganze Kolonnen plastischer, genau der Wirklichkeit nachgebildeter Infanteristen, Kavalleristen und Artilleristen die Manöver ausführen. Die gesamte Aktion leitete Morbeck nach einem wohlüberlegten Plane mit sichtlichem Feldherrngeschick. Er belebte und lenkte die Phantasie der Kinder, von denen jedes seine Aufgabe in der Gesamthandlung durchzuführen hatte, und er bediente sich dazu des Mittels des Dialogs, den er den Hauptpersonen des Schauspiels in den Mund legte. Gern machte er dabei eine burleske Wendung, um den Ernst der Situation zu unterbrechen; die Spannung der Kinder löste sich in Lachen und Jubel, und so hatten auch die zuschauenden Mütter ihren reichlichen Teil an der Unterhaltung.

In einem gewissen Zusammenhange mit diesen Vergnügungen entwickelte sich bei den Kindern, als

sie heranwuchsen, die Lust an theatralischer Darstellung. Das Puppentheater genügte nicht mehr; sie wollten sich selbst in der Handlung sehen. Ihr alter Spielkamerad verließ sie dabei nicht und teilte mit freundlichem Lächeln alle ihre Anschläge vom ersten Keime bis zur schönsten Entfaltung.

Hatte Morbeck sich überzeugt, daß in der Schule alles wohlstand — denn dies wurde vorher eingehend erforscht —, ging man mit Feuereifer an das große Unternehmen. Sonntage oder schöne Ferientage boten die Zeit dazu, das Morbecksche Haus durch Böden und Winkel den auserlesenen Schauplatz. Am Ende des Hofes war über einer Wagenremise noch ein bodenartiger, aber heller Raum, der zur Aufbewahrung von allerlei Gerümpel, auch alten Tischen, Stühlen und Spinden diente. War das schon ein prächtiger Raum, Dekorationen zusammenzukleben und zu bemalen, so hatte auch der Boden noch sein Geheimnis. Durch eine Luke stieg man hinab auf ein flaches Dach, das allerdings von drei Seiten von Mauern umschlossen war, nach der vierten aber den Blick in das Gärtchen des Nachbars gewährte. Otto hatte in geschickter Weise die kahlen Wände mit einem Spalier von Bohnen- und Wickengerank

überkleidet und solide Bänkchen zusammengezimmert, und so war dies Plätzchen, geschützt vor Wind und beschienen von warmen Sonnenstrahlen, ein recht heimlicher Zufluchtsort für die Kinder. Aber auch der Vater stieg gern an warmen Sommerabenden oder hellen Sonntagvormittagen zu ihnen hinauf, ließ sich in ihrem Kreise nieder und tauschte ein paar freundliche Worte mit dem Nachbar, der sein Gärtchen besprengte oder im Schatten seines alten Nußbaumes ruhte. Hier harrten jetzt, auf den Boden gebreitet, die großen weißen Flächen der zusammengeklebten Papierbogen der Künstlerhand, die sie mit Zeichnung und Farbe in einen Waldhintergrund oder eine Zimmerdekoration verwandeln sollten. Winkelmaß, Zirkel und Lineal waren zur Hand, Otto that beim Entwurf das beste. Günther und Constanze mischten indessen Farbe und säuberten Pinsel. Dann aber kamen auch sie an die Reihe. Große Flächen wurden von ihnen wirkungsvoll mit blau, rot oder grün bedeckt. Constanze als die jüngste durfte lustig drauf los pinseln, Günther hatte die Verantwortung dafür, daß sie in den zugewiesenen Grenzen blieb, die er sauber zu markieren hatte. Nachher kam Otto noch einmal und gab dem Ganzen Schatten und Licht; besonders

bei der Vollendung von Waldpartieen wurde seine Geschicklichkeit von den beiden anderen höchlich bestaunt.

Die aufzuführenden Stücke hatte die Jugend gewöhnlich schon bereit in einer Kinderkomödie oder noch öfter in einem eigenen Entwurfe. Immerhin war das Vorliegende nur roh und harrte geeigneter Entfaltung. Dazu gruppierten sie sich wieder um den stets bereiten Morbeck, der übrigens genau wußte, was ihm bevorstand. Er half ihnen jedoch nur bedingt; sie mußten sich selbst anstrengen, finden, verwerfen, Gründe für ihre Entscheidungen beibringen. Die tollsten Einfälle überstürzten sich oft, vermehrten die Heiterkeit, ließen endlich aber alles zu einem guten Ziele kommen, zu dem sie der Vater unvermerkt geleitet hatte, ihnen selbst alle Freude der Erfindung überlassend.

Dann kam der Tag der Aufführung mit seinem geheimnisvollen Gethue und mit seiner Aufregung. Dazu wurde ihnen das lange Hinterzimmer preisgegeben, und sie durften darin alles auf den Kopf stellen. Zuschauer waren die nächsten Angehörigen, und an Beifall auf der einen, an Genugthuung auf der anderen Seite fehlte es nicht. Aber

wehmütig streifte an solchen Abenden Morbecks Blick die Reihe der Zuschauenden und ruhte dann lange auf dem hübschen Knabengesichte Günthers. Er mußte daran denken, daß ein Platz unter ihnen schon drei Jahre leer war und diese Lücke sich ihnen nicht schließen wollte. Die Mutter Günthers war von dieser Welt geschieden mit dem heftigen Schmerze, ihren Knaben allein lassen zu müssen. Morbeck wußte, was ihr den Abschied so schwer gemacht und durfte sich nie lange dieser Erinnerung hingeben, ohne davon ergriffen zu werden; denn im Hallsteinschen Hause hatte sich inzwischen viel verändert.

Nach dem Trauerjahre war in dasselbe eine neue Herrin eingezogen, die ganz dazu angethan war, den prächtigen Rahmen, der sie mit der neuen Verheiratung aufnahm, völlig auszufüllen. Sie war aus einer vornehmen Beamtenfamilie, und ihr Mann, der als Major an der Spitze eines Garde-Infanteriebataillons bei Nachod gefallen war, hatte sie mit einer damals zehnjährigen Tochter in nicht eben glänzenden Verhältnissen zurückgelassen.

Morbeck fürchtete für Günther, und er hatte seine Gründe dazu. Eines Tages hatte sich, infolge

der oben angeführten Vorbereitungen, der Junge bei ihnen verspätet und glaubte Vorwürfe für sein langes Ausbleiben zu erhalten. Morbeck, der nur in zwingenden Fällen das Hallsteinsche Haus betrat, konnte die Verlegenheit seines Lieblings nicht lange sehen und entschloß sich, ihn zu begleiten und beim Vater seine Entschuldigung zu führen.

Hallstein empfing ihn in seinem Zimmer mit einer überraschenden Freundlichkeit. Er beachtete die Worte des Eintretenden kaum, nahm ihm aber den Hut aus den Händen, bat ihn, sich zu setzen und schickte Günther hinaus, er möge den Besuch der Mutter und Schwester ankündigen. „Sie müssen meine Frau sehen, Morbeck,“ sagte er dann im Tone alter Vertraulichkeit. „Sie können sich denken, ich habe ihr manches aus früheren Tagen erzählt. Ihr Name ist oft genannt worden. Sie möchte Sie kennen lernen, zumal sich auch Günther nach wie vor in Ihrem Hause so heimisch fühlt.“

In diesem Augenblicke kamen schon die Benachrichtigten mit dem Knaben zurück. Die Dame erschien in einer für das Haus und die Tageszeit fast zu kostbaren Toilette. Sie hatte den rechten Arm um Günthers Schulter gelegt, der, obgleich zu Morbeck oft von einer gewinnenden Zärtlichkeit,

sich sichtlich unbequem in dieser Stellung befand. Halb hinter der Dame trat ein etwa vierzehnjähriges Mädchen ins Zimmer, das mit seinen zarten Farben und dem vollen Haar das lebendige Abbild der Mutter war. Aber trotz der natürlichen Gaben fehlte es dem Mädchen an der Helligkeit, die sonst diesem Alter eigen; es hatte etwas Unsicheres und Nervöses und blickte unfreundlich zu dem Knaben hinüber, den es an der Seite der Mutter sah.

Das Gespräch entwickelte sich leicht und bequem. Die Dame sprach mit der Gewandtheit und Leichtigkeit der Welterfahrenen; aber sie hatte oft etwas Forschendes in ihren Fragen, und Morbeck fühlte durch alle Freundlichkeit der Form das Mißtrauische ihres Blickes. Hallstein machte nur hin und wieder einen Einwurf, aber seine Miene zeigte die Befriedigung eines Mannes, der seine Frau gern glänzen sieht.

Wer Morbeck an jenem Abend die hell erleuchteten Treppen in der Lennéstraße herabsteigen sah, der mußte denken, daß er hinter der Thür, die ihn soeben entließ, eine niederschmetternde Nachricht erhalten habe, so kummervoll blickten seine Augen. „Armer Günther,“ murmelte er,

„du brauchst Wärme, und da oben ist nicht alles, wie ich es für dich wünsche."

Es war noch nicht ein Jahr vergangen, da kam der Knabe in eine Pension zu einem alten Oberlehrer seines Gymnasiums, der Morbeck schräg gegenüber wohnte. Günther war in der letzten Zeit sehr still geworden, hatte auch in der Schule nachgelassen; so erschien die Maßregel gerechtfertigt. Einmal eindringlicher um den Grund befragt, sprach er in einer ihm sonst fremden und heftigen Weise von einem Zerwürfnis mit der Schwester, brach dann aber plötzlich ab und blickte finster vor sich hin. Morbeck befragte ihn nie wieder, hatte jedoch noch mehr auf ihn acht als früher.

Es war eine Pension von großem Rufe, der er überwiesen war. Auswärts wohnende vornehme Eltern gaben gern ihre Söhne hierher, damit sie ihre Schulbildung beendeten. Aus diesem Grunde waren die Pensionäre meist junge Leute, die, so lange wie möglich in der Heimat zurückgehalten, nur den oberen Klassen des Gymnasiums angehörten. Günther, der jüngere, wurde von ihnen nicht als voll angesehen, hatte manche Neckereien und Bedrückungen zu erdulden und hielt sich soviel wie möglich für sich. Was war natürlicher, als daß er jede Stunde, ja

ganze Sonn- und Feiertage in dem benachbarten Morbeckschen Hause zubrachte. Der alte, freundliche Vorsteher, der zuweilen, bei allzu lauten Scenen zwischen den jungen Leuten, intervenieren mußte, erkannte wohl die übele Lage des Knaben, ohne ihr doch ganz abhelfen zu können. Da er nun wußte, in welcher Familie sein Zögling die freie Zeit zubrachte und er ihn überdies, bei der Nachbarschaft der Häuser, leicht kontrollieren konnte, so gewährte er ihm für seine Besuche daselbst die weiteste Freiheit.

Eine Zeitlang nach der zweiten Heirat Hallsteins hatte sich Morbeck der Befürchtung hingegeben, er könne den Knaben, der ihm aus mehr als einem Grunde wie seine eigenen Kinder ans Herz gewachsen war, verlieren. Daß es nicht geschah, daß sich alles so anders, fast so nach seinen Wünschen gestaltete, sah er als eine Fügung an und widmete sich seinem Schützlinge mit noch größerem Bedachte als früher. Die Versuche, sein Herz mehr dem Vater zu gewinnen, mußte Morbeck aufgeben, wenn er nicht das Gegenteil erreichen wollte. Die ganzen Umstände des großen Hausstandes, die geringe Zeit, da sich Vater und Sohn sahen, schienen dem Verhältnis zwischen ihnen die natürliche Wärme

zu rauben. Zu seiner großen Beruhigung bemerkte Morbeck daher, daß, seit dem Eintritt der zweiten Frau in sein Haus, Hallstein dem Knaben ein größeres Interesse zuwandte, er ihn herzlicher bewillkommnete, einen wärmeren Ton ihm gegenüber anschlug. Günther selbst war es, der sich zu seines Beschützers Freude, wenn auch spärlich darüber äußerte. Diese Besserung der Beziehungen war wohl weniger der zweiten Mutter des Knaben, als einer gerechten und natürlichen Empfindung Hallsteins zuzuschreiben, der den Heranwachsenden, nach dem Tode seiner rechten Mutter, mehr an sich zu ziehen strebte.

Noch an einem anderen Manne außer Morbeck hing das Herz Günthers, obgleich er ihn nur wenig gesehen hatte und derselbe auch jetzt wieder fern war. Es war der einzige, ihm noch lebende Blutsverwandte, ein Bruder seiner verstorbenen Mutter. Gegenwärtig befand er sich, als Offizier in einem Dragonerregiment, noch auf französischem Boden. Morbeck hatte ihn bei dem Begräbnis der Frau Hallstein gesehen. Er stand ihm bei der Trauerfeier gegenüber und konnte nicht umhin, dieser schönen soldatischen Erscheinung, der sein Liebling wie aus den Augen geschnitten war, ein

besonderes Interesse zuzuwenden. Auch der Offizier seinerseits blickte öfter zu Morbeck hinüber. Nach Beendigung der Trauerhandlung hatte sich Morbeck schon von den Seinen getrennt, um noch einmal in sein Comptoir zu gehen, als er eilige Schritte hinter sich hörte und den Genannten vor sich sah, der ihn um die Erlaubnis bat, ihn ein Stück begleiten zu dürfen. Was sie nun miteinander sprachen, wurde der Anlaß, daß Premierlieutenant Kettner, ehe er sich in seine Garnison zurückbegab, die seiner verstorbenen Schwester so befreundete Familie noch einmal aufsuchte und mit Morbeck ein Gespräch unter vier Augen hatte.

Der Gegenstand der Unterredung war die Zukunft Günthers, über welche er sich in leidenschaftsloser, aber ernster Weise aussprach. Die Entwickelung der Dinge gab seinen Befürchtungen nur allzu recht. Er bat schließlich um die Erlaubnis, von Zeit zu Zeit Erkundigungen über den Knaben einziehen zu dürfen und ersuchte bei der Beantwortung neben den äußeren Umständen ebenso die innere Entwickelung seines Neffen zu berücksichtigen. Er wisse von seiner Schwester, an wen er sich in dieser Beziehung wende und danke im voraus für alle Bemühungen Morbecks.

Nun waren auch in gewissen Zwischenräumen Briefe ausgetauscht worden, und von Zeit zu Zeit waren kleine Sendungen eingetroffen, dazu bestimmt, dem Knaben eine Freude zu machen. Dann war aber der Lieutenant beim Ausbruch des Krieges 1870 mit seinem Regiment ins Feld gerückt, und die letzte Nachricht kam aus einem Lazarett in Reims, wo der Briefschreiber an einem Stich durch die rechte Schulter übel daniederlag. Morbeck hatte, namentlich beim Eintritt der veränderten Verhältnisse im Hallsteinschen Hause, immer mit einer Art von Beruhigung an diesen Oheim Günthers gedacht. Er traf offenbar in seiner Liebe und Sorge für den Mutterlosen mit diesem Manne zusammen, der ihm überdies durch Haltung und Wesen ein unbedingtes Vertrauen eingeflößt hatte. Um so mehr erfreuten ihn endlich Nachrichten von der, wenn auch nur bedingten Wiederherstellung des Verwundeten, die es noch zweifelhaft erscheinen ließen, ob er dem Dienste würde erhalten bleiben können.

In den Jahren, die nun folgten, da Günther die Entwickelung vom Knaben zum Jünglinge durchmachte, wurde das Morbecksche Haus erst recht eine Ruhestätte für ihn nach der Mühe und Unrast

des Tages, ein Zufluchtsort für sein liebeheischendes Gemüt. An den Winterabenden war er ein nie fehlendes Glied des Familienkreises, der sich um den großen Tisch in der behaglichen Hinterstube versammelte. Oft erschien er schon um sieben oder halb acht, wenn es seine Zeit erlaubte, und teilte ohne weiteres die Abendmahlzeit der Familie. Wenn aber die hohe Altväter-Standuhr mit ihrem tiefen, vollen Schlage die achte Stunde verkündet hatte und der Erwartete war noch nicht da, wurde Morbeck unruhig und verwunderte sich ein über das andere Mal, wo denn „der Junge" so lange bliebe. Und das wußten alle: Kam er nicht, dann hielt der Vater seine besten Mitteilungen und Geschichten noch zurück, damit sie Günther nicht entgingen. Oft genug empfing noch den sechzehn- und siebzehnjährigen die vier Jahre jüngere Constanze mit dem Wort: „Junge, wo bleibst du denn so lange, der Vater wartet schon auf dich!"

Dann nahm er seinen bestimmten Platz an der Seite des alten Morbeck, zu dessen rechter Otto saß. Dem Vater gegenüber hatte die Mutter mit Constanze ihren Platz. Vorgelesen wurde sehr selten. Diese Stunden gemeinsamen Beisammenseins hatte Morbeck zu gegenseitiger Mitteilung,

zum Austausch des über Tage Aufgenommenen bestimmt. Jedes der Kinder wurde herangezogen, das Seinige vorzubringen. Das liebevolle Interesse der Erwachsenen, die Gewohnheit sich auszusprechen, machte ihnen die Erfüllung dieser Forderung leicht. Was sie in der Schule, auf der Straße, bei einem Ausfluge gesehen und gehört, wechselte mit Fragen, von denen sie wußten, daß sie bereitwillige Erörterung und Beantwortung fanden. Hatten die Kinder nichts mehr vorzubringen, dann gab der Vater allerlei Unterhaltendes und Belehrendes zum besten, was sein Gedächtnis sorgfältig für sie bewahrt und sein Vortrag geschickt für sie zubereitet hatte.

Bei Morbeck flossen alle diese Abendunterhaltungen aus einer Quelle. Er ließ sich nieder inmitten der Seinen, teils um an allen ihren Erlebnissen, auch den kleinsten, den innigsten Anteil zu nehmen, teils um aus dem Schatze seiner Erfahrungen, aus Litteratur und Tagesschriften ihnen das beste, was er wußte, darzureichen.

Er war zum Manne gereift unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV., dessen hohe Begabung er bewunderte, für dessen reine Absichten er die innigste Verehrung empfand. Mit tiefem

Schmerze hatte der klare, ruhige Mann mit der altpreußischen Gesinnung die Verwirrungen am Ende der vierziger Jahre durchlebt, seines Königs und Vaterlandes schwere Zeit im Innersten mit durchkämpft, um dann mit hochschlagendem Herzen unter Wilhelm I. die zielbewußte und gottgesegnete Wiederaufrichtung des deutschen Gesamtvaterlandes zu verfolgen.

Was er aber auch an die Kinder brachte in religiöser, sittlicher oder patriotischer Beziehung, nie trat er lehrhaft auf. Einerseits hatte er solche Lust daran, mit den jüngeren zu sein, daß diese die deutlichste Empfindung davon hatten und ihm ihr volles Vertrauen schenkten, andererseits war er so durchdrungen von seinen Überzeugungen, daß sie sich ungezwungen auch an die einfachste Äußerung anknüpften, zumal es ihm immer Herzensangelegenheit blieb, mit allem, was er besaß, den jugendlichen Gemütern zu dienen.

Diese Art des Hausherrn gab auch für den ganzen Familienkreis den Ton an, der von selbst alles Gewaltsame, Unfreundliche ausschloß. Die Kinder wurden wohl einmal laut, wie es ihnen natürlich war, sie blitzten sich zuweilen mit einer kurzen Bemerkung an, oder Constanze focht mit

Günther zwischendurch eine besondere Fehde aus; schüttelte der Vater aber mißbilligend den Kopf, hob er beschwichtigend die Hand, beruhigten sich die erregten Gemüter oder vertagten wenigstens den Streit bis zu gelegenerer Zeit, denn jeder fürchtete, den Verehrten zu erzürnen. Gewöhnlich vergingen diese Stunden so schnell, daß Günther, von der vorgeschrittenen Zeit überrascht, mit Gewalt zur Eile und zum Abschied gedrängt wurde, was dann oft die übermütige Jugend zu einem lustigen Schlußakt benutzte.

In diesen Beziehungen, unter diesen Einwirkungen gehen, nach den Veränderungen im Hallsteinschen Hause, vier bis fünf Jahre dahin. Otto Morbeck kommt bei seinem ausgesprochenen Zeichentalent auf die Akademie, Günther, im achtzehnten Jahr, sieht seinem Abgange von der Schule entgegen. Da trifft Morbeck an einem kalten Februartage eine Depesche, die ihn veranlaßt, sich sofort im Geschäftsinteresse nach Ostpreußen zu begeben. Hallstein weilte mit Frau und Tochter an der Riviera. Die Sache litt keinen Aufschub, und ohne Besinnen, obgleich von einem heftigen Katarrh gequält, begab sich der gewissenhafte Mann sofort auf die Reise.

Die Anstrengungen derselben, Hemmungen und Aufregungen am Ziele selbst, ließen ihn krank zurückkehren. Der Arzt erkannte eine Entzündung der Brustorgane, hoffte aber noch auf einen gutartigen Verlauf. Er schonte die besorgte Frau soviel als möglich, gab aber andererseits strenge Weisungen. Unter sorgfältigster Pflege schien eine allmähliche Lösung des Krankheitsprozesses einzutreten. Das Fieber ließ nach, es trat eine Beruhigung des Kranken ein. Er saß auf, wenn auch noch matt, und belebte durch seine Heiterkeit seine ganze Umgebung.

Von einem alten irischen Abt und Missionar wird erzählt, er sei durch kein Kornfeld geschritten, ohne die betende Hand über dasselbe zu strecken. Er segnete den Windhauch, der ihn kühlte, die Milch, die ihn labte, das Roß, das ihn trug. Er breitete die Arme aus über das Meer, das ihm den Gast zuführte. Solch ein unabläßig Dankender und Segnender schien in diesen Wochen — es waren trotz der scheinbaren Besserung seine letzten — der Kranke zu sein. Aber eine unendliche Liebe strahlte aus seinen Augen auf die Kinder, wenn sie, wie er es verlangte, in der Nähe seines Sitzes, in der

Hinterstube saßen und ihr flüsterndes Gespräch sein Ohr erreichte.

Und als, nach dem unerwarteten Rückfall, er sich schwächer und schwächer werden fühlte, da versammelte er noch einmal alle seine Lieben um sich, sprach zu jedem ein kurzes, letztes Wort und nahm Abschied von ihnen. Weinend verbarg hinter seinem Stuhl die Mutter das Haupt.

Ruhig den Tod erwartend, obwohl er noch im besten Mannesalter stand, hatte er klar und fest seine letzten Anordnungen getroffen. „Ihr werdet zu leben haben," sagte er zu seiner Frau, „wenn ich auch hoffte, mehr für euch thun zu können. Die Hauptsache ist, du kannst deine Kinder für das Leben wohl vorbereiten. Klage nicht um mich. Ich war ein fröhlicher Arbeiter an der bescheidenen Stelle, wo ich stand. Nun denk' ich mir, ich werde auf ein anderes Arbeitsfeld gerufen, da ich mit euch einst wieder vereint sein werde. Verlange nie etwas von Hallstein, es würde mich betrüben. Ich habe ihm gern gedient; ich möchte nicht, daß er denken könnte, ich habe mich an sein Glück gehängt."

Einige Wochen nach dem Abschluß dieses schlichten Daseins, machte der zuletzt Genannte

einen Besuch bei der Witwe des Verstorbenen. Im Laufe der Unterredung äußerte er, sollte man jetzt oder später nach irgend einer Richtung seiner Hülfe bedürfen, er wäre jederzeit dazu bereit und würde eines treuen Dieners nicht vergessen.

Wenn auch die letzten Weisungen ihres Mannes nicht gewesen wären, die Form dieser Äußerung, die auch dem Tone nach nichts wußte von der hingebenden Freundschaft des Geschiedenen, hätte der Witwe den Mund verschlossen. Ein heftig aufwallender Schmerz, vereint mit der alten Abneigung gegen diesen Mann, gaben ihren kummervollen Zügen einen Ausdruck abweisenden Stolzes, der auch im Schweigen nicht mißzuverstehen war. Hallstein erhob sich und ging.

Die Fäden, die einst beide Familien miteinander verbunden hatten, schienen bis auf den letzten zu reißen. Günther wurde gleich nach seinem Eintritt in das Leben nach England geschickt. Als er nach einem Jahre in die Heimat zurückkehrte und zu Morbecks kam, die inzwischen eine bescheidenere Wohnung in der Zimmerstraße bezogen hatten, fand er seine früheren Gespielen nicht zu Hause. Frau Elise war dem jungen Manne selbst in ihrem Äußeren fremd geworden.

Sie fing nach dem Tode ihres Mannes auch körperlich zu leiden an und fand sich durch alles behindert und in Unruhe versetzt, was nicht in den gewöhnlichen Kreislauf ihres Daseins gehörte. Günther wurde es beklommen in der fremden Umgebung, in der Nähe der schweigsamen Frau mit den traurigen Augen. Ein paarmal sah er sich wie suchend um, dann ging er, nicht unwillig, aber berührt von dem Wechsel alles irdischen Daseins, von der Unbeständigkeit auch der wärmsten menschlichen Beziehungen.

Er war zum erstenmal in seinem jungen Leben tieftraurig, ohne sich über seine Empfindungen ganz klar werden zu können. Dann besann er sich eines ähnlichen Zustandes am ersten schlimmen Nebeltage in London. Ein Freund, der ihn so niedergeschlagen traf, meinte, er hätte Heimweh. Heimweh — Heimweh! Das mochte es auch wohl diesmal sein.

Dann kam er wieder an einem schönen Sommernachmittag. Die Kinder hatten die Mutter halb mit Gewalt ins Freie geführt; niemand öffnete ihm, nichts regte sich auf sein wiederholtes Pochen. Er kam sich vor wie abgewiesen. Er ging nach der benachbarten Kochstraße,

zu der alten Wohnung der Morbecks; er wollte wenigstens die Stätte sehen, wo er früher so glücklich gewesen. Ein fremder Mensch im Schlafrock lag im Fenster und schaute gelangweilt die sonnenbeschienene Straße hinab. Günther ging durch den Hausflur und betrat den kleinen Hof, der einst von ihren lauten Knabenspielen wiederhallte. Er lag ganz still im tiefen Schatten; nur hoch oben an der Brandmauer war ein Streifen Sonne. Alles vorbei, vorbei!

Dann, nach Wochen, schrieb Günther noch einmal an Otto und bat um ein Zusammentreffen mit ihm an einem dritten Ort. Es war, als ob ein Verhängnis die alten Beziehungen für immer trennen wollte; die Mutter lag wieder krank an einem jener Anfälle, die seit dem Tode des Vaters die Kinder so besorgt um sie machten. Ihr Nervensystem hatte schwer gelitten. Constanze trieb Otto dazu, der Einladung zu folgen. In diesem Augenblick rief das Stöhnen der Leidenden das Mädchen an das Lager zurück. Es war heute wieder besonders schlimm; Otto vermochte es nicht, die Schwester allein zu lassen und sagte ab. Seit dieser Zeit hörten die Annäherungsversuche des jungen Hallstein auf, zumal sich Otto, auch von

der Mutter beeinflußt, nicht entschließen konnte, das väterliche Haus des ehemaligen Freundes zu betreten. „Ihr habt nichts mehr miteinander gemein," sagte sie. „Ihr geht von nun an verschiedene Wege. Was soll dies mühsame Aufrechterhalten äußerlicher Beziehungen?" Constanze schwieg.

Wieder nach einem großen Zwischenraume, im Herbst des folgenden Jahres, kam Otto eines Tages nach Hause und sagte: „Ich habe Günther gesehen."

„Hast du ihn gesprochen?" fragte Constanze und ließ ihre Arbeit in den Schoß sinken.

„Ich kam erschöpft aus der Akademie und trat mit einem anderen auf eine Viertelstunde in das Café Bauer; da saß er an einem Tisch in einem Kreise junger Offiziere."

„Sah er dich?"

„Ich weiß nicht. Nach einer Weile fuhr ein elegantes Gefährt vor. Günther stieg mit einem der Herren auf den hohen Vordersitz und nahm die Zügel, ein zweiter fand noch Platz neben dem Groom. Sie fuhren wohl zum Rennen. Er lebt eben in der großen Welt."

„In der großen Welt!“ wiederholte das Mädchen und sah vor sich hin ins Leere. „Ja, ja, ihr habt doch wohl beide recht, du und die Mutter.“

Dann nahm sie ihre Arbeit wieder auf.

---

## III.

Am Tage nach jenem Wiedersehen mit Günther, wovon im Anfang der Erzählung berichtet wurde, war Otto Morbeck noch einmal nach dem Bureau des Ausstellungsgebäudes gegangen mit der leisen Hoffnung, daß er heute mehr vom Glück begünstigt sein werde als am vergangenen Tage. Er hoffte auf die Annahme eines Gemäldes, einer Landschaft, an das er liebevoll seine ganze Kraft gesetzt hatte. Er, der bisher ungekannte Zeichner, strebte mit heißem Wunsche danach, in die Säle der großen Berliner Kunstausstellung als Maler einzuziehen, einen Höhepunkt seiner Kunst zu erreichen, von dem aus sich ihm neue, schöne Ziele erschließen würden. Er dachte an Mutter und

Schwester. Wenn es ihm gelänge! Wenn es ihm gelänge! Es mußte diesmal gelingen.

Indessen harrten in einer bescheidenen Wohnung in Tempelhof, wohin sie sich zwei Jahre nach des Vaters Tode zurückgezogen hatten, Mutter und Schwester seiner Heimkehr. In dem Hintergrunde eines geräumigen Zimmers, dessen Ausstattung die früheren besseren Verhältnisse der Familie erkennen ließ, saß Frau Morbeck in dem hochgelehnten, tiefen Stuhl, in dem einst ihr Mann gestorben war, und sann vor sich hin. Beide Fenster standen weit offen, und die weißen Gardinen schwankten im lauen Sommerwinde, der bis zu der alten Frau hineindrang und ihr die welkenden Wangen berührte. Ja, Frau Morbeck war alt geworden, vor der Zeit alt. Wie sie vorgebeugt saß, das schmale Gesicht von einem Häubchen umrahmt, wie sie vor sich hingrübelte, vor sich hinflüsterte, machte sie den Eindruck einer in sich Versinkenden, für das Leben halb Abgestorbenen.

In der Thür zum Nebenzimmer erschien ein junges Mädchen und sah mit einem schnellen, besorgten Blicke zu der alten Frau hinüber.

Diese hob ein wenig den Kopf und rief in

einem halb unruhigen, halb kläglichen Tone: „Constanze, Constanze, ist er noch nicht da?“

Das Mädchen legte beschwichtigend den Arm um die Schulter der Fragenden und antwortete: „Mutter, vor eins kann er nicht hier sein; es ist aber erst halb zwölf.“

Die alte Frau schüttelte unwillig den Kopf, beruhigte sich dann aber; und Constanze zog sanft den Arm zurück, legte ein Kissen besser und schritt wieder leise nach der Thür. Die warme Luft schien einschläfernd auf die Leidende zu wirken, denn sie ruhte jetzt still in ihrem Pfühl. Da sah sich Constanze noch einmal um, lächelte beruhigt und schlüpfte wieder in das Nebenzimmer.

Hier nahm sie geräuschlos ihre Thätigkeit wieder auf, die im Säubern und in der Wiederherstellung der Ordnung des Raumes bestand. Nur zuweilen hielt sie unwillkürlich unter der Arbeit inne und blickte nach oben, als ob ein Wunsch ihres Herzens zur Bitte würde, oder sie eilte zum Fenster und sah die Dorfstraße hinab, ob sich der Erwartete noch nicht zeigen wollte.

Endlich klopfte es leise. Sie ließ den Bruder, ohne die Mutter zu stören, in das Zimmer, in

dem sie sich befand, sein Arbeitszimmer. Aber ihre Frage erstarb ihr auf den Lippen; sie hatte die Antwort schon auf seinem Antlitz gelesen.

„Wieder alle Mühe umsonst?“ fragte sie nur leise.

„Umsonst!“ war die tonlose Antwort des jungen Mannes, der sich erschöpft auf einen Stuhl warf.

„Constanze,“ rief jetzt die alte Frau aus der Nebenstube, „ist Otto gekommen?“

Der junge Mann schüttelte gepeinigt das Haupt. Er fühlte sich jetzt nicht in der Verfassung, der Mutter gegenüberzutreten und die Geduld zu üben, die er sich wünschte. Constanze beschwichtigte ihn und trat mit demselben heiteren Gesicht wie vorher zu der Leidenden, indem sie die Thür hinter sich zuzog. Dann hörte Otto, wie die Mutter unruhig und besorgt nach ihm fragte. Die Schwester antwortete in dem ihr, namentlich der Kranken gegenüber, eigenen freundlichen und besänftigenden Ton. Er hörte auch, daß sie der alten Frau die Wahrheit nicht vorenthielt, aber, leicht über die Zurückweisung des Bildes hingleitend, hinzufügte: „Otto hat einen mächtigen Hunger mitgebracht!“

Otto mußte bei diesen Worten selbst in seiner Niedergeschlagenheit lächeln; sein Appetit war trotz der weiten Wege, die er heute zurückgelegt, sehr gering. Aber dieser Hinweis Constanzes erreichte seinen Zweck. Er lenkte die Gedanken der alten Frau sofort auf das augenblickliche Bedürfnis. Sie gab der Tochter Anweisung, den Tisch noch besser zu bestellen, und fügte nur noch hinzu: „Er wird uns ja dann erzählen, wie alles zugegangen. Gottlob, er scheint sich nicht viel aus der ganzen Sache zu machen. Geh nur und besorge alles."

„Nun," sagte Constanze, als sie wieder zum Bruder trat, nachdem sie vorsichtig die Thür hinter sich geschlossen, „nun, so sprich doch, du wirst doch Näheres erfahren haben."

„Ach, was quälst du mich noch?" versetzte der junge Mann mürrisch, indem er den Kopf auf den Arm stützte; „du hörst ja, sie haben mich wieder an der Thür abgefertigt. Nun, diesmal habe ich genug bekommen; diese Tage und Stunden mache ich nicht noch einmal durch. Wäre das verwünschte Ding mir nur erst aus den Augen und stände auf dem Boden bei den übrigen! Nie rühre ich wieder Palette und Pinsel an!"

Constanze, am Tische stehend, unterbrach nicht diesen Erguß des erregten Gemütes. Erst als der Bruder sich ein wenig besänftigt, fragte sie ruhig: „Hörtest du nicht etwas über die Gründe der Abweisung?“

„Alles gut gezeichnet, eine vortreffliche Perspektive — aber es sei kein Licht in dem Bilde.“

„Alles gut gezeichnet, aber kein Licht in dem Bilde,“ wiederholte sie bedachtsam, als wenn sie auch dem Bruder noch einmal diese Begründung zur Erwägung bieten wollte.

Der aber war noch ganz in seinem Schmerz befangen, wühlte in seiner Verbitterung und rief: „Ich bitte dich, laß mich. Was verstehst du am Ende von der Sache. Was weißt du von dem mühseligen langen Ringen, dem Einsatz von Verzicht und Arbeit, den Hoffnungen, die sich doch auf ehrliche That gründeten; und eines Tages — eine kühle Beurteilung, eine schroffe Abweisung, die schlimmer wirkt, als ein Riß durch das Bild. Hier geht's durch.“ Er biß die Lippe und machte eine bezeichnende Bewegung.

„Muß es denn die große Berliner Ausstellung sein?“ wagte sie einzuwerfen. „Giebt es nicht viele andere würdige Stätten in Deutschland,

wo du deine Arbeit dem Publikum vorführen kannst?“

„O ja, warum nicht?“ lachte er bitter. „Ich lasse das Bild, wie das die meisten meiner Kollegen in gleichem Falle thun, eine Wanderfahrt antreten. Es wird wieder eingesargt in seine Kiste und ersteht an einem anderen Orte Deutschlands, in einer beliebigen Kunstausstellung, aufs neue zu einem kurzen, unerfreulichen Winkeldasein. Dann verschwindet es wieder in seiner Kiste, und so geht's weiter, bis endlich eines Tages das arme Gespenst nach langer Irrfahrt wieder bei mir anlangt und mich um ehrliches Begräbnis bittet. Nein, das will ich ihm schon jetzt gewähren, und auch die Begräbniskosten stellen sich dabei erheblich billiger.“

Da er nicht auf die Miene seiner Zuhörerin achtete, machte er seinem Schmerze und Unmut weiter Luft und fuhr fort: „Ach, laß mich zufrieden; wozu soll das Gerede. Du verstehst doch nicht, wie einem zu Mute ist, dem man immer wieder, er mag auch das Beste daransetzen, auf die Finger schlägt.“

„Nein,“ sagte sie still, und es zuckte um ihre Lippen, „ich verstehe es nicht.“

„Warum,“ fuhr er fort, ohne sie anzusehen und auf sie zu hören, „hat man mich meiner unseligen Neigung folgen lassen? Wozu ist alles an mich gewandt worden? Warum hat mich der selige Vater nicht zum Handwerker bestimmt? Dann säß' ich hinter der Dreh- oder Hobelbank, pfiffe mein Lied und erhielte für reelle Arbeit meinen Preis.“

Es that ihr bitter weh, ihn so reden zu hören, doch fragte sie nur: „Verwirfst du das Urteil der Jury ganz?“

Er stutzte. „Ich kann es deshalb nicht, weil ich weiß, daß man auch die Vorzüge des Bildes hervorhob, wie ich vorher schon andeutete. Aber was ändert das an der Sachlage?“

„Das ändert nichts an derselben,“ sagte sie bestimmt, „aber das stellt sie zunächst klar. Bestätigt wird wieder deine Fertigkeit als Zeichner.“

Er zuckte die Achseln.

Da trat sie vor ihn hin mit zornigem Auge. „Darf man verzagen, wenn man noch einen Fußbreit Boden unter sich hat? Hast du nicht mehr? Wird dir nicht deutlich der Weg gewiesen; nicht durch die, welche in diesem Falle gesprochen haben, sondern durch die Thatsachen, welche durch Jahre

hindurch für dich vorliegen? Bist du der erste, der sich in einen Irrweg verrennen will?"

„Ich verstehe soviel von Farbe und Licht wie andere auch," sagte er eigensinnig, „aber —"

„Kannst nicht geben, was du weißt, kannst deine Erkenntnis nicht durch die Hand lebendig machen!"

„Nun?"

„Du bist ein Zeichner."

„Das ist nicht viel. Und sollte all mein Wissen in der Kunst, mein klares Urteil in der Malerei, das, wie du weißt, andere suchen und benutzen, nichts sein?"

„Vielleicht bist du ein Kritiker."

Er machte eine abwehrende Bewegung.

„Nun gut, wenn du jenen Teil deines Könnens nicht fruchtbar zu machen weißt, nimm den Rest zusammen und bescheide dich. Das andere ist nur ein Fechten in der Luft. Willst du's fortsetzen?"

„Das will ich nicht," antwortete er resigniert und sah vor sich hin wie auf ein zertrümmertes Glück. „Aber du bist grausam."

„Das glaubst du selbst nicht," entgegnete die Schwester.

„Nein!“ sagte er und sah ihr mit verstohlener Zärtlichkeit in das klare Gesicht. „Aber nun kein Wort mehr davon, und glaube auch nicht, daß du die Wunde für immer zugedeckt hast. Ich wollte dir doch noch etwas berichten —“

Er besann sich.

„Ja! ich habe gestern in dem Ausstellungspark Günther gesprochen.“

Constanzes Wangen wurden von einer zarten Röte gefärbt. „Günther?“ fragte sie zögernd, aber gespannt.

„Ja. Weißt du, mir war diese Begegnung nicht gerade angenehm. Er hat es nach dem Tode unseres Vaters und nach seiner Rückkehr aus England nicht an Versuchen fehlen lassen, die früheren Beziehungen wieder aufzunehmen. Ich erinnere mich nicht, was dazwischen kam, aber ich weiß, ich war nicht gerade eifrig, die alte Freundschaft festzuhalten. Ich hatte das Gefühl, es ginge doch nicht.“

„Ich konnte damals nichts sagen,“ erwiderte Constanze bestimmt. „Ich war noch zu jung und hatte kein Urteil. Heute weiß ich, wir waren unfreundlich, und die peinliche Erinnerung, so von dem Jugendfreund geschieden zu sein, hat mich nie ganz verlassen.“

„Ich kann dir nicht ganz unrecht geben," gestand Otto zu. „Trotzdem versichere ich dir, er war ganz der Alte."

„So?" sagte sie erfreut, „das ist aber liebenswürdig."

„Immerhin bleibt die Sache unbequem," warf Otto ein.

„Wie meinst du das?"

„Er will uns in den nächsten Wochen besuchen, und da frag' ich wiederum: wozu soll das führen?"

Constanze schwieg eine Weile und ordnete eifrig die Utensilien auf ihres Bruders Arbeitstisch. „Ja," antwortete sie endlich und ließ die Hände wieder ruhen, „du hast recht, wozu soll das führen?" Dann aber wandte sie sich plötzlich ganz dem Bruder zu und sagte: „Weißt du, Otto, wir sind kindisch. Warum soll Günther eigentlich nicht kommen und einmal nach uns fragen? Ich gestehe, ich würde mich freuen, ihn wiederzusehen. Wozu verpflichtet das ihn, wozu uns? Er kommt, und er geht; die Schranken unserer beiderseitigen Verhältnisse werden das übrige thun."

„Und zwischen dem Kommen und Gehen," erwiderte Otto verdrießlich, „liegen eine Anzahl Verlegenheiten, die man uns füglich ersparen

könnte. Nun, ich will mich darum nicht ängstigen," schloß er, indem er aufstand, um sich zur Mutter zu begeben, „er wird sich wohl noch anders besinnen."

Constanze blieb noch kurze Zeit im Zimmer zurück. Sie trat an das geöffnete Fenster und sah in die dichtbelaubten Kronen der alten Bäume, die den Mittelweg der breiten Dorfstraße einfaßten. Sie freute sich öfter dieses Ausblicks; heut schien er ihr besonders freundlich. Dann vollendete sie, unbewußt ein Lied summend, ihre Arbeit.

## IV.

In seinem mit gediegener Eleganz ausgestatteten Arbeitszimmer in der Lennéstraße saß Leopold Hallstein. Er schien in der angenehmen Morgenkühle gearbeitet zu haben. Aber jetzt lehnte er sich in seinen Sessel zurück, eine leichte Wolke stand auf seiner, von vollem weißen Haar umrahmten Stirn, und er blickte nachdenklich vor sich hin. Dann nahm er die Arbeit wieder auf, um bald darauf, wie es schien, von neuem von andrängenden Gedanken anderer Art beunruhigt zu werden. Endlich sprang er auf und rief durch ein Glockenzeichen den Diener herbei. Ein junger, ansehnlicher Mensch in dunkler, einfacher Livree und von korrekter Haltung trat herein.

„Friedrich, haben Sie gestern meinen Sohn nicht gesehen?“ fragte Hallstein.

„Gestern mittag schien dem jungen Herrn unwohl zu sein, er war auf seinem Zimmer. Am Nachmittag, als ich ihm meldete, daß sich zum Abend Herr Geheimrat Sellmar und Gemahlin hätten ansagen lassen, ließ er sich gleichfalls bei der gnädigen Frau entschuldigen.“

„Ich weiß, aber während des Nachmittags“ — sagte Hallstein ruhig, wandte sich aber mit einer halben Bewegung dem Diener zu.

„War der junge Herr nicht mehr zu Hause,“ antwortete Friedrich, der die Wahrheit nicht mehr zu verschleiern wagte.

„Und um welche Zeit hat wohl mein Sohn das Haus verlassen?“

„Um — drei Uhr,“ versetzte der Gefragte stockend.

„Um drei Uhr, ganz recht, Friedrich, denn um ein viertel nach drei sah ich ihn durch das Brandenburger Thor gehen. Sie hatten ihm also auch schon vorher gemeldet, daß mein Schwiegersohn zum Abend kommen würde?“

„Der junge Herr hat mir befohlen, einen Besuch des Herrn Geheimrats oder der Frau

Geheimrätin ihm immer so früh wie möglich zu melden."

„So! — Nun, Friedrich, ich danke; ich wünschte mich nur über den Gesundheitszustand meines Sohnes zu informieren. Wenn meine Frau ihre Toilette beendet hat, lasse ich sie bitten, zu mir zu kommen."

Kurze Zeit darauf trat die Frau des Hauses aus ihrem Ankleidezimmer und begab sich durch die weiten, prächtigen Räume ihrer Wohnung in das Arbeitszimmer ihres Mannes. Eine gewisse Spannung lag in ihren Zügen, und sie zögerte einen Augenblick an der Schwelle und besann sich, ehe sie dieselbe mit wieder aufgeheiterter Stirn überschritt. Ihr Gemahl erhob sich bei ihrem Eintritt, ergriff ihre Hand und führte sie mit einer Art ritterlichen Anstandes zu einem bereitstehenden Sessel an dem großen eichenen Mitteltische, an dem er sich selbst, ihr gegenüber, niederließ.

„Verzeih, liebe Elfriede," begann er, „daß ich dich so früh inkommodiert habe, aber es ist ja unsicher, ob wir später noch eine Stunde vertraulichen Alleinseins finden werden. Mir ist es aber Bedürfnis, einmal ernstlich mit dir über Günther zu reden. Ich weiß, wie sehr du überall

auf meine Intentionen eingehst, und hier liegt eine häusliche Sorge vor, die mich schon seit einiger Zeit beschäftigt, und die es mich um so mehr drängt, mit dir zu teilen, weil dein weiblicher Scharfsinn, deine kluge Beobachtungsgabe mich bei meinem Handeln wirkungsvoll unterstützen können."

Die Dame war dieser Einleitung mit größter Aufmerksamkeit gefolgt.

„Wenn ich zunächst etwas weit auszuholen scheine, spreche ich dennoch zur Sache," fuhr ihr Gemahl, ein wenig nachsinnend, fort. „Du hast noch meinen früheren Geschäftsführer Morbeck gekannt. Ich war durch lange Jahre hindurch mit ihm verbunden, und ich kann nichts gegen seine Gewissenhaftigkeit und Treue sagen. Diese Anerkennung, die ich ihm nicht nur äußerlich bekundete, sondern die ich ihm jederzeit aufrichtig auch im Stillen zollte, hat mich vielleicht zu einer Unklugheit verleitet, die ich heute beklagen muß. Ich darf," unterbrach sich hier der Sprechende selbst, „ganz unumwunden zu dir reden, liebe Elfriede, und weiß, daß mir dein feines Verständnis überall freundlich entgegenkommen wird.

Ich besaß von Haus aus nicht allzuviel.

Mein Vater hatte sich von früh bis spät geplagt, ohne doch recht vorwärts kommen zu können. Andere schöpften ihm den Rahm von der Milch; ich sah es wohl, als ich größer wurde und anfing, selbst zu denken. Aber der alte Mann wäre um nichts in der Welt zu bewegen gewesen, nur einen Schritt von der Linie seiner sogenannten Grundsätze abzuweichen.

Mit dem Willen, vorwärts zu kommen, und der energischen Absicht, meine Haut derartig zu wahren, daß es niemand einfallen sollte, für sich daraus Riemen zu schneiden, trat ich ins Leben. Es wurde mir nicht schwer, mich in meinem Berufe zurechtzufinden, und ich traf gleich auf einen Mann, der, ähnlich wie mein Vater, bereit war, das meiste für andere zu thun, für sich aber wenig begehrte. Dieser Mann, in meines Lebensganges Anfang gestellt, hat mich, ohne es zu wollen, erst recht in meinen Entschlüssen befestigt. Auch er mußte einst, das war sonnenklar, in Redlichkeit und Dürftigkeit, wie mein Vater, verkümmern. Nein, sagte ich zu mir, diese Welt selbst, in der du leben mußt, zeigt dir die Grundsätze, die dich leiten müssen, willst du deine Ziele erreichen."

„Ich bin überzeugt," wandte die Dame vorsichtig ein, „dein Schild ist stets rein geblieben."

Der so Unterbrochene sah sie fragend an, und da er mit diesem Bilde absolut nichts anzufangen wußte oder es vielleicht nur als eine Phrase ansah, ließ sich seine starke, rücksichtslose Natur nicht beirren, und er sagte, indem er seine durchdringenden Blicke auf sein Gegenüber richtete: „Ich habe nie ein Schaf gestohlen, liebe Frieda, aber auch meinen Stall nicht zugeschlossen, wenn mir ein anderer durchaus seine Herde hineintreiben wollte. Doch lassen wir die Bilder, die uns nur irreführen. und laß dir daran genügen: Ich habe immer gewußt, was ich that, und nie mit kleinen Dingen meine Zeit verloren. Das Beispiel Morbecks, den ich aus dürftiger Enge an meine Seite rief und ihm einen Wirkungskreis gab, wie er ihn nie durch sich selbst erlangt hätte, mag dich über meine Gesinnungen beruhigen. Wenn es Frau Morbeck beliebte, mir nach ihres Mannes Tode mit einer unbegreiflichen Schroffheit zu begegnen, so hat sie's mir eben unmöglich gemacht, auch nach dem Tode ihres Mannes meine Wohlthaten fortzusetzen."

„Du sprachst mir davon; in der That, dies Benehmen war unglaublich," bestätigte die Dame.

„Nun gut,“ fuhr er fort, „hör' mich nur erst bis zu Ende, und wir werden, wie immer, einer Meinung sein. — In einer sonderbaren Schwachheit ließ ich es zu, ja, begünstigte es, daß Günther den größten Teil seiner freien Zeit im Morbeckschen Hause zubrachte. Den Grund zu diesen näheren Beziehungen habe nicht ich, sondern meine erste Frau gelegt.“

„So, so!“ nickte, wieder eifrig folgend, die Zuhörerin.

„Wie du weißt, war sie einfachen Sinnes, häuslich erzogen, wenig dazu angethan, soweit es angemessen war, an dem Fortgange meiner Angelegenheiten teilzunehmen, sich für meine weitgesteckten Pläne zu interessieren. So zum Beispiel war sie ganz außer stande, was dir, liebe Frieda, in so hohem Grade gelingt, eine große Gesellschaft ferner stehender Menschen zu übersehen, zweckentsprechend aneinander zu führen und für ihre Unterhaltung Sorge zu tragen; doch die einfachen Verhältnisse im Morbeckschen Hause, dies bürgerliche Kleinleben behagten ihr.

Nun will ich aber einen Anteil an der Befestigung dieser Beziehungen nicht in Abrede stellen. Ich gönnte mir nicht immer Muße wie

heute, ich war überhäuft mit Arbeiten und war eigentlich froh, daß Frau und Kind keinen Anspruch an mich machten. Ich teilte im Grunde wenig mit meiner ersten Frau, und mit einem Kinde wußte ich ganz und gar nichts anzufangen. Auch später, als ich das Glück hatte, dich zu finden, und Günther in Pension kam, hat er nach wie vor, wie ich recht gut weiß, seine freie Zeit im Morbeckschen Hause zugebracht. Und siehst du, das hätte vielleicht nicht sein sollen, aber damals ließ ich es mit Bewußtsein zu.

Ich bin nicht undankbar und muß anerkennen: das wenige, was mir mein Vater hinterließ, hat in materieller Beziehung den Grund zu meinem Vermögen gelegt."

Hallstein stockte einen Augenblick und sah vor sich nieder.

„Die Erinnerung an meinen Vater hat mitgewirkt, daß ich dem Jungen das Morbecksche Haus nicht verbot. Ich hörte so vieles aus seinen Reden, was mich an die eigene Jugendzeit erinnerte, daß ich es beim alten beließ. An die eigene Jugendzeit — nun ja! Das bleibt einem im Blute. Ich habe nachher manches aus früherer Beschränkung mir Anhaftende mit Gewalt abgethan;

aber Kindheitserinnerungen, du wirst das zugeben, haben nun einmal eine gewisse Gewalt über uns; und so ließ ich Günther seiner Neigung folgen. Ich glaubte eben, wenn ich anders verfuhr, ihm etwas zu entziehen, was ich selbst dem Jungen doch nicht zu ersetzen vermochte; — und das war vielleicht eine Schwäche, die ich jetzt büßen muß."

Der Redende sah, daß er noch deutlicher sein müsse, um ganz verstanden zu werden.

„Mit einem Worte: Günther hat sich mir entfremdet oder — das kommt auf eins heraus — hat nie ein rechtes Verhältnis zu mir gehabt; und ich habe die bestimmte Empfindung, es würde mir noch heute leichter sein, ihn zu gewinnen, wären nicht in ihm gewisse Einwirkungen des Morbeckschen Hauses lebendig, die meinem Einflusse widerständen."

Seine Gemahlin wollte eine Einwendung machen.

„Nein, nein, liebes Kind," lehnte Hallstein in entschiedener Weise ihren Versuch ab, „ich sehe in dieser Beziehung ganz klar und täusche mich über meine Empfindungen nicht. Daß Günther nicht Geschäftsmann ist, wie ich, mache ich ihm nicht zum Vorwurf. Bei mir sind, neben früh

hervorgetretener Neigung und Veranlagung für meinen Beruf, eine ganze Anzahl bestimmter Faktoren thätig gewesen, mich auf der einmal eingeschlagenen Bahn vorwärtszudrängen. Bei Günther ist weder von innen noch außen je ein stärkerer Antrieb vorhanden gewesen.

Er weiß sich in begünstigter Lebenslage, erscheint in dem Comptoir und sitzt seine Zeit ziemlich interesselos ab oder erscheint auch nicht, denn er sagt sich, die Dinge gehen auch ohne ihn ihren Gang."

„Hier wäre vielleicht einzusetzen," warf Frau Hallstein ein. „Erweitere seinen Wirkungskreis, gieb ihm einen Einblick in die Größe deiner Unternehmungen, laß ihn einen Teil der Verantwortung tragen. Das letztere könnte ja unter einer unmerklichen Kontrolle deinerseits geschehen."

Hallstein schüttelte den Kopf. „Als wenn ich dergleichen nicht längst versucht hätte. Er entledigte sich, im besten Fall, seiner Aufgabe wie ein gewissenhafter Unterbeamter; keine Spur von einem zugreifenden Eifer, von einer eindringenden Schärfe und Unterscheidung bei Behandlung einer von ihm selbständig bearbeiteten Angelegenheit. Er wird sich nie einen Blick für das Ganze der

von uns vertretenen Geschäfte aneignen; das läßt sich eben nicht anerziehen. Und darin habe ich mich, wie gesagt, längst gefunden.

Auf ein anderes würde ich aber nicht verzichten können. Ich habe eine ansehnliche Lebensarbeit hinter mir, in die ich mit Bewußtsein eingetreten bin, und die ich zu bestimmten Zielen gefördert, die, denke ich, noch nicht meine letzten sind. Ein solches Lebenswerk hat den Anspruch darauf, respektiert zu werden. Günther ist in den vollsten Genuß desselben gesetzt, ohne bisher das geringste zu seiner Förderung gethan zu haben. Es bedarf dessen auch nicht, das sei meine Aufgabe; ich verlange nicht Gaben von ihm, die ihm die Natur versagt hat. Eins aber verlange ich unbedingt und würde es unter Umständen zu erzwingen wissen: die Willfährigkeit, das von mir Gebaute zu erhalten."

Die kühnen, nicht unschönen Züge seines Gesichts hatten bei diesen Worten einen harten Ausdruck, die Stimme einen scharfen, metallischen Klang angenommen.

Die Dame wußte jetzt genau, welche Gedanken ihren Gemahl beschäftigten, und wodurch dieselben ihren Anstoß bekommen hatten. Sie hielt es

zunächst für angezeigt, den sich Erzürnenden zu beruhigen, um dann vielleicht noch klarer zu erkennen, welche Hemmnisse einer Angelegenheit entgegenstanden, in der sie mit ihrem Manne durchaus einer Meinung war.

„Ich kann nicht anders sagen," entgegnete sie ihrem Gemahl, dem noch immer die Wolke auf der Stirne stand, „daß Günther mir noch nie einen ernsten Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hat. Es gereicht mir zur Genugthuung, daß ich mit dem Heranwachsenden gut ausgekommen bin, der sich einem leisen Wink, einem guten Wort stets fügsam erwies. Auch noch heute kann ich mich nicht über seine Höflichkeit und Aufmerksamkeit beklagen, die mir immer von neuem wohlthut."

Sie sagte nicht die Unwahrheit und bezeichnete das äußere Verhältnis zwischen sich und ihrem Stiefsohn, wie es sich mit der Zeit herausgebildet hatte, durchaus richtig. Nur hätte sie hinzusetzen können, daß sie sich an den liebenswürdigen Formen Günthers, die schon dem Knaben eigen gewesen, von jeher hatte genügen lassen, und ihre kühle Natur, namentlich bei den besonderen Verhältnissen des Hauses, den Mangel einer herzlicheren Annäherung nie vermißt hatte.

„Es hat ja wirklich nichts auf sich," fuhr Frau Hallstein fort, „wenn ein junger Mann seines Alters eine Zeitlang seltener im Hause zu sehen ist. Ich weiß nicht einmal, ob ich es anders wünschen soll. Günther ist noch in dem Alter, wo nach der strengen Schul- und Lernzeit die Augen fröhlich durch die Welt schweifen und den Genuß suchen. Wir wollen ihm denselben doch nicht verkümmern. Ein junger Mann seines Standes und in seinen Verhältnissen lebt viel mit seinen Altersgenossen und in den verschiedensten Cirkeln und lernt dadurch die Welt und sich selbst kennen. Ich habe nicht die Befürchtung, daß sich Günther verliert."

„Wer denkt daran," versetzte Hallstein. „Im Gegenteil, ich wünsche, daß er überall, wo der jüngere Teil unserer Gesellschaft zusammenkommt, sein Haus und seinen Namen mit Anstand vertrete. Aber ich habe seit langem den Eindruck, als wenn er sich nicht nur aus den Kreisen seiner jugendlichen Freunde zurückzöge, sondern auch ungern in der Gesellschaft aushält, die wir bei uns zu versammeln pflegen. Das letztere würde ich noch begreiflich finden. Da es aber mit dem ersteren zusammentrifft, so ist dies für mich ein bedenkliches Symptom. Ich fürchte, ich fürchte, Elfriede, er kommt unseren

Wünschen in Bezug auf eine Verbindung mit dem Ohlauschen Hause nicht entgegen.

Er ist vorgestern draußen gewesen. Du und ich erkannten freudig eine gewisse Spannung, mit welcher er der Bekanntschaft der ihm noch unbekannten Tochter des Hauses entgegensah. Ich habe nun bestimmt erwartet, noch am Abend desselben Tages einen Bericht seiner Eindrücke von ihm zu empfangen, da er über unser Interesse an dem Erfolg dieses Ausfluges nicht im Zweifel sein konnte. Statt dessen hat er sich gestern absichtlich zurückgehalten, als wollte er uns aus dem Wege gehen."

„Er war unwohl, ließ sich entschuldigen und ist auf seinem Zimmer geblieben."

„Er war ganz gesund, und ich bin ihm auf dem Wege nach den „Linden" begegnet."

„Was du sagst! Er hätte doch wenigstens gestern abend, da wir Sellmars bei uns hatten, erscheinen können."

„Aber ich bitte dich, liebes Kind, hast du nie bemerkt, wie er sich von diesen zurückhält? Diese wollte er gerade vermeiden. Ich glaube bestimmt, Sellmar ist ihm unangenehm."

Ein böser Blitz zuckte aus dem Auge der

Dame, aber sie entgegnete mit so viel Natürlichkeit, als sie aufzutreiben vermochte: „Ich bin überzeugt, du bist im Irrtum!“

„Ich weiß,“ antwortete Hallstein, „du bist in deiner Güte immer geneigt gewesen, ihn zu verteidigen. Wir werden ja diesmal sehen. Aber ich trage mich seit langem mit dem Gefühl der Unsicherheit über die Gesinnungen meines Sohnes. Für mich,“ setzte er in scharfem Tone hinzu, „eine sehr unbequeme Empfindung, die ich in meinem Hause und Geschäfte nicht gewohnt bin. Und daß ich dir alles sage! Aus der Erinnerung an das Morbecksche Haus steigen für mich Schatten auf, die mich seit lange beunruhigen, und die jetzt immer bestimmtere Gestalt gewinnen. Ich fürchte, ich fürchte, Günther hat in dieser engen, bürgerlichen Atmosphäre Anschauungen, Gesinnungen aufgenommen, die in seiner eigentümlichen Anlage einen fruchtbaren Boden gefunden und sich verderblich ausgewachsen haben. Ich habe das widerwärtige Gefühl, daß mir von dieser Seite eine Gefahr droht, die ich mir selbst großgezogen, und die mir liebgewordene Pläne kreuzen könnte.

Nun, was ich geschaffen habe, soll in jedem Falle unberührt bleiben!“ Er legte mit Nachdruck

die Hand auf den Tisch; sein Blick nahm etwas Unheimliches an. „Niemals werde ich das, woran ich ein Leben lang mit jedem Gedanken, mit jeder Faser meines Wesens gearbeitet habe, durch schwachmütige Grillen, durch sentimentale Wünsche berühren oder gar erschüttern lassen!"

Daß ihr Gemahl dem Heiratsprojekt mit der Ohlauschen Familie nicht bei dem ersten kleinen Hemmnis entsagen wollte, war seiner Frau klar; nur begriff sie die Hindeutungen auf eine Gefahr nicht, die von Seite des Morbeckschen Hauses kommen sollte, das sie allerdings nicht gern genannt hörte. Sie kam jedoch instinktiv den Wünschen Hallsteins entgegen, als sie sagte: „Wenn es dir recht ist, kann ich ja ganz im Vorübergehen erforschen, wie Günther über die uns interessierende Angelegenheit denkt?"

„Du verbindest mich dadurch," antwortete Hallstein schnell. „Sondiere ihn und berichte mir, ehe ich selbst mit ihm rede. Und ich will von Herzen wünschen, daß ich mich irre und meine Besorgnisse jeder Begründung entbehren."

---

## V.

In der That hatte es Günther vermieden, an dem Tage nach dem mehrfach berührten Ausfluge und seinem Zusammentreffen mit Otto Morbeck sich in der Familie blicken zu lassen. Nicht daß er das volle Bewußtsein davon gehabt hätte, welche Wichtigkeit man diesem Besuche in seinem elterlichen Hause beilegte, — obgleich ihm gewisse Wünsche nicht unbekannt waren — nein! Es war ihm in diesen Tagen nur unbequem, weiter um eine Sache befragt zu werden, die für ihn abgethan war. Daß er bei dieser Gelegenheit auch Sellmar und seiner Stiefschwester entging, erhöhte sein Vergnügen. Mit seinem Schwager, der in verhältnismäßig jungen Jahren eine hohe, maßgebende Stellung in der Verwaltung des Staatseisenbahn=

wesens bekleidete, hatte er im Grunde nichts gemein. Seine Arbeitskraft ließ er unbestritten; seine frostige Korrektheit, die nie und nirgends aus sich herausging, stieß ihn ab.

Günther fühlte sich in den nächsten Tagen nach dem Wiedersehen mit dem alten Jugendfreunde von einer angenehmen Unruhe ergriffen, die ihn aber lieber allein sein ließ. Ihm war, als hätte er sich allerlei zu überlegen, und er wußte doch nicht, was; er ging stundenlang in den einsamen Gängen des Tiergartens wie in tiefen Gedanken, doch wenn ein Reiter seinen Weg kreuzte oder die Stimmen der Vorübergehenden ihn erweckten, gestand er sich, daß er geträumt habe. Im ganzen aber fühlte er sich in einer ihm bisher unbekannten Weise angeregt und in der Stimmung jemandes, der in einer angenehmen Erwartung lebt.

Am Montag hatte er Otto getroffen. Heute, Donnerstag, wollte er sein Vorhaben ausführen und in Tempelhof einen Besuch machen.

Bis elf war er auf seinem Comptoir. Dann ging er, vom Hafenplatz kommend, langsam am menschenleeren Halleschen Ufer hin, bog rechts in die Möckernstraße ein und erreichte den Kreuzberg.

Obgleich der Tag nicht warm war, blieb er bei seinem bedächtigen Schritt und gelangte auf einem seitlichen Pfade auf die Höhe des Plateaus, an den Fuß des Denkmals.

Damals bestanden die Fläche nur vereinzelte, etwas traurig dareinschauende Akazien und Rüstern, und der gegen die Stadt gekehrte Abhang bot mit seinem tiefen gelben, aber reinlichen Sande die vollkommenste Vergnügungsbahn zur Abwärtsfahrt für große und kleine Kinder.

Günther blieb stehen und sah auf die zu seinen Füßen ausgebreitete Stadt. Ein leichter Dunst lag über dem Häusermeer, der die Grenzen desselben am nördlichen Horizont in eine unbestimmte, nebelgraue Ferne verschwimmen ließ. An den, wie Inseln aus dem Ocean aufragenden Kuppeln, Türmen und weitgespannten Bogen der Bahnhofshallen fand sich der Beschauer zurecht.

Wieviel Menschenglück und -Elend barg sich unter dieser gleichmäßigen grauen Decke! Welche Leidenschaften brausten auf dem Grunde dieses Oceans! Welche unzählbaren Kräfte des Fleißes, der Selbstverleugnung setzten sich hier alle Tage von neuem in Bewegung und bauten und förderten das Gute! Wieviel niedere Gewalten, wieviel

lichtscheue Elemente hatten daneben ihr verwerfliches Treiben! Welch unberechenbares Maß ernster, unablässig ringender Arbeit neben ödem, taumelndem Lebensgenuß!

Günther wandte sich, lenkte seine Schritte nach rechts und ging über das Aufmarschterrain der Berliner Regimenter dem Tempelhofer Felde zu. Ein mit flockigem grauen Gewölk bedeckter Himmel spannte sich über demselben aus und hielt die belästigenden Sonnenstrahlen fern.

Sowie der junge Mann die sich über die rückwärts liegende Stadt erhebende weite Fläche betrat, wehte ihm ein kräftiger, belebender Luftzug entgegen, der unbehindert und durch nichts verunreinigt darüber hinstrich.

Es kam ein Gefühl des Wohlbehagens über ihn, das er sich auch zu erklären wußte.

Statt des Geräusches der Stadt, statt der dicken Luft der Straßen umfing ihn plötzlich eine willkommene Einsamkeit und Stille und eine staubfreie Atmosphäre. Denn um diese Zeit war das große Exercierfeld der Berliner Garnison längst von den übenden Kolonnen verlassen, und nur auf der entfernten Chaussee, die das Feld in zwei ausgedehnte Hälften teilte, klingelte zuweilen ein

Wagen der Pferdebahn vorüber, oder ein müdes Bauerngefährt zog langsam seines Wegs.

Des Vorwärtsschreitenden Brust hob sich tiefer, und sein Gang beschleunigte sich.

Vor ihm war der Horizont durch eine Allee alter Rüstern begrenzt, hinter welcher der Damm der Ringbahn emporstieg. Zur Linken schimmerte dem Auge freundlich bewaldetes Terrain herüber — die Hasenheide. Er ging durch die Brücke der Ringbahn, hinter welcher die ersten Häuser Tempelhofs beginnen, die meisten von ihnen schon hohe städtische Bauten ohne jeden Reiz.

Nach ein paar hundert Schritten erreichte er die Dorfstraße und blieb, sich orientierend, unter den Bäumen stehen. Ein süßer Duft, wohl von Lindenblüten, wehte ihm entgegen. Die Straße war fast menschenleer; selbst in dem alten, aber respektabel aussehenden Kaffeehaus, dem er gegenüberstand, saß nur ein einziger Gast unter dem Nußbaum, in seine Lektüre vertieft. Alles hier wirkte noch ländlich; nur der rote Sprengwagen, der auf dem gepflasterten Damm, neben dem dichtbelaubten Mittelweg, daherkam, war nebst der überall herrschenden Sauberkeit den Vorzügen der großstädtischen Nachbarschaft entlehnt.

Günther ging jetzt weiter die Allee hinab. Sein Gang war zögernd; er musterte die Häuser auf der rechten Seite. Auch sie bewahrten der Straße ihren ländlichen Charakter. Hin und wieder schob sich zwischen die älteren ein anspruchsvollerer Bau im modernen Villenstil.

Ziemlich am Ende der Straße blieb er vor einem einstöckigen Hause stehen, das die Zeit auch vergessen zu haben schien. Es war ein Muster von Anspruchslosigkeit und recht alt, hatte sich aber wohl konserviert. Auf dem geräumigen Vorplatze, der durch einen grünen Staketenzaun gegen die Straße abgeschlossen war, stand seitwärts eine ebenfalls grün gestrichene Laube im Schutze einer prachtvollen alten Kastanie. Wer in der Laube sitzen durfte, hatte die Aussicht auf ein paar altmodische, mit Buchsbaum eingefaßte Rabatten, aus deren Mitte aber Goldlack und Reseda lieblich herüberdufteten.

Indem Günther das Haus betrachtete und sich versicherte, daß er am Ziele war, trat ein junges Mädchen aus der Laube und leitete eine ältere Frau, die es umfaßt hielt, langsam über die Schwelle in das Innere.

Günther schlug das Herz. Die freundliche

Gestalt im einfachen Sommerkleide war Constanze. Einen Augenblick stand er noch wie angewurzelt. Dann überlegte er, was zu thun.

So leid es ihm war, er konnte doch jetzt unmöglich hier verweilen. Er überschritt den Straßendamm, öffnete behutsam die Gartenpforte und trat schnell in die Laube, um auf eine Karte einen flüchtigen Gruß an Otto und seine Angehörigen zu schreiben. Zwei Karten hatte er schon vernichtet, weil das Geschriebene nicht seinen Beifall hatte. Mit der dritten war er endlich zufrieden; es kam darin sein herzliches Bedauern zum Ausdruck, daß er niemand hatte sprechen dürfen.

Er suchte, die Karte in der Hand, nach einer passenden Stelle, wo er dieselbe mit der Gewißheit niederlegen konnte, daß sie sofort bemerkt würde, und entschied sich endlich für ein zierliches Körbchen, in dem eine weibliche Handarbeit lag. Daneben war ein aufgeschlagenes Buch mit dem Rücken nach oben hingelegt. Er las den Rückentitel: „Alessandro Manzoni, Die Verlobten. Eine Mailänder Geschichte.“

Eben wollte er sich zurückziehen, da hörte er leichte Schritte auf dem Kies des Gärtchens, und Constanze stand vor ihm.

Sie blieben stumm vor einander stehen, aber beiden leuchtete die gleiche herzliche Freude über dies Wiedersehen aus den Augen.

„Fräulein Constanze" — „Herr Hallstein!" Die alte Jugendfreundschaft wurde durch einen ehrlichen Händedruck von neuem besiegelt.

Günther wies auf die Karte und erklärte, warum er sich wieder habe zurückziehen wollen. „Bleiben Sie," bat Constanze. „Mein Bruder muß sogleich aus der Stadt kommen. Die Mutter hat sich zum Schlummer niedergesetzt, wie immer zu dieser Zeit. Sie duldet mich dann nicht neben sich, und ich muß der leicht Erregbaren gehorchen. Aber Sie sehen, das Fenster ist offen; erwacht sie, ruft mich ihr Glockenzeichen."

Wie gerne blieb er. Sie nahm ihre Handarbeit wieder auf, und er setzte sich ihr gegenüber. Günther fragte nach Mutter und Bruder. Sie gab gute und fröhliche Auskunft, obwohl er merkte, daß sie über manches fortglitt, was ihr geheime Sorge machte. Sie kamen auf Jugenderinnerungen. Nun drängte eine Geschichte die andere, ein liebes Bild wurde durch das andere ersetzt. Oft brachten sie zu gleicher Zeit etwas vor, was jeder von ihnen, als besonders wert, so lange in seinem Herzen

bewahrt hatte. Oder einem versagte das Gedächtnis bei einer geringfügigen Einzelheit, die der andere trefflich ergänzte. Sie hatten Freude an allem, was vorgebracht wurde, und gedämpftes, aber herzliches Lachen erscholl aus dem umgrünten Versteck.

„Aber nun zu Ihnen, Fräulein Constanze," sagte Günther, wieder ernst werdend. „Sie haben mir noch nicht erzählt, wie Sie leben, was Sie denken, was Sie treiben?"

Die Frage kam ihr seltsam vor; sie wurde sogar ein wenig verlegen. „Was soll ich da sagen?" antwortete sie, „äußerlich erlebt man wenig genug, aber" — sie stockte — „man lebt ja doch nicht bloß nach außen — nun, ich meine, Sie verstehen mich schon."

„Ich denke, ja!" antwortete der Jugendfreund.

„Sehen Sie," fuhr sie wieder munterer fort, „jeder Tag bringt das Seine. Ich stehe zwischen Mutter und Bruder; jeder bedarf meiner."

„Der Bruder auch?" fragte er scherzend.

„Der erst recht," versicherte sie. „Ein Künstler! was meinen Sie! Denen muß der liebe Gott noch einen Extrakopf für die Dinge dieser Welt mitgeben."

„Also Sorgen, große und kleine, und dazwischen wenig Freude, wenn ich recht verstehe!“

„Sie verstehen ganz unrecht,“ entgegnete sie eifrig. „Wer hat das gesagt? — Ist hier in Tempelhof nicht gute Luft? Haben wir nicht die grünen Bäume vor der Thür und können den ganzen Tag in dieser schönen Laube sitzen, und niemand guckt uns hinein? Ist das nichts? — Wir kommen eigentlich erst im Winter dazu, die Vorzüge unserer Wohnung zu genießen, die eine sehr bequeme und gute Wohnung ist, in der wir reichlich Platz haben. Wir haben sogar einen Salon, zu dem Otto letzten Weihnachten eine wundervolle Lampe stiftete, deren Schirm er selbst gezeichnet hat. Sie werden das schon alles sehen, wenn Sie den Bruder auch einmal im Winter besuchen,“ setzte sie mit heimlichem Lächeln hinzu, denn sie wollte sehen, was er zu dieser Zumutung eines Winterspazierganges nach Tempelhof sagen würde.

Er verstand, erwiderte aber freudig: „Gewiß, ich werde schon kommen.“

„Und endlich,“ schloß sie, „das beste hätte ich fast vergessen, — die Lektüre.“

„Ich sehe,“ sagte er, auf das Buch zeigend, „ich habe Sie heute derselben beraubt.“

„O, das läßt man sich schon gefallen,“ entgegnete sie harmlos, „aber für den Einsamen ist eine vornehme Lektüre die beste Gesellschaft.“

„Eine vornehme, ja; ist sie das?“

„In jedem Sinne!“ versicherte sie und legte ihre Hand wie beteuernd und zugleich zärtlich auf das vor ihr liegende Buch.

Er schwieg ein wenig. Er kannte einen Teil des Buches aus seiner Beschäftigung mit der italienischen Sprache und hatte ein anderes Urteil über dasselbe. Er mochte ihr nicht ihren Enthusiasmus rauben, andererseits reizte es ihn, zu erfahren, was sie zu sagen habe, und wie sie mit seinen Einwürfen fertig werden würde.

„Das Buch ist in Italien und Deutschland hochgeschätzt, und ich gebe zu, es ist ungewöhnlich,“ begann er. „Der Verfasser gehörte einer hohen aristokratischen Familie an. Aber — ich kann mich ja täuschen — tritt uns das nicht oft zu deutlich entgegen?“

Sie sah ihn ruhig an, und es kam ihm vor, als habe er nicht gerade klug gesprochen. Dann entgegnete sie: „Gewiß tritt er überall als das

auf, was er ist, und das erkenne ich als einen Vorzug des Buches. Und wenn Sie einst ein Buch schreiben, wünsche ich mir dasselbe von Ihnen. Warum sollen wir nicht aufrichtig das vertreten, was uns von Jugend auf wert ist, dessen Kräfte kein anderer besser kennt als wir. Jawohl, ich habe immer das Gefühl, als spräche ich mit einem vornehmen Geist; etwas Abstoßendes habe ich nicht gefunden. So ist auch Manzoni ein gläubiger Katholik, und ich bin Protestantin. Daß er ein ganz anderer ist als ich, und daß er mir doch überall verständlich ist, daß er mich doch überall zu rühren versteht, macht mir das Buch gerade teuer. Denn der Verfasser erhebt sich und mich allerorts zu dem rein Menschlichen. Es ist ihm zunächst der Boden heilig, auf dem er geboren, der ihn zuerst geschützt und seelisch genährt. So soll es sein. Er wird mir aber zu einem Meister und Lehrer, indem er zugleich jene letzte, höchste Forderung erfüllt."

„Diese Geschichte von dem Schicksal zweier Liebenden," wandte er hartnäckig ein, „die nach einer langen Reihe von Hindernissen endlich beglückt werden, hat doch aber nach unserem modernen Gefühl zu viele unnötige Längen, wie seine

englischen Vorbilder; z. B. die Schilderung der Pest in Mailand."

„Auch das hat mich ergriffen," verteidigte sie, „und ist doch gewiß eine getreue historische Darstellung, die, nicht zu vergessen, auch den Hauptübelthäter richtet. Doch dabei will ich mich nicht aufhalten und Ihren Einwurf meinetwegen gelten lassen. Aber wenn ich mich mit jemandem lange unterhalten habe, und ich kann, wie bei Manzoni, unvergleichliche Einzelheiten mit fortnehmen, bin ich gut unterhalten worden und bin dankbar dafür."

„Eine Idee fehlt!" warf er von neuem ein.

„Das Leben selbst spricht aus dem Buche," behauptete sie sich, „durch die Schilderung seiner Charaktere, die teils abschreckend, teils erhaben, immer von greifbarer Wirklichkeit sind. Und wie das Leben mir unaufhörlich Ideen zuführt, so auch dies Buch!"

Sie sah wohl einen leichten Spott um seinen Mund bei ihrer entschlossenen Abwehr.

„Bitte," fuhr sie bescheiden fort, „sagen Sie nichts mehr. Ich könnte Sie vielleicht nicht widerlegen, und das wäre mir leid. Nur noch einmal möcht' ich sagen: die Schönheit des Buches

besteht für mich in seiner wahrhaftigen Darstellung des Lebens und der Menschen. Und über allem Wechsel geht das unverrückbare Walten ewiger Gesetze.“

In diesem Augenblick erschien Otto an der Gartenpforte. Und da er sich mit der Möglichkeit eines Besuches des Jugendfreundes vertraut gemacht hatte, war es ihm lieb, daß ihm die Schwester bereits den Empfang abgenommen hatte, und er begrüßte Günther mit unbefangener Herzlichkeit. Constanze zog sich jetzt zurück, um nach der Mutter zu sehen, und das Auge des Jugendfreundes folgte verstohlen der gemessen Dahinschreitenden, bis sie in der Thür verschwunden war.

Als er endlich scheiden mußte, bat ihn Otto zu seiner Freude, den Besuch zu wiederholen. Und als er die Dorfstraße hinabschritt, war es ihm wie jemand, der in einem lange nicht betretenen Gemache seines Hauses unerwartet einen Schatz entdeckt hat. Er übersprang in Gedanken die letzten Jahre. Aus seiner Jugendzeit leuchtete ihm ein heller Schein herüber. Ich möchte dem lockenden Schimmer folgen, dachte er. Mir ist, als müßte ich dahin kommen, wo man von Herzen froh wird.

Auf dem Wege nach der Stadt mußte er noch

einmal an den Streit über Manzoni denken. Er hatte zum Teil gegen seine Überzeugung gesprochen. Er erinnerte sich noch sehr gut einiger Charaktere, die einen nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht hatten, wie des guten, hülfreichen Paters und des Kardinals Borromeo. Aber Constanze schien doch noch mit anderem Verständnisse gelesen zu haben. Ob sie sich wohl auch über andere Dinge so warmherzig äußern konnte? Er beantwortete diese Frage mit einem zuversichtlichen „Ja". —

Das Mittagsmahl nahm er heute mit den Eltern ein. Es wurde, wie gewöhnlich, sehr schnell serviert. Der Hausherr war ziemlich einsilbig, was aber Günther, namentlich heute, wenig auffiel. Er selbst war so heiter wie lange nicht, trank gegen seine Gewohnheit ein paar Gläser Wein und ging gern auf die Konversation seiner Stiefmutter ein mit der sie ihn noch festhielt, als sich ihr Gemahl schon wieder in sein Zimmer zurückgezogen hatte. Günther merkte bald, worauf es ihr ankam. Sie wünschte offenbar zu erfahren, welchen Eindruck die schöne Tochter des Ohlauschen Hauses auf ihn gemacht habe. Es amüsierte ihn, die einfache nüchterne Entdeckung, die er sich selbst schon gestanden hatte, unter allerlei Geschwätz zu verbergen,

so daß die Fragende am Ende der Unterredung so klug war wie vorher. Ihren Verdruß ließ die Dame jedoch nicht merken, und sie schieden wie immer mit freundlichen und artigen Manieren von einander. Als aber der Diener ihm den Kaffee auf seinem Zimmer servierte, meldete er ihm zugleich den Wunsch des Vaters, Günther sobald wie möglich zu sprechen.

Der junge Mann blieb nicht lange im Unklaren über diese nicht gewöhnliche Aufforderung. Der Vater hatte dasselbe Ziel wie die Mutter im Auge, nur daß ersterer ernst und unverblümt seine Absicht kund that. Hallstein hatte sich aber vorgenommen, nicht über das Ziel hinauszuschießen, denn er kannte seine Erregbarkeit in einem gewissen Punkte und war in der Unterredung mit seiner Frau wieder deutlich daran erinnert worden.

Er beklagte, daß er Günther nach dessen Besuch in Wernsdorf noch nicht gesehen. Derselbe hätte sich doch denken können, daß die Eltern seinen Bericht über die Eindrücke im Ohlauschen Hause, nach der Rückkehr der Tochter in dasselbe, mit besonderem Interesse entgegengenommen hätten. Nun, er begriffe auch das. Günther möge ruhig mit sich zu Rate gehen, er wolle ihn nicht drängen.

Er werde ja seiner Zeit das Vertrauen gegen den Vater nicht vermissen lassen. Doch wolle er ihm nicht verhehlen, er erwarte, daß Günther niemals vergessen werde, was er seinem Hause schuldig sei. Er gestehe, er habe Hoffnungen an diesen Besuch geknüpft und knüpfe sie noch daran. Die Verhältnisse beider Häuser seien annähernd dieselben, gegen die junge Dame sei gewiß nichts einzuwenden, und vor allem besitze auch Günther das freundliche Vorurteil ihres Vaters.

Noch eins wolle er ihm sagen. Hier verlangsamte der Redende seine Worte, während er bisher leichthin, wie von etwas Selbstverständlichem, gesprochen.

Junge Leute aus den besten Familien begingen zuweilen Irrtümer in der in Rede stehenden Angelegenheit. Solchen Irrtum — das Wort wurde nochmals nachdrücklich betont — halte er bei Günther für ausgeschlossen.

Günther war gerade bei diesen letzten Worten weitab und gar nicht in der Lage, ihre beabsichtigte Eindringlichkeit wahrzunehmen. Eine lang entbehrte frohe Stimmung hatte sich seiner seit seinem Morgenausfluge bemächtigt, und alles erschien ihm freundlich in dem Lichte derselben.

Man beschäftigte sich mit seiner Heirat. Warum nicht? Er hatte nichts dagegen. Am Ende war er in dem entsprechenden Alter; und er sagte noch gar nicht gut dafür, daß er selbst eines Tages sich gründlicher mit diesem Gedanken vertraut machen würde. Man brauchte sich ja nicht auf Wernsdorf zu kaprizieren.

Günther fühlte sich seit einigen Stunden als eine so volle und bei einer Heirat doch in erster Linie beteiligte Persönlichkeit, daß ihm der Gedanke ganz fern lag, ein anderer könne das Recht in Anspruch nehmen, ihm in solcher Angelegenheit die Richtung geben zu wollen.

Wie von der Mutter, schied er von dem Vater mit freundlichem Händedruck.

## VI.

Rittmeister Kettner, der Onkel Günthers, wohnte, seitdem er bei seinem Scheiden aus der Armee nach Berlin übergesiedelt war, am Schiffbauerdamm. Seine Verwundung, obgleich gut geheilt, hatte ihn doch veranlaßt, dem Dienste zu entsagen.

Der Rittmeister saß an einem breiten Schreibtische in der Nähe des Fensters, der bedeckt war mit allerlei Papieren, Büchern und Zeichnungen. Er war so in seine Arbeit vertieft, daß er lange Zeit alles um sich her vergessen hatte. Jetzt aber mahnte ihn der Schlag der Wanduhr, die die zehnte Morgenstunde ankündigte, daß es Zeit sei, eine Pause eintreten zu lassen. Er legte die Feder nieder, trat ans offene Fenster und musterte seinen

sorglich gepflegten Blumenflor, indem er von Zeit zu Zeit mit Wohlbehagen den frischen Luftzug spürte, der vom Königsplatz zu ihm herüberblies. Dann sah er nach rechts und links die ziemlich stille Straße hinab, als ob er nach jemand ausspähte.

„Der Junge ist noch nicht zu sehen," murmelte er. „Na, er hat ja auch geschrieben zwischen zehn und elf. Wird wohl gleich kommen." Er wandte sich in das Zimmer zurück und betrat durch ein sehr einfach ausgestattetes Schlafkabinett, dessen einzigen Schmuck Reiterbilder und ein paar Jagdscenen bildeten, eine kleine, aber überaus saubere Küche, der es allerdings an der gewöhnlichen, der Hausfrau nötigen Einrichtung fehlte. Der Rittmeister warf einen scharfen Blick umher, ob auch Baltien, der Bursche, der ihm in dienstfreien Stunden zu Gebote stand, alles in gehöriger Verfassung hinterlassen, dann entnahm er einem Wirtschaftsschrank eine Flasche Rotwein und ein paar Gläser und kehrte in das elegante und behagliche Wohn- und Arbeitszimmer zurück, wo er auf den Sofatisch zu dem Weine noch Cigarren und Rauchservice stellte.

Indem er so ging und hantierte, konnte man kaum an seine Invalidität glauben; der schlanken

Gestalt war von ihrer Haltung nichts verloren gegangen. Das Gesicht zeigte schöne, offene Züge, und über ein paar blitzenden Soldatenaugen wölbten sich energische Brauen.

Es klopfte.

Der Rittmeister fuhr mit einem freudigen Ausdruck herum und donnerte sein „Herein“ gegen die Thür, nahm aber zugleich die Haltung eines Mannes an, der den Eintretenden mit einer Strafpredigt empfangen will.

Günther gelang es schnell, den Unwillen des Oheims zu entwaffnen.

„Nur keine Vorwürfe, Alter, daß ich die letzten acht Tage nicht bei dir vorgesprochen. Offen gesagt, ich war nicht in Stimmung. Du wirst schon noch hören.“

„Ich bin froh, daß du da bist, Schlingel. Komm, setz' dich und nimm eine Cigarre. Du hast gewiß etwas auf dem Herzen. Herunter damit!“

„Das kann wohl sein, Onkel. Aber bitte, treibe mich nicht. Nicht wahr, du hast Zeit für mich?“

„Immer!“

„Nun gut. Dann laß uns eins plaudern wie sonst. Vielleicht fällt's mir dabei vom Herzen,

vielleicht auch nicht. Dann lassen wir's noch, nicht wahr?"

„Natürlich, mein Junge, wir werden uns doch keinen Zwang auflegen."

Indessen war Günther im Zimmer umherspaziert, während der ältere, auf dem Sofa sitzend, sich bereits mit seiner Cigarre beschäftigte.

„Was machst du denn da!" fragte Günther, an den Schreibtisch tretend und einige Zeichnungen aufnehmend, um sie zu betrachten. Dann las er von anderen Blättern: „Unsere Landespferdezucht." „Über die Verschiedenheit des Gangwerkes." „Charakter des Pferdes." Er legte die Blätter nieder. „Das sieht ja aus, als wenn du eine umfassende hippologische Arbeit vorhast?"

Der Rittmeister nickte. „Du bist gerade heut über die Sache gekommen. Sie beschäftigt mich aber schon lange Zeit, und die Arbeit hat eine Bedeutung für mich gewonnen, die ich nicht ahnte, und die du erst recht nicht begreifen kannst. Also wozu davon reden!"

Günther sah, wie nachdenklich der Onkel wurde, und da er für das, was ihn hergeführt, noch nicht das rechte Wort finden konnte, bat er ihn: „Sprich

doch davon, Onkel, du erzählst mir ja auch sonst alles.“

Der Rittmeister warf dem Redenden einen Blick zu, als ob er überlegte. „Na,“ sagte er, „meinetwegen! Aber wappne dich mit Geduld.“

„Du weißt,“ begann er, „daß ich nach der verwünschten Verwundung 1871 in das Lazarett nach Reims kam. Die Sache, die ich erst nicht hoch angeschlagen, wurde böser, als ich gedacht hatte, und ich mußte von Glück sagen, als ich leidlich zusammengeflickt wieder auf den Beinen stand. Ich konnte mich auch sonst nicht beklagen; ich bekam durch besondere Gunst ein Kommando, das mich in ein Verhältnis setzte, in dem ich noch acht Jahr des Königs Rock tragen durfte. Dann aber war's zu Ende, und dies Ende hatte ich mit Schrecken kommen sehen.

Ich war mit Leib und Seele Soldat und insbesondere ein Reiter gewesen, und auch außerhalb des Dienstes war mir die Beschäftigung mit dem Tier Bedürfnis; als höchster Lebensgenuß galt mir ein frohes Jagen durchs Gelände, und stets von neuem zog mich der geheimnisvolle und immer verschiedene Reiz der Landschaft an, die ich auf einsamem Ritte durchstreifte. Ich war gern

froh gewesen mit den Kameraden, und der mannigfache Wechsel, der in meinem Soldatenleben stattfand, hatte, da ich allein stand, mehr Anregungen als Unbequemlichkeiten für mich gebracht.

Nun ließ ich, indem ich den blauen Rock auszog, dies daseinsfrohe Leben, dem meine ganze Natur und Neigung entsprochen hatte, hinter mir. Nennenswertes Vermögen besaß ich nicht; aber meine Einkünfte hatten für meine Standes- und Berufsanforderungen zugereicht. Wenn ich nun alles zusammennahm, was mir jetzt verblieb, so stand mir nur eine bescheidene, zurückgezogene Existenz in Aussicht. Ich war in ziemlich niedergedrückter Stimmung, als ich vor ungefähr anderthalb Jahren hier nach Berlin übersiedelte. Aber darin hatte ich mich nicht getäuscht, daß es mir in den Wogen der Großstadt am besten gelingen werde, spurlos zu verschwinden und mir mein neues Leben ganz nach meinem Sinne zu gestalten. Das gelang mir bald so, daß ich anfing, vor mir selbst zu erschrecken. Die Beziehungen zu deiner Familie hatten nach dem Tode meiner Schwester fast ganz aufgehört, wie ich gestehe, nicht ohne Schuld auch von meiner Seite. Bekanntschaften aus früheren Tagen ging ich eher aus dem Wege,

als daß ich sie suchte, und neue gesellschaftliche Anknüpfungen zu wünschen, hatte ich nicht den mindesten Anlaß. Um aber doch nicht ganz den Umgang mit Menschen zu verlernen, pflegte ich des Nachmittags das Café Kaiserhof am Wilhelmsplatz aufzusuchen, wo ich, wenn ich meine Zeitung gelesen, immer einen guten Spieler fand, der sich mit mir zu einer Schachpartie niedersetzte.

So verlebte ich, mit mir selbst wenig zufrieden, die ersten Monate nach meiner Übersiedelung hierher, höchstens mit den kleinen Dingen des Lebens beschäftigt, die zu einem leidlichen äußeren Zustande gehören, aber zunächst unvermögend, zu einem klaren Bilde der Zukunft meines inneren Menschen zu gelangen.

Da schlenderte ich eines Mittags, aus dem Tiergarten kommend, die Linden hinunter. An dem Denkmal Friedrichs des Großen fiel mir eine nach Hunderten zählende Ansammlung von Menschen auf, die aber von den dort aufgestellten Schutzleuten unbehelligt blieb. Die Menge setzte sich aus allen Ständen zusammen.

Ich war zu lange von Berlin entfernt gewesen, um diese alltägliche Erscheinung zu kennen.

„Worauf warten denn die Leute?“ fragte ich einen jungen Menschen im Arbeitskittel.

„Der Kaiser!“ antwortete er nur und behielt den Blick geradeaus, auf das Eckfenster des Palais am Opernplatz gerichtet. Ebenso standen die Hunderte umher, lautlos — geduldig.

Da erscholl lustige Militärmusik. Eine Abteilung des zweiten Garde-Regiments kam von der Friedrichsstraße her um die Wache im Königlichen Schlosse zu beziehen.

Der Kaiser trat ans Fenster, die Häupter entblößten sich.

Kaum aber war die Militärtruppe vorüber, da stürzte die Menge unaufhaltsam mit erhobenen Hüten und Mützen, hurrarufend gegen das Fenster. Es war, als ob ein Ruck sie dem Kaiser entgegenriß. Ich weiß nicht, was ich in dem Augenblick gethan habe, aber auch mir ging es durch alle Glieder. Die Gestalt des Erwarteten sah ich nur undeutlich, aber als ich die Linden hinunter zurückschritt, stand mir das milde Herrscherantlitz lebendig vor der Seele, war mir doch der höchste Kriegsherr in Kriegs- und Friedenszeiten oft genug nahe gewesen.

Ich bin dann noch lange umhergewandert;

mir war, als wäre mir eine überaus freudige Mitteilung geschehen. Ich suchte mir über diese Empfindung klar zu werden.

Was ich eben erlebt, hatte mir ins Herz geleuchtet. Ich mußte daran denken, wie dieser Mann, der heut von seinem Volk umjubelt, dessen Name an den entferntesten Punkten des Erdkreises huldigend genannt wurde, den selbst der Feind ehrte, einst verkannt und gehaßt dies selbe Haus, den heimatlichen Boden verlassen mußte, um in der Fremde ein Asyl zu suchen.

Er aber war ruhig den Pfad der Pflicht geschritten.

Und was lag zwischen jener fernen, dunklen Stunde und der Gegenwart für eine Geschichts-entwickelung, in deren Mitte er stand. Er war der Welt gesetzt zu einem Zeichen, in dem die Vorsehung sich offenbarte.

Und wir und ich hatten diese Geschichte mit erleben dürfen.

Aber nicht an der Größe des Mannes erheben wir uns heute, der überall Gott allein die Ehre giebt; — was uns die Herzen höher schlagen läßt, die wir unter ihm jung gewesen und alt geworden sind, ist noch etwas anderes.

Es ist das Einzigartige in der Persönlichkeit unseres Kaisers Wilhelm: es ist sein Werden und Wachsen. So einfach, so klar, so zu erkennen für jedermann sein Charakter, sein Wollen ist, so wunderbar, so wider alles menschliche Denken ist sein persönlicher Entwickelungsgang und der seiner Zeit. Überall die wohlerwogene, gute Absicht, die nie rastende Arbeit, der männliche Entschluß; aber weit darüber hinaus das Vollbringen, die „Wendung durch Gottes Fügung". Als Kind nur schwach, kommt er doch zu den höchsten Jahren. An der Schwelle des Greisenalters besteigt er den Thron und baut das neue, deutsche Reich. Der im Kriege Siegreichste ist der sicherste Hort des Friedens und aller Friedenswerke.

Es ist das allmähliche, gottgesegnete Werden des Kaisers, wodurch er so ehrfurchtgebietend ist. Es ist das Menschliche, das Gemäßigte, das Weise, das Stille an ihm, was ihn jeder Lage gewachsen sein läßt. Es ist das Unvergleichliche seiner Persönlichkeit, was ihn uns so teuer macht.

Siehst du, Junge, diese und ähnliche Gedanken gingen mir auf meinem Wege durch Kopf und Herz. Ich fühlte mich wieder als Soldat, ich sah des Kaisers Auge auch auf mich gerichtet.

Ich schämte mich ehrlich, und ich glaube, ich habe lästerlich geflucht. Aber ich rüttelte mich zusammen wie nie zuvor und schwor mir, meinem Soldatentrotz auch im Civilrock treu zu bleiben.

Aber was rede ich von all diesen einstigen kleinen Sorgen und Nöten, die mich bei meiner Metamorphose aus dem bunten in das einfache Kleid begleiteten," unterbrach sich der Sprechende, „um dich damit zu langweilen?"

„Fahre fort, Onkel," bat Günther und legte seine Hand auf die des älteren. „Ich war die Veranlassung, und ich glaube, es ist der rechte Zeitpunkt, daß du von diesen Dingen sprichst."

Der Rittmeister sah seinen Neffen prüfend von der Seite an, strich den langen, blonden Schnurrbart nach links und rechts, und die Empfindung, die ihn bewogen hatte, diese Mitteilungen zu beginnen, trieb ihn jetzt an, mit denselben fortzufahren.

„Nun denn! Ich hatte einmal gelesen: Der Mensch ist nur das, was er, losgelöst von all' den Verhältnissen, in die er hineingeboren, und die ihn künstlich stützen und tragen, zu sein vermag. Ich war entschlossen, zu sehen, was ich in mir denn

noch zusammenraffen könnte, um mir daraus eine mich befriedigende innere Existenz zu bilden.

Ich habe dir schon gesagt, und du weißt es, daß ich immer eine Vorliebe für die Zucht des Rosses, seine Pflege und die Kunst, es zu regieren, hatte. Ich fragte mich, ob auf dem Gebiete, wohin mich von jeher meine Neigung führte, vielleicht die Möglichkeit vorlag, durch meine Kenntnisse und Erfahrung irgend einen Nutzen, und sei er noch so gering, zu schaffen.

Die Frage war nicht so leicht zu beantworten. Ich hatte mich zunächst in einer Litteratur zu orientieren, von deren Umfang ich selbst als Reiter vorher nur eine annähernde Vorstellung gehabt hatte. Aber je mehr ich die Größe der Aufgabe erkannte, die ich mir gestellt, um so heftiger wurde der Wunsch, alle Schwierigkeiten zu besiegen und den Punkt zu finden, wo ich mit gutem Gewissen sagen durfte: hier trägst du etwas zur Ergänzung und Fortbildung des Vorhandenen bei.

Siehst du, mein Junge, so bin ich wieder zufrieden geworden. Ich faßte ein nicht geringes Ziel, das meiner Neigung und meinem Können entsprach, ins Auge, und nun arbeite ich demselben, auf mühsamem Pfade, oft aufgehalten, langsam

entgegen. Ob ich jemals erreiche, was ich erstrebe, steht dahin; aber ich habe mich im wahrsten Sinne des Wortes aus trüber innerer Verwirrung herausgearbeitet und bin wieder gesund geworden.“

Der Rittmeister, der seinen Neffen wie seinen Sohn liebte, hatte mit guter Absicht gesprochen. Er wußte, woran Günther krankte, und hatte bisher nicht die Möglichkeit gesehen, ihm helfen zu können. Er ahnte jetzt einen ernsteren Konflikt, in den der junge Mann eingetreten, und der vermutlich mit früheren Klagen, daß er sich nicht wohl fühle in Beruf und Haus, zusammenhing.

Günther gab diesen Gedanken recht, indem er sagte: „Ich bin den Blättern dort dankbar, daß sie Anlaß zu deinen Mitteilungen gegeben haben. Mir wird jetzt um vieles leichter werden, das auszusprechen, um dessen willen ich hergekommen bin.“ Und er schüttete nun sein Herz aus. Er schilderte dem älteren Verwandten und Freunde, was ja des öfteren schon zwischen ihnen zur Sprache gekommen war, warum er sich so wenig wohl in den häuslichen Verhältnissen fühle, wie es ihn von allen Seiten her kalt anwehe, und wie nun noch hinzukomme, daß er auch in seinem Berufe keine Befriedigung fände. Da könne er allerdings dem

Vater kaum verargen, daß er ihm einen tieferen Einblick in seine Unternehmungen bisher vorenthalten habe, denn er wisse kaum, ob er selbst dafür das entsprechende Interesse aufbringen würde.

„Nun haben jetzt die Eltern eine Heirat für mich geplant," fuhr er fort. „Du weißt schon, Onkel, mit dem Ohlauschen Hause auf Wernsdorf. Wahrhaftig, es ist ein schönes und gesellschaftlich gewandtes Mädchen, und der Vater will mir wohl, aber —

„So heirate sie doch, wenn sie dir nicht unsympathisch ist," versuchte ihn der Rittmeister, „und befreie dich mit einem Schlage von all den schiefen Zuständen, über die du dich gegenwärtig beklagst."

Günther sah vor sich nieder. „Mir ist der Gedanke auch schon durch den Kopf gefahren," erwiderte er. „Aber Onkel, seit einigen Tagen — nach reiflicher Überlegung — bin ich mir doch ganz klar darüber geworden: Es geht eben nicht; das ist nichts für mich. Ich gehe dann nur aus einer Halbheit in die andere über."

Bei diesen Worten stieg dem Redenden eine nicht zu bekämpfende Röte bis über die offene Stirn. Dem Rittmeister entging dies verräterische Zeichen nicht. Er schien es aber nicht zu bemerken.

„Brav, brav, mein Junge!“ sagte er nur. „Du willst, wenn du heiratest, nach deiner Neigung heiraten. Das übrige mag ja eine angenehme Beigabe sein, du willst es aber nicht höher stellen, als man es stellen soll. Sehr schön! Ganz meine Ansicht! Ich fürchte nur, daß du die materielle Seite der Sache niedriger stellst, als du sie nach deinen persönlichen Ansprüchen und deinen ganzen Verhältnissen stellen darfst.“

Der junge Mann sah ihn etwas überrascht an.

„Du vergißt,“ fuhr der Rittmeister fort, „daß, wenn du des Morgens aufstehst, deine wichtigste Sorge sich auf deine Toilette und das Vergnügungsprogramm des Tages bezieht. Du denkst nicht daran, daß, ohne daß du den Finger rührst, bereits eine Voraussetzung für dich erfüllt ist, für die Tausende und aber Tausende sich erst von früh bis spät mühen und quälen müssen. Du führst, das wirst du zugeben, eine bevorzugte Existenz. Die Deinigen wünschen sie dir zu erhalten. Ich meine, dazu sind sie nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet. Überlege dir einmal, was du, losgelöst von deinen bisherigen Daseinsbedingungen, sein würdest, überlege es dir recht gründlich; und dann prüfe dich, ob du der Mann sein würdest, auf

dich allein gestellt, dir nicht nur das notwendige Fundament zu verschaffen, sondern deine Lebenslage auch so zu gestalten, daß du ein anderes geliebtes Wesen in dieselbe einzuführen den Mut hast.“

Der junge Mann hatte den älteren Berater mit einem finsteren, ihm sonst fremden Ausdruck zu Ende gehört.

„Du hast vollkommen recht,“ erwiderte er hart. „Ich bin so abhängig von dem Gelde meines Vaters, daß mich mein bester Freund ohne dasselbe nicht recht zu denken vermag. Und das nennst du eine bevorzugte Existenz? Nun, ich danke dafür. Ich bin derselben übersatt. Aber glaube nicht, daß ich meine Lage so mißachte, daß ich aus derselben herausfahren will, wie aus einem alten Rock. — Ohne Umschweife! Es wäre möglich, daß ich über kurz oder lang ein Mädchen fände, die ich mir als meine Lebensgefährtin denken möchte. Ich nehme an, daß mir mein elterliches Haus im Ernstfalle keine andere Bedingung stellt, als daß meine Wahl auf eine Tochter aus einer achtbaren Familie fällt, gleichviel ob dieselbe mit äußeren Glücksgütern gesegnet ist oder nicht. Fände ich aber dann einen unbesiegbaren Widerstand — und mir ist, als wenn derselbe eintreten könnte —,

dann breche ich mit einem Zustande, in dem ich mich nicht mehr in Übereinstimmung mit mir selbst befinde, und werde versuchen, mich auf die eigenen Füße zu stellen."

„Das heißt, du wirst in einer unsicheren Lage heiraten und zwei oder mehr Menschen unglücklich machen," warf der Rittmeister ein, obwohl ihm der energische Ausdruck in den sonst weichen Zügen seines Neffen wohlgefiel.

„Das werde ich nicht, Onkel," entgegnete Günther ruhig. „Ich werde aber allerdings danach streben, meine Lebenslage so zu gestalten, daß sie für die Begründung eines Hausstandes ausreicht."

Günther war in der Erregung aufgestanden und ging in dem großen Zimmer auf und ab. Der Rittmeister stand mit gekreuzten Armen am Tisch und konnte sich bei den letzten Worten eines leisen Lächelns nicht erwehren. Der elegante junge Mann dort mit seinen unzähligen vornehmen Bedürfnissen und Gewohnheiten konnte die Tragweite seines raschen, stolzen Wortes unmöglich ermessen.

„Ich würde dir doch zunächst raten, nicht unnötig einen Konflikt herbeizuführen. Warum soll dein Vater dem einzigen Sohne nicht zu einer

entsprechenden und diesem zusagenden Selbständigkeit verhelfen?“

Jetzt aber zweifelte Günther an einem leichten Erfolg. Ihm kam eine Ahnung von bestimmten Absichten und Plänen, die sein Vater bei sich bewegte und von denen auch etwas in der letzten Unterredung zwischen ihnen beiden zu Tage getreten war. Er beklagte jetzt, daß er jener Auseinandersetzung nicht schärfere Aufmerksamkeit zugewandt hatte, und hielt mit seinen Bedenken, dem Onkel gegenüber, nicht zurück.

„So sei um so vorsichtiger,“ mahnte dieser. „Hüte dich vor irgend welchen leidenschaftlichen und übereilten Entschlüssen und Worten. Vor allem, vergiß nie, daß eine Rückkehr zu dem, was du unbedacht und leichten Herzens aufgiebst, sehr schwer, vielleicht unmöglich ist. Du siehst nur das Drückende, nicht die Vorteile deiner Situation. Geld ist eine Macht. Begieb dich derselben nicht ohne Not, und ehe du nicht weißt, wie du deine Zukunft neu gestalten willst. Das versprich mir wenigstens! Du weißt in deiner augenblicklichen Mißstimmung nicht, was du geringschätzest, und kannst unmöglich alle Konsequenzen eines Kampfes, in den du dich vielleicht kopfüber stürzest, übersehen.“

„Ich danke dir, Alter, daß du mich zur Besonnenheit mahnst. Ich beherzige, was du sagst. Ich wünsche aber, daß du mich ganz verstehst. Vergiß nicht, daß, wenn ich jetzt zu einem Entschluß komme, derselbe nicht die Eingebung der letzten Stunde ist. Wir haben nicht zum erstenmal die tiefgehenden Gegensätze berührt, unter denen ich leide, seitdem ich denken kann. Ich fühle, ich muß einmal sprechen, wenn mein Leben noch ein Leben werden soll, wie ich es verstehe. Und ich bitte dich, mich nicht nur beurteilen zu wollen nach den oberflächlichen Eindrücken, die mein bisheriges Dahinvegetieren dir verschafft hat. Was jetzt in mir zum Ausdruck kommen will und muß, hat sich Jahr um Jahr langsam angehäuft wie ein gefährlicher Zunder. Aber ich danke dem Funken, der die Masse endlich einmal zum Brennen bringt, denn ohne daß das Gewicht vernichtet wird, das so lange auf meiner Brust liegt, wird mir Herz und Atem nicht frei. Doch ich verspreche dir nochmals, ich will an alles denken, was du mir gesagt hast. Aber Onkel, nicht wahr, wenn du in ein Gefecht oder in eine Schlacht geritten bist, hast du als braver Soldat einfach dem Augenblick gehorcht und deine Pflicht gethan und dich um

keine Konsequenzen der Aktion gekümmert. Du mußtest eben reiten."

Jetzt wurde der Rittmeister sehr ernst. „Ich habe gesagt, was ich zu sagen hatte. Glaubst du, eine Pflicht für dich erfüllen zu müssen — und wir haben solche gegen uns selbst — so geh' hin, ich halte dich nicht mehr zurück. Und damit kehre ich zum Ausgang unseres Gespräches zurück, wo du mich erzählen ließest. Ja, mein Junge, ich habe die Überzeugung: Es führt aus den meisten schwierigen Lagen irgend ein schmaler Pfad hinaus; aber er ist oft dornig, und nur wenige scheuen nicht davor zurück, ihn zu betreten. Die ihn aber gehen, kommen mit ihrem tapferen Herzen auch wieder ins Lichte und finden vielleicht auf diesem Wege etwas, was sie sonst nicht gefunden hätten, und was ein Schatz bleibt für ihr ganzes künftiges Leben. Möge dir's im schlimmsten Falle so werden!" Der Rittmeister seufzte, als käme ihm eine schwere Erinnerung.

Günther nahm seinen Hut und reichte dem Onkel zum Abschiede die Hand: „Lebe wohl, Alter, ich danke dir. Es war doch gut, daß wir miteinander gesprochen haben."

---

## VII.

An einem der nächsten schönen Sommernachmittage bog Günther, aus der Bellevuestraße kommend, planlos in die Königgrätzerstraße ein und setzte, offenbar stark mit sich selbst beschäftigt, seinen Weg nach dem Askanischen Platze zu fort.

Die Anstöße, Eindrücke und Bewegungen der letzten Tage hatten ihn in Aufruhr gebracht. Nach seinem Besuche beim Onkel hatte er nun seine Sache selbst weiterzuführen. Er war fest entschlossen, seine Zukunft anders zu gestalten, sich so oder so eine selbständige Stellung zu verschaffen oder doch eine solche, die ihm Selbständigkeit in nahe Aussicht stellte. Was ihn plötzlich so heftig trieb, verschwieg er sich und sah den Grund nur

in dem Unbehagen mit den häuslichen Verhältnissen und dem Verdrusse über die Zumutung, sich in Bezug einer Heirat dirigieren zu lassen.

Als er aus seinem Nachsinnen erwachte, befand er sich am Rande des Tempelhofer Feldes. Halb gewollt, halb ungewollt hatte es ihn hierhergezogen; und ohne einen festen Vorsatz blieb er eine Weile rastend stehen. Dann aber eilte er um so schneller, wie von heimlicher Gewalt gezogen, über den menschenleeren Plan, dem nahen Dorfe zu.

Als er sich auf der mittleren Promenade, mit klopfendem Herzen, bis zur Wohnung der Morbecks vorgewagt hatte und den Blick hinüberschickte, sah er das Haus still im Schatten liegen; nur oben bei Morbecks wehte der sanfte Sommerwind die Gardinen weit ins Zimmer hinein, aber niemand war da, sie zu befestigen. Eine Weile sah er dem Spiele zu; als sich aber sonst nichts regte, kam es wie eine schmerzliche Enttäuschung über ihn. Doch zu trennen vermochte er sich nicht, und so überschritt er endlich den Fahrdamm und betrat das Vorgärtchen.

Die Laube war leer; das Arbeitskörbchen, das er zuletzt dort auf dem grünen Tische gesehen, suchte er vergebens. Er betrat den Flur des

Hauses. Das Knirschen des weißen Sandes unter seinen Füßen, mit dem die Diele bestreut war, war das einzige Geräusch, das er hörte. Die Hinterthür nach einem kleinen, schlecht gepflasterten Hof war offen. Unter einem Schuppendach stand ein großer, derber Tisch aus Urväter-Hausrat mit leeren Blumentöpfen, einem Bündel Bast und ein paar Henkelkörben und deutete, wie auch der große Gemüse- und Blumengarten, der sich nun vor Günther ausdehnte, auf das Gewerbe, das der Besitzer des Hauses mit Frau und Sohn hier betrieb. Durch den Garten lief ein langer, mit Johannisbeer- und Stachelbeersträuchen bepflanzter Mittelweg und führte schnurgerade auf eine kleine, umbuschte Terrasse am Ende des Gartens, von der man, über den Zaun fort, ins Feld blicken konnte.

Dort hatte Günther auf einen Augenblick etwas Helles zwischen dem Grün schimmern sehen, und es zog ihn unwiderstehlich den Weg hinab; doch bemühte er sich, kein Geräusch zu machen. Jetzt hielt er, erschrocken und gefesselt zugleich, den Fuß zurück.

Auf der kleinen Erhöhung stand Constanze, leicht den rechten Ellbogen auf die Planke gestützt, die Hände ineinandergefügt, und sah hinaus ins

Weite. Die Gestalt mit dem etwas zur Seite geneigten Haupte hob sich anmutig von dem dunklen Grün des Hintergrundes ab.

Endlich mußte er sich bemerkbar machen: „Fräulein Constanze!“ sagte er leise.

Er sah, wie sie bei der Nennung ihres Namens leicht erschrak. Doch wandte sie sich ruhig zu ihm und begrüßte ihn mit der unbefangenen Freundlichkeit, die ihn bei ihrer ersten Begegnung so erwärmt hatte.

„Sie treffen es schlecht, Herr Hallstein; mein Bruder hat eine Zusammenkunft mit einem Auftraggeber, und ich kann nicht sagen, wann er zurückkommt. Die Mutter habe ich soeben zu einem Besuche bei der Nachbarin geleitet, wo sie zuweilen gern ein Stündchen verplaudert. Aber wie ist es Ihnen ergangen, seit wir uns nicht gesehen haben?“

Er war inzwischen auf die Terrasse gestiegen und hatte ihr die Hand gereicht. Ihre Freundlichkeit ermutigte ihn. Er fand es sehr hübsch, wie man über den Zaun hinüber ins Weite blicken konnte.

„Ja,“ sagte sie, „es zieht mich auch immer hierher, namentlich wenn es im Garten ganz

still ist. Die Leute hier haben hinter Rixdorf, nach der Spree zu, noch ein paar Feldstücke, ihre besten. Ich kenne so ziemlich die Anzeichen ihrer Ausfahrt dorthin und weiß, man gestattet mir gerne, mich ein wenig hier umzusehen. Nicht wahr, auch Sie finden es hier heimlich?"

Er stimmte aus voller Überzeugung zu, und es machte sich wie von selbst, daß er auf einem umgestürzten Korbe Platz nahm, während sie sich auf einem kleinen Bänkchen niederließ, auf dem sonst wohl die alten Gärtnersleute ausruhten.

„Aber Sie sehen heute so ernst aus," sagte sie. „Neulich, als Sie hier waren und wir von allerlei schwatzten, habe ich Ihnen wohl von mir erzählen müssen, von Ihnen, Ihrem Leben, Ihren Zielen habe ich nichts erfahren."

„Würde das wirklich Interesse für Sie haben?" fragte er.

„Alte Kameraden!" antwortete sie vorwurfsvoll zwischen Scherz und Ernst. „Haben Sie denn nicht auch an meinem bißchen Schicksal teilgenommen? Wissen Sie, Herr Hallstein, die Frage war nicht hübsch."

„Sie haben recht," gab er treuherzig zu, „wenn Ihnen nun aber nicht gefällt, was ich Ihnen erzähle?"

Sie blickte auf. „Darauf kommt es nicht an. Es ist ja auch nicht immer lustig, was einem begegnet; aber bei Ihnen —"

„Bei mir müßte der Sonnenschein überwiegen, meinen Sie, Fräulein Constanze. O nein, da irren Sie sich. Wenn ich mein Leben überblicke — die besten Stunden habe ich in Ihrem Hause, mit Ihnen und Ihrem Bruder verlebt, als noch Ihr Vater lebte."

„Mein Vater hatte Sie sehr lieb," stimmte sie zu; „so lieb, daß wir oft eifersüchtig darüber wurden."

„Ich weiß es wohl," sagte er, „und werde es ihm nie vergessen. Aber es wäre doch vielleicht besser gewesen, ich hätte nie in Ihre Häuslichkeit blicken dürfen."

Sie sah ihn betroffen an.

„Ich hätte dann möglicherweise nie erfahren, was Familienleben und die Gemeinschaft zwischen Eltern und Kindern bedeuten kann."

„Das klingt traurig," sagte sie.

„Es ist traurig, Fräulein Constanze, glauben Sie mir. Vergessen Sie nicht, daß ich neunzehn Jahre war, als Ihr Vater starb, der mich, ich

weiß nicht warum, zuerst wie einen Sohn, dann wie einen Freund gehalten hat."

„Die Mutter starb Ihnen zu früh," warf Constanze ein.

„Ja, im zwölften Lebensjahr. Aber ich habe noch heut das deutliche Bewußtsein davon, wie zart, wie anhaltend Ihr Vater sich bemühte, mir über diesen Verlust fortzuhelfen, mir ihn, soweit es in seinen Kräften stand, zu ersetzen, das kann und werde ich nicht vergessen, sowie alles, womit er mich für das Leben ausgerüstet hat."

„Dann haben Sie vorher nicht von Herzen gesprochen, als Sie wünschten, nie bei uns eingetreten zu sein."

„Nein! Erkennen Sie aber daraus, wie öde es um mich ist, wie inhaltslos mir oft mein Leben erscheint."

„Steht es denn nicht in Ihrer Macht, ihm handelnd einen Inhalt zu geben?" fragte sie leise.

Er sah sie forschend an. „Vielleicht! wenn Sie mir als alter Kamerad freundlich dazu helfen wollen."

Eine flüchtige Röte huschte über ihr Antlitz. „Sprechen Sie nur. Ich helfe gern zu allem Guten."

„Brav! machen wir gleich den Anfang. Sehen Sie, Fräulein Constanze, ich mache meinem Vater keinen Vorwurf, ich kann ihm keinen machen. Ich bin überreich mit allem versorgt, was man zu einem eleganten Leben braucht, und ich habe mich bis vor kurzer Zeit den Wogen dieses Lebens überlassen. Aber ich habe doch keine dauernde Befriedigung dabei finden können. Ich bin jung; Reiten, Fahren und Jagen sagt mir zu. Die freie Bewegung bald hier, bald dort, Reisen, die Beziehungen zu Gleichgestellten habe ich nie verschmäht, aber —"

„Aber —?"

„Es blieb eben überall der Kern meines Lebens wurmstichig. Ich kehrte zurück in Haus und Beruf — es war die alte Öde. Der Vater ist von jeher so von seinen geschäftlichen Unternehmungen und Zielen erfüllt, daß ihm nie Zeit für ein gemeinsames Geistes- und Herzensdasein mit mir geblieben ist. Ich weiß aber, was es darum ist, durch Ihren Vater, Constanze; darum vermisse ich schmerzlich diese Gemeinschaft mit meinem eigenen Vater, und seine stets offene Hand kann mir den Mangel jener nicht ersetzen. Nun plant man eine Heirat —"

„Eine Heirat?“

„Ja, eine Verbindung mit einem schönen Mädchen aus einem reichen, angesehenen Hause. Ich könnte auf diese Weise mit einem Male eine Selbständigkeit gewinnen, mir ein Haus gründen, mein Leben mir auf einer neuen Grundlage, nach meinem Gefallen gestalten.“

„So thun Sie's; thun Sie's um so mehr, als Sie zugleich den Vater befriedigen und mit Leichtigkeit den Ausgang aus all Ihrer inneren Verwirrung gewinnen. Was wollen Sie sonst thun? — Sie sagen, auch Ihr Beruf befriedigt Sie nicht. Das ist schlimm. Fühlten Sie sich darin, so hätten Sie auch unter schwierigen Umständen mehr Freiheit des Entschlusses. Ich nehme selbstverständlich an, es spricht etwas in Ihrem Herzen für diese Heirat. Was aber könnte für Sie eine mehr oder minder gewaltsame Trennung vom väterlichen Hause bedeuten, als Abhängigkeit, Einschränkung und, selbst mit den Mitteln Ihres Hauses ausgestattet, nur eine Verlängerung der Kette, die Sie jetzt zu tragen wähnen.“

Ungefähr das Gleiche hatte Günther auch vom Rittmeister hören müssen. Daß er es aus diesem Munde hörte, verletzte ihn, obwohl er es herbei-

geführt hatte, aufs tiefste in seinem Selbstbewußtsein. Aber er bezwang sich mit aller Gewalt und erwiderte nur: „Sie trauen mir aber nicht viel zu, Fräulein Constanze."

„Verzeihen Sie nur," entschuldigte sich das Mädchen in merkbarer Verlegenheit; denn sie schalt sich selbst darüber, daß sie wieder einmal zu rasch mit ihrer Meinung herausgegangen war. „Sehen Sie, ich bin es so gewohnt nach dem Tode unseres Vaters, nachdem die Notwendigkeit, für andere zu sehen und zu sorgen, auch an mich herantrat, die Dinge dieser Welt mit möglichst nüchternem Auge zu betrachten. Ich habe mit meinem Bruder alles Auf und Ab eines Künstlerdaseins zu durchleben; da wird man nüchtern, ach, so nüchtern, daß einem manchmal selbst bange wird, weil man die Welt gar nicht mehr anders wie an einem strengen Frosttage vor sich liegen sieht. Nicht wahr, Sie sind mir nicht mehr böse? Weshalb mußten wir auch dies Gespräch beginnen und weshalb appellierten Sie auch an die alte Kameradschaft?"

Sie sah zu hübsch aus in ihrem Unwillen über sich selbst, daß er wirklich schon längst verziehen hatte. Aber es drängte ihn auch andererseits,

noch nicht zu schweigen, denn er begehrte heiß, ein anderes Bild von sich zurückzulassen, als das, worüber er sich gekränkt fühlte.

„Nur noch eins lassen Sie mich sagen, Fräulein Constanze,“ sagte er nicht ohne Bewegung. „Ich bin ebenso entschlossen, jener beabsichtigten Verbindung nicht näher zu treten, wie ich mir klar darüber bin, meinem Leben, so lange es noch Zeit ist, mit oder ohne Zustimmung der Meinigen, die Richtung zu geben, die nach meiner innersten Überzeugung für mich eine Notwendigkeit ist.“

Er war, als wollte er damit das Gespräch schließen, aufgestanden und an den Zaun getreten, über den er nun, von Constanze abgewandt, hinaussah.

Eine Stille trat ein.

Dann sagte das Mädchen: „Wir sind wohl zu weit geführt worden, Herr Hallstein. Ich will die Mutter holen; sagen Sie ihr wenigstens einen Guten Tag.“

Bei der Möglichkeit, diese Stunde zu verlieren, die seinen Wünschen so wundersam geschenkt war, nach jeder Richtung aufgewühlt in seinen Empfindungen, wandte sich der junge Mann jetzt rasch zu dem Mädchen und hielt sie mit den

Worten zurück: „Bitte, Constanze, bei unserer alten Freundschaft, bleiben Sie noch einen Augenblick. Sie sehen ja, mein Wunsch ist mehr als eine Laune!“

Das Mädchen zögerte.

„Ich bitte, ich beschwöre Sie im Namen des, den wir beide als Vater liebten, gehen Sie jetzt nicht fort!“

Bei diesen letzten Worten, die seine eigene Bewegung dämpften, ließ sich Constanze wieder auf ihren Sitz nieder. Sie vermochte der gehaltenen, wenn auch vor innerer Erregung zitternden Bitte, die an den Namen des beiderseits Verehrten anknüpfte, nicht zu widerstehen.

„Ich würde Sie nicht zurückzuhalten wagen, Fräulein Constanze,“ fuhr er fort, alles um sich her vergessend, „wenn nicht diese Stunde dazu bestimmt zu sein schiene, den Entschlüssen, von denen ich eben gesprochen, ihre letzte Entscheidung, die Entscheidung durch Sie, Constanze, zu geben.“

Sie erschrak und erblaßte. „Durch mich?“ fragte sie befremdet.

„Durch Sie, Constanze! Ich habe in diesen letzten Tagen viel durchlebt; oder besser gesagt, vieles, was in mir schon lange gärt und kämpft,

wird durch allerlei Umstände einem Entschlusse entgegengeführt, dem Sie, nur Sie allein die Weihe geben können.“

Sie sah ihn abwartend, fast finster an.

„Fräulein Constanze, seit ich Sie wiedersah, ist mir's Gewißheit geworden, mein Glück, mein Lebensglück kann nur durch Sie und mit Ihnen begründet werden. Sagen Sie mir, daß etwas in Ihnen für mich spricht, daß aus der alten Freundschaft mehr werden könnte; daß ich Sie, wenn ich Ihnen eine gesicherte Lebensstellung bieten könnte, von den Ihrigen zu meiner Lebensgefährtin erbitten dürfte —“

Sie war aufgesprungen und stand jetzt wirklich mit zürnendem Antlitz vor ihm. „Es wäre besser gewesen, Herr Hallstein, Sie hätten mich gehen lassen. Ich muß kurz sein, denn diese Unterredung darf nicht länger währen; aber ich muß Ihnen auch deutlich sein, denn es darf nie wieder eine ähnliche zwischen uns stattfinden. Zunächst zu Ihrer Entschuldigung: Ich glaube an die Aufrichtigkeit dessen, was Sie sagen; ich glaube daran, weil wir ja einst — ihre Stimme schwankte — gute Kameraden gewesen sind.

Aber diese Zeit ist nicht mehr, kann auch nie wiederkehren. Zwischen Ihrer Familie und der meinigen liegt eine unüberbrückbare Kluft, die auch Ihre Zuneigung nicht ausfüllen könnte. Es ist nicht allein der Unterschied zwischen dem Reichtum Ihres Hauses und der Beschränkung des unserigen. Von Ihrer Seite besteht dieser Abstand durch den Sinn Ihrer Familie, Ihres Vaters, den ich durch nicht gewollte Äußerungen des meinigen in seinen letzten Stunden, durch bekümmerte Aufschlüsse der Mutter vielleicht in manchem besser kenne als Sie. Von meiner Seite hindert mich mein Selbstbewußtsein, je in ein Haus zu treten, das gegen meinen Vater — — doch ich will Sie nicht auch noch in Ihrem Sohnesgefühl kränken.

O, warum sind Sie so rasch Ihren augenblicklichen Empfindungen gefolgt! Sie sahen die alte Spielgefährtin und hielten die alten Freundschaftsgefühle für Liebe. Ich vergebe Ihnen; und Sie — Sie werden sich besinnen. Aber Sie fühlen wohl, daß Sie mir eine schwere Stunde bereitet haben."

„Constanze! Constanze!" rief er schmerzlich, ohne zu wissen, wo er anfangen sollte, um sie eines Besseren zu überzeugen.

Sie machte eine abwehrende Handbewegung und fuhr unbeirrt fort: „Sie sind gewohnt, Herr Hallstein, jeder Ihrer Regungen nachgeben zu können; ich aber bin härter gewöhnt, durfte nie Mitleid mit meinen Empfindungen haben oder Unklarheiten Vorschub leisten. Ich mußte an die anderen denken, und das thue ich auch jetzt und sage Ihnen: Vergessen Sie mich, und vergessen Sie diese Stunde; wir können uns nie gehören! Nicht nur die Gegenwart trennt uns; auch manches Vergangene, woran Sie freilich nicht Schuld sind. Leben Sie wohl!“

Sie wandte sich zum Gehen. Günther stand wie betäubt.

Da kehrte sie sich noch einmal zu ihm, reichte ihm die Hand und sagte: „Wir sehen uns ja zum letztenmal für immer oder für lange, lange Zeit. Ich habe Ihnen so viel Bitteres sagen müssen; wir werden aber beide darüber hinauskommen. Dann, in der Erinnerung, dürfen wir ja wieder sein, was wir früher waren, — die alten Kameraden!“

Es drang so viel Güte und Herzlichkeit aus diesen Worten und aus ihrer Stimme, daß Günther durch den Schleier, der sich über seine Augen legte,

nur noch einmal ihre Züge zu erspähen suchte, ehe er ihre Hand aus der seinen ließ. Und als auch er nun ging, klang ihm durch allen Schmerz wie ein Trostgeläute ihre sanfte Stimme, ihr letztes Wort.

---

## VIII.

Und dieser Eindruck blieb zuletzt immer der siegende, wenn ihn in den nächsten Tagen Unmut, Zweifel, Hoffnungslosigkeit zu überfallen drohten. Ja, er mochte sogar die Herbheit, die ihn so tief gekränkt hatte, nicht mehr von der Persönlichkeit Constanzes trennen. War es vielleicht, daß er in diesem schneller gereiften Mädchen, ohne sich genau dessen bewußt zu werden, die Ergänzung seiner noch unfertigen und ringenden Persönlichkeit fand? Mochte dem sein, wie ihm wollte, das Bild Constanzes verließ ihn nicht mehr. Ihre aufrechte, kräftige Gestalt, die Sicherheit ihrer Bewegungen schienen ihm nur der liebenswürdige Ausdruck ihres gefesteten Wesens zu sein. Er kam immer mehr zu der Gewißheit: ein künftiges Glück

war untrennbar von dem Besitze seiner einstigen Gespielin.

Es erschien ihm je mehr und mehr eine Notwendigkeit, Constanze nicht nur von der Wahrheit seiner Gefühle, sondern auch von seiner Beständigkeit und von der Kraft zu überzeugen, seine Entschlüsse durchzuführen. Welch ein Augenblick für ihn, sie einst durch die That überzeugen zu dürfen! Nein, keine feige Berechnung, kein jämmerliches Zugeständnis mehr um des äußeren Behagens willen. Seit dieser letzten Unterredung mit Constanze stieg ihm jedesmal das Blut zur Stirn, wenn er an die Möglichkeit dachte, sich zu beugen und, um der Behaglichkeit der äußeren Lebenslage willen, seine heiligsten Empfindungen zu verleugnen. Das war unwürdig, das war unmöglich!

Aus diesem Gedankengange bildete sich der Vorsatz, alle Diplomatie dem Vater gegenüber beiseite zu lassen und sich lediglich auf die Wahrheit und sein Sohnesrecht zu verlassen. So, in der Hauptsache schlüssig, klärte er nur noch auf stillen Spaziergängen Einzelheiten seines Vorhabens und ließ alles in sich noch einige Tage ausreifen. Einen geheimen Reiz erhielten diese einsamen

Beratungen durch die stärkende Teilnahme des ihm immer vorschwebenden Bildes der Geliebten.

Das alles gab ihm mit der erhöhten inneren Glut eine größere äußere Lebendigkeit und Freiheit, die dem Vater nicht entging, und die sich derselbe nach seiner Weise deutete. Es kam daher seinen Wünschen entgegen, als ihn Günther förmlich um eine Unterredung bat, und er sprach sich darüber, seiner Sache sicher, befriedigt zu seiner Gemahlin aus.

Diese ernste Zusammenkunft zwischen Vater und Sohn fand wieder in dem häuslichen Arbeitszimmer des ersteren statt. Es war ein ruhiger Sonntagmorgen, als Hallstein in dem vornehm ausgestatteten Raum den Eintritt seines Sohnes erwartete. Wer ihn zu dieser Stunde in seinem Arbeitssessel sah, mit der flüchtigen Lektüre der Morgennachrichten beschäftigt, erhielt den günstigsten Eindruck. Denn das kluge, kühne Gesicht, dem das volle, weiße Haupthaar und das glattrasierte Kinn etwas Distinguiertes verlieh, trug heute den Ausdruck der Heiterkeit und des Wohlwollens.

Im ganzen Hause herrschte tiefes Schweigen. Auch draußen im Tiergarten wurde die Sonntagsstille nur zuweilen von einer klappernden Droschke oder einer vorüberfliegenden Equipage unterbrochen,

und selten klang der Schritt eines verspäteten Kirchgängers auf dem Trottoir. Hallstein legte die Zeitung nieder. Die Stille that ihm wohl, aber er hatte heut keine Gedanken zum Lesen. Er blickte um sich; er lächelte befriedigt. Das ganze Zimmer spiegelte die Feinheit seines Geschmackes, die Gediegenheit seines Reichtums wieder, und zwar mehr durch die sorgfältige Auswahl seiner Gemälde, Skulpturen und Bronzen, als durch die Kostbarkeit seiner Möbel, Vorhänge und Teppiche. In der That waren die zahlreichen, aber gut verteilten Kunstgegenstände, unter denen besonders auch seltene geschnitzte Schränke das Auge des Kenners anzogen, sehr allmählich und nur nach peinlicher Auswahl in seinen Besitz gelangt. Gewiß, es kam ihm auf Darstellung des Seinigen an, aber ein natürlicher Kunstsinn hatte ihm beim Sammeln gütig zur Seite gestanden und seine Freude vertieft.

Er hatte viel erreicht; und von dieser Stunde hoffte er eine neue gedeihliche Perspektive für sein und seines Hauses Ansehen. Er hatte ja Günther deutlich seine Meinung kundgegeben; und in den letzten Tagen hatte er ihn scharf beobachtet. Günther hatte diese zweite Unterredung gewünscht; er hätte nicht so ruhig sein können, wenn er nicht den

Absichten des Vaters entgegenzukommen gedachte. Alle Anzeichen waren günstig.

Vorübergehend flog ein Schatten über des Kombinierenden Stirn. Er wünschte nicht, daß sein Sohn jetzt Selbständigkeit in seinem Berufe beanspruchen möchte, die er ihm im Augenblick nicht gewähren konnte. Seine Verbindungen mit Amerika und die Bekanntschaft mit den leitenden Persönlichkeiten bei dem Ausbau der Northern Pacific-Bahn hatten seine eine Zeitlang schlummernde Unternehmungslust wachgerufen. Er hatte sich stark und immer stärker an Land- und Bauplatzspekulationen beteiligt. Er war jetzt außer stande, Geld für eine neue größere Unternehmung flüssig zu machen. Aber dies konnte kein Gegenstand ernstlichen Bedenkens für ihn sein.

Günther trat ein.

Des Vaters Augen ruhten mit Wohlgefallen auf der jugendlich männlichen Gestalt. Denn Günthers Erscheinung, wenn sie schon, seinen Verhältnissen gemäß, modisch-elegant war, mußte, namentlich durch den gegenwärtigen Ernst seiner Züge, auf jeden Unbefangenen einen gewinnenden Eindruck machen.

„Ich freue mich," kam ihm der Vater entgegen, „daß du mich um diese Stunde angesprochen hast, die, wenn ich richtig vermute, dazu bestimmt ist, einmal ernstlich deine Zukunft zu erwägen."

„Ich danke dir," antwortete Günther, „daß du mir durch dein Entgegenkommen eine Aussprache erleichterst. Was du berührst, ist in der That die Ursache, die mich herführt, und ich darf nach deinen Worten hoffen, daß diese Stunde eine Klärung meiner äußeren und inneren Lage herbeiführen wird, mit der ja auch du einverstanden sein mußt, denn du wirst zugeben, daß es für mich nicht unnatürlich ist, einen größeren und selbständigeren Wirkungskreis anzustreben."

Hallstein hielt es in jedem Fall für gut, freundlich, aber nicht ohne Ironie einzuwerfen: „Ein Wirkungskreis pflegt sich immer gemäß den bisherigen Leistungen zu erweitern."

„Ich muß diesen Vorwurf hinnehmen," antwortete der junge Mann, „aber meine bisherigen, mehr mechanischen Arbeiten gaben mir wohl eine Vorstellung von der Weite und den Verzweigungen unseres Geschäftes, aber mir fehlt eine höhere Verantwortlichkeit, die Möglichkeit persönlicher

Erfahrung, eigenen Urteils, selbständigen Disponierens.“

Um Hallsteins Lippen spielte wieder jenes ironische Lächeln, daß den Sohn so oft bis ins Herz hinein erkältet und vom Vater entfernt hatte, aber er unterdrückte es offenbar und sagte mit Wohlwollen: „Ehe wir von diesem Wunsche weitersprechen, erlaube mir die Frage: Verbindet sich nicht mit demselben ein zweiter, der das eigentliche treibende Element in dieser Angelegenheit ist? Ich brauche dich nicht an unsere neuliche Unterredung zu erinnern.“

„Deine Vermutung ist richtig, wenn auch —“

Hallstein zog einen Brief aus der Tasche. „Ich hoffe, wir werden schneller zum Ziele kommen, als du dachtest. Dieser Brief aus Wernsdorf wird dich, durch die Äußerungen, die sich auf dich beziehen, überzeugen, daß wir die Wege geebnet finden.“ Er reichte dem Sohne das Schreiben hinüber.

Dieser machte eine abwehrende Handbewegung. „Ich sehe, wir verstehen uns nicht,“ sagte er fest. „Meine Beziehungen zu dem Ohlauschen Hause werden nach wie vor nur freundschaftliche sein;

in nähere als die gegenwärtigen werde ich nie zu demselben treten."

Hallstein ließ die Hand mit dem Schreiben sinken. „Ich verstehe dich nicht," sagte er zögernd, in all seinen Voraussetzungen getäuscht.

„Vater," antwortete Günther mit der Entschlossenheit, die der Augenblick erheischte, „Vater, wende deine Augen ganz ab von diesem Projekt, das euch vielleicht eine Zeitlang beschäftigt hat, in dem es mir aber unmöglich ist, euren Wünschen Rechnung zu tragen. Bei dem Versuche, denselben zu genügen, bei den Erregungen, bei den ernstlichen Prüfungen, die diese Frage mit sich führen mußte, bin ich mir mehr und mehr über mich selbst klar geworden. Ich weiß nun, was ich will, und ich bitte dich, hilf mir dazu!"

„Wozu soll ich dir helfen?" kam es langsam und abweisend von Hallsteins Lippen.

„Laß uns eins nach dem anderen erledigen," entgegnete Günther überlegt, ohne sich durch die veränderte Haltung des Vaters beirren zu lassen. „Erfülle mir zunächst meine erste Bitte: Gieb mir die Selbständigkeit, die ich wünsche!"

„Willst du mir erklären, was du darunter verstehst?" fragte Hallstein kühl.

„Du erwogst vor Jahr und Tag den Gedanken, eine Filiale unseres Geschäftes in Dresden zu errichten. Was wäre natürlicher, als mich mit der Einrichtung und Leitung derselben zu betrauen.“

Hallstein hatte die Enttäuschung wie einen Schlag empfunden, und dies gab all seinen folgenden Auslassungen eine aufreizende Schroffheit und Bitterkeit. „Das war vor Jahr und Tag,“ erwiderte er, „in diesem Augenblick habe ich nicht den mindesten Anlaß, mich mit dieser Frage zu beschäftigen.“

„Nicht den mindesten Anlaß, dich mit einer Sache zu befassen, die mein Lebensglück so nahe berührt?“

„So sage endlich, wo du hinauswillst!“ forderte Hallstein. „Diese bestimmte Ablehnung meiner Wünsche ist nicht von ungefähr. Du blickst nach einer anderen Richtung; und diese möchte ich erst kennen, ehe wir weiter verhandeln.“

Günther fühlte, daß eine unabweisbare Entscheidung bevorstand. Und sie war ihm recht. Er vermochte nicht länger diesen Ton zu hören, aus dem jede väterliche Teilnahme und Milde mit einem Male verbannt schien. Er zwang sich zu äußerster Ruhe, indem er sagte: „Du sollst

vollkommen klar sehen, Vater. Ich verlange nach einer Selbständigkeit, um mich mit meiner Jugendgespielin, Fräulein Constanze Morbeck, verloben zu dürfen."

„Mit wem?" schrie Hallstein, der seinen Ohren nicht traute.

Günther wiederholte deutlich und ruhig den Namen.

Hallstein stützte eine Zeitlang den Kopf und schloß die Augen, als ob er sich fassen müßte oder nachdenken wollte. Als er sich wieder aufrichtete, war er blaß, und ein scharfer Zug hatte sich um seinen Mund gelegt. Doch sprach er das Folgende gelassen, ja, man merkte ihm zuweilen an, wie er eine aufsteigende weichere Regung nur mit Mühe bezwang.

„Mein Sohn," hob er an, — und Anrede und Ton wandte ihm sogleich wieder Günthers Herz zu — „du hältst mich in diesem Augenblicke für kalt und abweisend. Ich bin es und bin es auch nicht; ich bin nur konsequent. Sieh, wie du hier vor mir sitzest, kannst du dich nicht anders fühlen, als den Sohn eines reichen Hauses. Du wußtest aber bisher noch nicht, wie jung diese Zustände sind, deren du dich stündlich erfreust,

und die du als selbstverständlich betrachtest; du denkst nicht daran, mit welchem Aufwand von Mühe, Sorge, Ausdauer sie begründet sind und noch erhalten werden.

Ich hatte von Haus aus wenig, als ich in die Welt trat; im Vergleich zu den Zielen, die sich von vornherein mein Ehrgeiz steckte, soviel wie nichts; aber ich wollte entweder verderben oder emporsteigen. Zu einer mittleren, stillen, bürgerlichen Existenz war ich nicht gemacht. Und nun begann durch drei Jahrzehnte hindurch ein Kampf, in dem ich zwar von Station zu Station bestanden habe, aber nur ich allein weiß, mit welcher Kühnheit, welchem Trotz ich den Ereignissen Stirn und Brust geboten, getreu meinem Grundsatz, entweder zu siegen oder unterzugehen."

„Das Glück hat dich begünstigt," sagte Günther ernst, „und du fandest treue Mitarbeiter."

„Ich habe gefunden, was ich brauchte, weil ich es zu nehmen und meinen Zwecken einzufügen verstand. Sonst habe ich mich nur auf mich selbst verlassen, auf mich allein, auf meine Augen, meine Hand; und nur darum habe ich mich nicht verrechnet."

Günther wehte es wieder kalt an.

„Und ich war eben für meinen Beruf geboren, ich dachte, ich wollte nichts anderes. Ich fühlte meine Fähigkeiten, und es war mir Lust, sie auszunutzen, jede Schwierigkeit, jedes Hemmnis zu überwältigen. Freilich sann und dachte ich nur an das eine, was mich ausfüllte, ein anderes hatte daneben nicht Platz. Ich weiß wohl, stillen Familienfreuden habe ich nicht leben können. Deine Mutter klagte zuerst darüber, und sie hat uns beiderseits manche Stunde damit verdorben, denn ich zwang mich in den ersten Zeiten unserer Ehe, ihren Wünschen zu genügen. Nachher hat sie geschwiegen, da sie sah, daß doch nichts Erfreuliches zu stande kam, für sie nichts, für mich nichts. Die Arbeit machte eben ihre Ansprüche."

„Arme Mutter!" seufzte Günther unwillkürlich.

Ein scheuer Blick streifte ihn aus den Augen des Vaters. „Ich weiß wohl, was du meinst," sagte er. „Aber glaube mir, da war keine Wahl; Aufgabe an Aufgabe drängte sich heran und riß mich in die Anforderungen des Tages, bis ich ermattet mich von allem abschloß oder stärkere Anregungen suchte, als sie mir das Familienleben bieten konnte."

„Du mußt das verstehen," sagte er zu Günther in einem Tone, der die Schwäche seiner Beweisführung verdecken wollte. „Ich fühle ja, daß du bei meiner Rastlosigkeit manches entbehren mußtest, was vielleicht andere Väter ihren Kindern bieten können; und wenn ich es nicht empfunden hätte, die stumme Anklage deiner Mutter verwies mich darauf. Doch ich konnte daran nichts ändern. Und da ich es nicht konnte, gab ich der Mutter nach, ließ sie schweigend gewähren. Ich legte ihren Besuchen im Morbeckschen Hause nichts in den Weg, wie ich auch nach ihrem Tode nicht gehindert habe, daß du, wie du's als Kind an ihrer Hand gethan, dort aus- und eingingst. Ich gestehe sogar zu, es geschah mit in dem Gefühl, daß du dort vielleicht etwas empfangen möchtest, was ich dir nicht geben konnte, weil ich nicht die Zeit, vielleicht auch nicht die Anlage dazu hatte. Soll nun diese Nachgiebigkeit verhängnisvoll für mich werden? Soll ich für eine Schwäche gestraft werden? Soll mir von dorther, wo ich Güte zu üben wähnte, eine feindliche Gewalt entgegentreten, die meinen Lebensplan zerstört? — Das kann und will ich nicht glauben."

Günther schwieg.

„Mein Sohn,“ fuhr Hallstein dringlicher fort, „siehst du denn nicht, wie ich bei alledem nur an dich gedacht, für dich gearbeitet habe? Mein Haar ist vor der Zeit weiß geworden, und ich fühle manchmal, daß ich mir viel zugemutet habe. Auf dich habe ich meine Hoffnungen gesetzt; du solltest fortführen, was ich begonnen. Ich habe unserem Hause einen weiten, guten Grund erworben; ich ruhe nicht und suche immer nach neuen Quellen, durch die ich sein Wachstum noch mehren kann. Empfange wenigstens dankbar, was ich geschaffen, und wenn du kein Arbeiter sein kannst, werde wenigstens ein Haushalter; bewahre mir das Ansehen des Hauses, vermehre seinen Glanz! Vielleicht, daß ein Enkel wieder in meinem Sinne weitergeht.“

„Ich will mich ja gern finden in dem, was du über mich verfügst,“ antwortete der Sohn, von dem eindringlichen, milden Tone stark berührt, „aber nimm auch das Mädchen, das ich mir erwählt, freundlich als Tochter auf.“

„Constanze Morbeck? Unmöglich!“ fuhr Hallstein auf. „Das ist eine Laune von dir, durch Kindheitserinnerungen genährt. Du wirst davon zurückkommen.“

„Niemals, Vater!“ sagte Günther fest.

„Niemals?“ fragte Hallstein erregt. „Glaubst du wirklich nach alledem, was ich dir gesagt habe, ich würde das Mädchen in unsere Familie aufnehmen? Wie denkst du dir eigentlich die Konsequenzen dieser Verbindung?“

„Man wird an euch keine Ansprüche irgend welcher Art erheben, davon bin ich überzeugt,“ entgegnete Günther.

„Mag sein, mag sein,“ lautete die ungeduldige Antwort, „aber du mußt doch einsehen, daß uns dieser Anhang in den Augen der Gesellschaft für immer schaden muß. Du wirfst mir damit ein Hemmnis in den Weg —“

Auch Günther rötete der Zorn, wenn auch ein Zorn edler Art, die Stirn. „Ich begreife dich nicht und werde dich in diesem Punkte nie begreifen,“ sagte er abweisend. „Klingen deine Worte nicht, als ob ich dir eine Unwürdige zuführen wollte, als ob an der Familie, die du doch nach ihrem Vorleben genau kennen solltest, ein Makel hafte? Du wirst mich immer auf der Seite der soeben Angegriffenen finden; und ich frage dich noch einmal: Willst du mir jene gewünschte Selbständigkeit nicht geben? Es wäre

zu unserer aller Heil; meine Forderungen für meinen persönlichen Unterhalt würden die bescheidensten sein."

„Daß ich dir damit die Mittel in die Hände gäbe, deine unsinnigen Ideen durchzuführen!" schrie Hallstein heraus. Dann mäßigte er sich und erklärte: „Ich könnte nicht, wenn ich es auch wollte. Ein unbedeutendes Zweigunternehmen würde dem Ansehen der Firma geradezu schaden; für eine größere Unternehmung sind zur Zeit keine Mittel flüssig."

„Das heißt, du kannst oder willst mich nicht in die Lage setzen, in Bezug meiner Herzensneigung über mich zu bestimmen. Denn eine angemessene Teilhaberschaft in unserem Geschäfte lehnst du doch unter diesen Umständen auch ab? Ich bitte dich, laß dich ein für allemal darüber aus; ich will endlich klar sehen!"

Hallstein sah die tiefe Erregung, erkannte die Entschiedenheit des Verlangens. Er wünschte, den Sohn nicht zu verlieren; aber ein Zugeständnis, das ihm die eigenen Wege kreuzen konnte, wollte er ihm nicht machen. Er hoffte, wenn er nur Zeit gewönne, ihn zu überzeugen, ihn von den heftig erfaßten Wünschen zurückzubringen.

„Ich mache dir einen Vorschlag, Günther, den du, wenn du verständig bist, annehmen wirst. Du siehst jetzt selbst nicht klar, und ich will nicht auf dich einreden. Wechsele den Ort; geh' eine Zeitlang nach England zurück. Suche die früheren Verbindungen auf. Es ist selbstverständlich, daß ich alles aufs beste vorbereite. Tritt in eins der großen Häuser unserer Branche als Volontär; thu' dich noch einmal geschäftlich und gesellschaftlich nach Gefallen um. Du wirst es jetzt noch mit anderem Erfolge thun als früher. Dann laß uns wieder miteinander reden! — Die Mittel für deinen diesmaligen Aufenthalt verdoppele ich dir gegen früher, ohne dir mit dem Bewilligten eine Schranke setzen zu wollen! Sage ja! — oder überlege dir's, und sage mir morgen deine Meinung."

„Nein heute," stieß Günther rauh hervor, „und jetzt! Es ist die höchste Zeit, daß es geschieht, wenn ich noch einmal mit mir und diesen elenden Halbheiten fertig werden soll. Ich sehe, du willst mir nur unter einer Bedingung helfen, die ich niemals anerkennen werde. Sei es denn! Ich gehe, denn du trennst mich selbst ab vom Hause, und fast fühle ich es nur als die Folge deines ganzen früheren Verhaltens. Wann hätt' ich den

Vater gehabt, wie ich mich so oft, so oft im Stillen danach sehnte?

Wurzeln nicht alle meine Kindheits-, meine Jugenderinnerungen in dem Morbeckschen Hause? O, ich weiß noch, wie wir oft hingelangten! Hier waren heftige Worte gefallen, die die Mutter still hinnahm, während ich mich in die Ecke drückte; die zornige Rede verhallte hinter der heftig zugeschlagenen Thür. Nachher, im Dämmer, mit vor dem ahnenden Knaben herabgewürgten Thränen verließ die Gekränkte das Haus, der Bitte des Kindes selbst jetzt nachgebend. Sie fand auch wohl eine stille Stunde und äußere Beruhigung bei der Freundin, aber ich fürchte, der Stachel der Entbehrung eigenen Glückes hat sich hier noch tiefer gedrückt. Aber einen Trost, eine Freude fand sie hier immer. Ihr Knabe hatte, was er brauchte, Licht und Luft für seine kindlichen Triebe, herzliche Liebe, die über ihn wachte und, ihm selbst unbewußt, ihn sorgsam leitete. Das alles habe ich später deutlich erkannt und als Heranwachsender dankbar empfinden können. — Verzeih, aber die Erinnerung überwältigt mich."

Der junge Mann verbarg sein Antlitz mit der Hand.

„Du hast wohl nicht in allem und immer so darben müssen, wie es dir jetzt beliebt darzustellen," warf Hallstein ein und versuchte, sich zum Spott zu zwingen.

„An äußeren Gütern nie."

„Nun, dann verkenne wenigstens nicht deren Wert."

„Ich erkenne dankbar die frohen Stunden an, die mir der Besitz in späteren Jahren, wo man zur Selbständigkeit heranreift, verschafft hat. Da hat mir nichts gemangelt, und ich habe mich frei und fröhlich bewegen dürfen. Aber oft kamen mir die besten Stunden wie eine Betäubung vor, und nur in der Stille habe ich mich ganz finden können."

Jetzt war Hallsteins spöttisches Lächeln aufrichtig. Das war eine sentimentale, lächerliche Phrase, denn soviel er wußte, hatte sein Sohn wie andere junge Leute seines Alters und Standes gelebt.

Günther bemerkte es. „Wir verstehen uns nicht. Ich glaube es wohl," sagte er bitter. „Auch darüber habe ich oft nachgedacht. Vielleicht habe ich zuviel von der Mutter."

„Wir wollen uns nicht noch weiter erregen,“ entgegnete Hallstein mühsam, den dies Wort von neuem verwundete. „Laß uns zu einem Entschluß kommen. Du hast harte Vorwürfe gegen mich geschleudert. Ich nehme sie hin. Wenn mich mein rastloses Arbeiten in eine geringe Schuld gegen euch setzte, wenn deine Mutter mich nicht verstand und auch auf dich ungünstig einwirkte, so war das ein Unglück, unter dem ich doch auch gelitten habe. Laß uns davon abbrechen, und höre einen letzten Vorschlag.

Ich sehe ein, daß es ratsam ist, wenn du dich eine Zeitlang von mir trennst. Gut, mach' dich im Auslande selbständig. Dazu werde ich in einiger Zeit, in der du dich indessen orientieren kannst, die Mittel finden. Hier muß ich es dir versagen. Bei deiner Sinnesart wirst du ja auch in engeren Grenzen zufrieden sein. Es ist ein Versuch; wir wollen sehen, wie er ausschlägt. Eine Verbindung mit der Morbeckschen Familie bleibt, solange du dich meinen Sohn nennen willst, ausgeschlossen.“

„Dann verzichte ich auf deine väterliche Güte,“ erwiderte Günther ruhig und fest und erhob sich.

Hallstein war auf eine solche Entschiedenheit nicht gefaßt. „Du wirst nicht gehen!“ rief er, aus der Fassung gebracht.

„Ich muß gehen, Vater,“ sagte Günther milderen Tones.

„Du bist von Sinnen, du bist ohne Mittel!“

„Nicht so mittellos, wie du denkst. Ich bin in der Möglichkeit, meine eigenen Wege gehen zu können.“

„Du verläßt dich auf deine geringen Ersparnisse?“

„Sie genügen mir vorläufig! — Leb' wohl und habe Dank für das, was du noch thun wolltest. Hab' überhaupt Dank; du hast es ja in deiner Weise gut gemeint. Vielleicht ist diese Stunde doch heilsam, und wir finden uns wieder zusammen. An die Mutter werde ich noch schreiben.“

Hallstein brachte kein Wort mehr über die Lippen, aber er überließ seine Hand willenlos dem Sohne, der sich zu derselben niederbeugte: „Lebe wohl!“

Hallstein sah sich auf einmal allein. Die Bedeutung des Geschehenen drängte sich in stürmischen, noch nicht entwirrten Empfindungen zu seinem Bewußtsein.

Schuldgefühl war es nicht, was ihn übermannte; dazu war er eine zu ausgeprägte, selbstherrliche Natur. Aber was ihn jetzt mit sich fortriß, war doch etwas Gewaltiges, ihm in dieser Macht Fremdes. Zum erstenmal beugte ihm ein großer Schmerz das Haupt in die Hand, und er wehrte sich nicht dagegen. Die Hand war eine schwere, die auf ihm ruhte, und doch löste sie milde die heftige Spannung, in der er sich bisher gehalten.

Nein, Schuld fühlte er auch jetzt nicht, aber er empfand, daß ihm etwas entrissen war, das mit geheimnisvollen Fäden in einer Tiefe mit ihm verknüpft war, zu der er bisher nie hinuntergestiegen. Er, der sonst dem Leben mit allen Pulsen angehörte, kam sich vor, als wäre er für immer von ihm geschieden.

Er richtete sich auf; sein Blick fiel auf ein Bild an der Wand ihm gegenüber. Er erinnerte sich, er hatte dasselbe einst auf Bitten Günthers gekauft, gegen seinen eigenen Willen, da er dem Gegenstande nichts abgewinnen konnte. Das berührte ihn jetzt seltsam, und er trat dem Gemälde näher. Es war ein sehr einfaches Motiv, das der Maler erfaßt, dem er aber durch liebevolle Versenkung zu großer Wirkung verholfen hatte.

Man stand mit ihm auf einem Orgelchor, wo ein alter Organist seines Amtes waltete. Hinter dem Spielenden ließ der Künstler eigentlich nur noch eine Gestalt für den Beschauer hervortreten, ein junges Mädchen im einfachen Sommerkleide, vielleicht die Tochter des Alten. Sie sang den Hymnus zur Erbauung der Gemeinde, während die Orgel begleitete. Aber welch anziehender Ausdruck der Kunstvertiefung, der den Greis und die erblühende Jungfrau zu schöner Einheit verband. Der Chor lag im Dämmer, aber der Hintergrund war erfüllt mit goldenen Lichtwellen bis hinauf zur Decke des schlichten Kirchleins.

Hallstein erinnerte sich noch ganz genau, welche Freude Günther gehabt, als er das Bild unerwartet an dieser Stelle sah, nachdem es der Vater in einer nachgiebigen Laune dennoch erworben hatte.

Er verstand jetzt, daß Günther das Bild gefallen hatte. Es gefiel ihm jetzt auch; es war etwas so — Freundliches darin, vielleicht noch mehr, aber er konnte es jetzt nicht finden. Günther war damals noch ein Knabe gewesen, als er diesen Kauf begehrte. Kunstverstand hatte er noch kaum besessen; etwas Verwandtes in seiner Natur hatte ihn zu dem liebenswürdigen Gegenstande gezogen.

Warum klammerte sich Hallstein jetzt an diese Erinnerung einer Zusammenstimmung mit seinem Kinde? Warum vermochte er sich nicht auf mehr solcher Stunden zu besinnen? Er hatte wirklich erbarmungswürdig wenig von dem Knaben gehabt.

Dann stieß er mit Gewalt diese Vorstellungen und dieses späte Bedauern von sich. Was sollte das? Wer hatte Schuld? Das Leben mit seinen Anforderungen; er hatte sich auch nicht an anderen Stellen seinen Neigungen überlassen können! — Dann die Umstände! Ja, die Umstände und ein anderer, den er anfing zu hassen, — Morbeck!

Nun hatte er's gefunden. Morbeck war sein Verhängnis gewesen. Das Vertrauen, das er dem einfachen, bescheidenen Manne in geschäftlicher Beziehung erwiesen, hatte er, Hallstein, auch auf ein Gebiet übertragen, wo dasselbe unbewußt, oder vielleicht auch bewußt, mißbraucht worden war. Dazu die begünstigende Schwäche seiner ersten Frau — doch halt! durch einen entschiedenen Eingriff ließ sich vielleicht alles wieder zurechtrücken.

Seine alte Energie erwachte. Er preßte die Lippen zusammen und ballte die Faust. Man sollte ihm den Sohn nicht rauben!

## IX.

Als der Rittmeister von Günther selbst erfuhr, was geschehen, sagte er nur: „Also, es gab wirklich keinen anderen Weg als diesen?“

Günther verneinte.

„Nun, ich sehe es dir an,“ fuhr der andere fort, „es ist dir selbst nicht leicht geworden. Wie ich dich kenne, bist du erst der harten Notwendigkeit gefolgt. Und du glaubst nicht, daß der Vater, wenn er den Ernst deiner Neigung und deines Entschlusses sieht, vielleicht noch nachgiebt?“

Der junge Mann mochte sich keinen Hoffnungen hingeben, aber er lehnte auch die Möglichkeit eines Ausgleiches nicht ab, wenn er ihn auch nicht in der nächsten Zeit erwarten konnte.

„So ist's recht," sagte der Rittmeister. „Ich sehe, du steckst nicht in einem Trotz, der dir nicht anstehen würde. Aber du hast nach deiner Überzeugung gehandelt; so mußt du nun auch sorgen, wie einer, der sein Geschick in die eigene Hand genommen. Was gedenkst du zunächst zu thun?"

„Du erinnerst dich vielleicht, daß ich während meines Aufenthaltes in Birmingham mit dem Sohne eines der größten Häuser daselbst, James Benson, enger befreundet wurde. Ich darf auf seine Bereitwilligkeit rechnen, mich drüben wieder heimisch zu machen."

„Über welche Mittel verfügst du?"

„Du weißt, ich hatte stets mehr, als ich brauchte; und ich konnte, ohne mich einzuschränken, zurücklegen, um mir hin und wieder eine Laune oder ein Vergnügen größeren Stils befriedigen zu dürfen. Was ich habe, reicht vollkommen aus, um die nächste Zeit der Unsicherheit ohne Schwierigkeit zu überwinden."

„Mag sein, mag sein; aber du vermeidest, von der Hauptsache zu sprechen. Mir ist, als deutetest du auf eine Neigung, die dir verhängnisvoll werden, dich unter Umständen zu dem entscheidenden Schritte, den du jetzt gethan hast, treiben konnte."

Günther mußte daran denken, wie er von Constanze geschieden, und dennoch sagte er auch jetzt mit Sicherheit: „Ich bin mir klarer denn je, wo ich mein Glück zu suchen habe. Ich habe auch gesprochen und halte mit dem Namen des Mädchens nicht mehr zurück. Es ist Constanze Morbeck.“

„Dacht' ich's doch,“ rief der Rittmeister, und es malte sich eine deutliche Bewunderung für Günther auf seinem Gesicht. „Da kann ich mir den Widerstand des Vaters wohl erklären. Und Fräulein Constanze?“

„Ist mir im Grunde meines Herzens gewiß, aber sie zögerte —“

„Weil sie besonnener war als du. Das gefällt mir von dem Mädchen; ich glaube, das ist die rechte Frau für dich. Aber nun vor allem, mein Junge, Ruhe, keine Übereilung! Was willst du jetzt in England? Das heißt, dich nach Raum und Zeit von deinem Ziel entfernen. Dir brennt jetzt der Kopf, und du stürzest dich kopfüber in die Flut, ihn zu kühlen; du möchtest dich bethätigen und machst dich daran, Bäume zu entwurzeln. Davon laß ab! Der Baum bleibt stehen, und du sinkst bald ermattet zusammen. Laß in den nächsten vierzehn Tagen mich für dich denken und

handeln, du kannst dann immer noch thun, was dir beliebt. Ich kann dir sagen, du hast hier ebenso gut Gelegenheit, dich zu ernüchtern, und kannst deine überschüssige Thatkraft hier besser verwenden, als irgendwo anders."

Die letzten sarkastischen Worte der gutgemeinten Rede des Oheims zeigten Günther in einem scharfen Lichte, wie weit er noch in der That von dem ersehnten Ziele entfernt war, und wie bedachtsam er sich jetzt, nach den ersten entschlossenen Schritten, sammeln müsse. Er war dem weiteren Rate des älteren Freundes sehr zugänglich.

„Hier, auf der anderen Seite des Flurs," fuhr der Rittmeister fort, „ist ein Zimmer mit Kabinett frei. Du beziehst es sofort. Wir bleiben zusammen und müssen nun sehen, wie wir deinem flottgemachten Schiff, das du mit etwas rascher Hand gelöst hast, ein möglichst solides Steuer zimmern."

So siedelte Günther nach dem Schiffbauerdamm über. Die nächsten Wochen waren noch voller peinlicher Geschäfte und Stunden. Von Mutter und Schwester nahm er Abschied, nachdem er auch der ersteren in einem besonnenen Schreiben die Gründe seines Scheidens aus dem Hause klargelegt

hatte. Die Förmlichkeit des Empfanges seitens der beiden Frauen, das ängstliche Bemühen, jedes tiefere Eingehen auf die Situation zu vermeiden, machte auf Günthers natürliche Empfindung einen kläglichen Eindruck; die Abwesenheit jeder inneren Bewegung in diesem Augenblick überraschte ihn und schlug ihn zuerst nieder. Er hatte doch anders gefühlt, und sein Verhältnis, wenigstens zur Mutter, war, wenn auch kein herzliches, so doch ein aufrichtig freundliches gewesen. Jeder Vorwurf, welche Form er auch annehmen mochte, wäre ihm willkommener gewesen, als dieses seichte, kalte Hingleiten über den Ernst der Stunde. Aber aus dieser Bitternis erwuchs ihm ein Gewinn. Nach der letzten Aussprache mit dem Onkel waren ihm schon allerlei Zweifel gekommen, ob er nicht doch zu schnell, nicht nur unter dem Antrieb einer heftig hervorbrechenden Leidenschaft gehandelt habe. Dieser Abschied von Mutter und Schwester erschütterte, aber festigte ihn. Was ihn von dem verlassenen Hause trennte, war wahrlich nicht sein Wunsch und Wille; es war die Kluft, die immer mehr und mehr sich zwischen seinen Lebensanschauungen und denen seiner Familie aufgethan.

Die letzten notwendigen Abwickelungen, die er mit dem Vater hatte, geschahen ohne jeden Mißton, sachlich, geschäftlich. Dieser Übergang beruhigte ihn, denn unter den Berechnungen und Darlegungen pochte ihm das Herz, und er that manchen besorgten Blick in das Antlitz des vor ihm Sitzenden, das aber seine gewöhnliche Kühle und Unbeweglichkeit bewahrte.

Zuletzt waren die Geldverhältnisse, mit denen sich Günther auf die eigenen Füße gestellt sah, über sein eigenes Erwarten günstig. Was er schon besaß, wurde noch durch die Auszahlung des kleinen Erbteils von der verstorbenen Mutter vermehrt, so daß er sich nun annähernd auf dreißigtausend Mark stützen konnte, das ungerechnet, wovon er in der nächsten Zeit seinen Unterhalt zu bestreiten gedachte.

Inzwischen hatten sich Onkel und Neffe in einer Weise häuslich eingelebt, die ihren gegenseitigen inneren Beziehungen entsprach. Ihre ganze Tagesordnung war eine gemeinsame bis auf die Stunden, wo jeder in seiner Art um die nächsten Interessen Günthers sich bemühte. Sie sagten sich von vornherein, daß sie Geduld haben müßten; sie sahen aber bald, daß sie derselben im aus-

gedehntesten Maße bedürfen würden. Man suchte nach einem soliden, schon im Gange befindlichen Unternehmen, das zugleich mit Günthers Kapital seine Arbeitskraft gebrauchen konnte. Aber obgleich man immer bescheidener wurde, sich keineswegs nur auf Berlin beschränkte, wollte sich immer nichts finden. Die Anerbietungen, denen man näher trat, waren entweder derartig, daß sich Günther nicht mit Nutzen verwerten konnte oder — sie trugen den Stempel der Unsolidität an der Stirn.

Sie ermüdeten indessen nicht, stärkten immer von neuem ihre Hoffnung und freuten sich ihres Beisammenseins. Von einem Versuch, mit Otto Morbeck zusammenzutreffen, sah Günther in dieser Zeit gänzlich ab.

So saßen sie im Dämmer eines Augustabends am offenen Fenster, zwischen sich einen kleinen Tisch mit dem üblichen Abendtrunk. Auf den Kajüten der Spreekähne hockten die Familien der Schiffer, oder die Männer lehnten an dem eisernen Geländer des Bürgersteiges, schmauchten aus ihren kurzen Pfeifen und machten gelegentlich in ihrem schwerfälligen Platt eine einsilbige Bemerkung. Selten kamen Passanten, seltener ein paar Wagen

vorüber. Schwüle und Stille lagen über dem Wasser, den begleitenden Uferstraßen und dem jenseitigen Königsplatze. Nur hin und wieder unterbrach ein Pfiff vom Bahnhof „Friedrichstraße" her den sich immer tiefer senkenden Abend.

Der Rittmeister saß seiner Gewohnheit nach so, daß er gelegentlich einen Blick ins Freie hatte, Günther wandte dem Fenster den Rücken zu und starrte scheinbar gedankenlos ins Leere. Er war niedergeschlagen. Der Rittmeister hatte das vorausgesehen. Er blinzte ihn von der Seite an und hätte ihn gern ermuntert. Er hatte auch schon dies und das versucht, nichts wollte anschlagen.

„Mein Junge," begann er noch einmal mit dem Vorsatz, ihn zu ermuntern, „die nächsten Wochen gestalten das Bild anders. Solche Stunden sind nun einmal nicht zu vermeiden, wenn man einen derartigen Sprung thut. Erinnere dich, was du damit erreichen wolltest. Du wolltest dir selbst gehören, dir selbst gerecht werden. Nun ja! aber du bist so schnell aus der alten, warmen und glänzenden Haut geschlüpft, daß dir die neue noch überall wehthut. Das ändert sich mit der Zeit. Sieh auch den Vorteil!

Auch ich habe in meinem früheren Stande die Annehmlichkeiten des Lebens in reichlichem Maße kennen gelernt wie du; und doch — manche Erfahrung, manche Genugthuung, die mir seitdem in dem harten Kampfe um äußeres und inneres Dasein zu teil geworden, möchte ich um keinen Preis missen. Es giebt eben Werte, die nicht billig zu haben sind!"

Günther verharrte in seiner Stellung und gab keine Antwort. Er war verstimmt und ermüdet und hatte keine Neigung, seine Empfindungen zu verhehlen.

Der Rittmeister schwieg. Er sah, er hatte die Sache falsch angegriffen. Aber nach einer Weile machte er einen neuen Versuch, den gesunkenen Mut des jüngeren zu beleben.

„Du," fing er an, „ich wollte dir schon immer einmal eine alte Geschichte erzählen, die dir beweisen kann, wie ich schon durch eigenes Erlebnis immer bei deiner Sache bin und du wohl ein Verständnis für deine Schmerzen bei mir voraussetzen kannst."

Günther wurde aufmerksam.

„Kurz bevor ich aus der Armee schied, wurde ich noch einmal durch dienstlichen Auftrag in ein entlegenes norddeutsches Städtchen verschlagen. Die

Abwickelung der Angelegenheit zögerte sich über die Gebühr hin, und ich mußte mich wohl oder übel auf einige Wochen einrichten. Zu meinem Glück führte mich schon der erste Tag in das Haus eines alten Landarztes, den ich meines alten Schadens wegen konsultieren mußte. Die Sache war bald abgethan, aber seit jenem ersten Besuche war ich, durch die zwanglose Art des Alten veranlaßt und bald darauf durch mein eigenes Herz bestimmt, ein täglicher Gast des einfachen Hauses.

Denn ein stilles, eigentümliches und doch noch sehr junges Mädchen waltete an Stelle der früh verstorbenen Mutter im Hause. Fast geräuschlos, aber mit großer Umsicht sorgte sie für den Vater, für den Gast. Die Kleinheit und die Kleinlichkeit der Verhältnisse des Ortes bedrückte sie überall, aber sie beklagte sich nicht darüber. Sie war einmal hinausgekommen in die Welt, in die großen Städte, wohin sie den Vater hatte begleiten dürfen, und barg die Erinnerungen daran wie einen Schatz, den sie kaum zu zeigen wagte, weil sie ihn in seinen Einzelheiten nicht genügend zu würdigen meinte. Es lag etwas Verhaltenes über dem ganzen Wesen, das da reizte, es anzusprechen und sein Geheimnis hervorzulocken. Sie aber wehrte

sich dagegen und verharrte zuerst in ihrer resignierten und doch stolzen Eigentümlichkeit.

Nun traf ich an einem der nächsten Tage Lisa und die Tante, eine prächtige alte Jungfer, im besten Rumoren. Dem Vater war von einem dankbaren Patienten eine schöne Wanduhr geschenkt worden, die nun eine Verschiebung des gesamten Bilderschmucks hervorrief. Das Entsetzen der Frauen bei meinem Eintreffen verwandelte sich bald in Befriedigung, als sie sahen, daß ich gewillt war, dem notwendigen und nützlichen Werke meine besten Kräfte zu leihen. Die Tante schonte mich nicht, und nie ist eine gute Stube schneller und mit besserem Humor wieder in ihren Schick gekommen.

Seit diesem Tage wurde ich zu jeder Stunde ohne Umstände empfangen; es war, als hätte ich nun erst eine anerkannte Empfehlung beigebracht. Und es ist ja wahr, eine Situation wie die geschilderte setzt uns mit eins über die konventionellen Schranken auf den Boden des Natürlichen. Das kam mir zu statten, und ich habe meinen Vorteil wohl genutzt. Der Vater war den ganzen Tag über auf seiner Praxis, oft weit über Land; Tante Therese war mir gut wie ich ihr. Sie hatte durchaus die Würde und das Ansehen einer

verheirateten Frau, und ich hätte sie so wenig kränken mögen, wie einen anderen im Hause. Dabei hatte sie einen köstlichen, derben Witz, der mit gleichem Behagen austeilte und empfing, und dessen sie sich bediente wie eines zuverlässigen Steckens, mit dem man gut durch die Welt kommt und unter Umständen auch mal einen Stein aus dem Wege räumt.

Ich kam und ging und ging und kam, um von Lisas Art immer mehr gefesselt zu werden. Sie redete wenig, aber der ganze Mensch sprach, und allgemach glaubte ich wahrzunehmen, daß sich ihre Seele langsam, aber mehr und mehr, auch im Gespräche, öffnete; daß mir mehr zu teil wurde als anderen. Und endlich wurde es mir zur Gewißheit: mir war ein holdes Wunder gelungen."

Der Erzähler hielt inne und schwieg. Bis hierher folgte seine Erinnerung einem kurzen, schönen Traum; was noch folgte, war ihm ein hartes Bekenntnis, ein Bekenntnis seiner Schwäche.

„Nicht lange darauf waren meine dienstlichen Geschäfte beendigt; ich mußte fort. Die Zeit bedrängte mich. Bei meinem Abschiedsbesuche traf ich den Vater und die Tante an, Lisa war zu

einer Freundin in die Stadt gegangen. Ich war in Verzweiflung, ich hatte gehofft, sie noch einen Augenblick allein sehen zu dürfen. Das war vorbei. Ich versprach, jedenfalls am Abend noch einmal vorzusprechen; am anderen Tage, in der Morgenfrühe mußte ich aufbrechen.

Das Haus lag allein vor der Stadt. Ich wählte den kürzeren Weg nach Hause durch den Garten und über die Felder, weil sich noch allerlei für mich in diese letzten Stunden zusammendrängte. Unglücklich über meine getäuschte Erwartung schritt ich dahin. Ich hatte mich so lange ohne schwere Gedanken dem Verkehr mit dem reizenden Mädchen überlassen; jetzt, da ich schneller fort mußte, als ich berechnet, schien es mir grausam, für mich und für sie, nicht ein letztes herzliches Wort zu ihr sagen zu dürfen. Und dennoch, was war mir erlaubt zu sagen? — Erst jetzt fiel mir mit Centnerlast der Widerspruch zwischen meinen Empfindungen und meiner äußeren Lage auf die Seele. Wie eine gewaltige Woge ging der Trennungsschmerz über mein Haupt; und immer wieder sagte ich mir: du kannst, du darfst keine Hoffnungen erwecken. Fort, fort! es ist besser, du siehst sie nie mehr.

Ich trat aus der Pforte des alten Mauerwerks, das den Garten umgab, hinaus auf eine einsame Landstraße, die der jetzige Verkehr nicht mehr benutzte, da — mein Blut stockte — kam die Geliebte daher, ich konnte ihr nicht mehr ausweichen.

Als wir uns begrüßten und ich nicht das erste Wort fand, sah sie mich an und sagte ruhig, aber erbleichend: „Rittmeister Kettner, Sie müssen fort und sind gekommen, uns Lebewohl zu sagen.“

Ihre Fassung gab mir die Rede wieder, in die alle ehrliche Empfindung für sie strömte, gedämpft durch die grausame Lage, die meine Wünsche aussichtslos machte. Eins weiß ich aber und bin dessen noch in dieser Stunde gewiß: Bin ich mutloser gewesen, als ich hätte sein sollen, mutloser als dieses Mädchen, das vor mir stand, ich bin wenigstens wahr gewesen und that mein Geständnis als ein Geständnis der Schwäche, wohl in der Hoffnung, zum Ausharren ermutigt zu werden.

Sie hatte sich während meiner Rede gegen einen Pfeiler der Mauer gelehnt und blickte schweigend vor sich nieder, während der Wind in den Kronen der alten Bäume hinter uns rauschte

und ihr die welken Blätter vor die Füße streute. Vor uns dehnten sich die Äcker mit brauner, toter Scholle bis hinab zum Flusse, über dem schon Abendnebel lagen. Zwei pochende Herzen, die zu einander wollten und nicht durften, waren allein in der weiten Stille des sich herabsenkenden Herbstabends.

Sie stand und ließ mich reden, als wolle sie alles hören, was ich zu sagen hatte. Mir war's, als ich so auf sie niedersah, als wenn sie lächelte, wie man lächelt, wenn man etwas vernimmt, was man gern hört. Aber als ich meine Beichte geendigt, hob sie den Kopf mit den schönen, stillen Augen und sah lange hinüber, wo der Abend seine Schleier wob. Und ich störte sie nicht; war ich doch froh, das teure Bild noch vor mir zu sehen.

Mit einem leisen Seufzer erwachte sie wie aus einem Traum und sagte mit der freundlichen Miene, die sie auch sonst wohl beim Abschied zeigte, wenn wir froh und herzlich in der Gemeinschaft der anderen geplaudert hatten: „Nun ist's Zeit zum Scheiden. Es war doch schön, daß wir uns begegnet sind, überhaupt — und jetzt hier zum Abschied. Leben Sie wohl, Rittmeister Kettner, leben Sie wohl!"

Da überwältigte es mich. Ich zog sie an mich und küßte sie auf die Stirn. Sie duldete es, und, indem sie sich sanft löste, sagte sie wie zu sich selber: „Wir sehen uns ja nie wieder. Alles Gute für Sie, alles Gute!“ rief sie dann, und indem sie mir noch ein letztes Lebewohl winkte, war sie schon bei dem Pförtchen. Noch einmal sah ich den Umriß der geliebten Gestalt zwischen den Hecken aufleuchten, dann war ich allein; kein Bild, kein Zeichen von ihr war in meinem Besitz. Es war, als hätte sie es mir mit Bewußtsein vorenthalten, damit sich meine Seele nur mit der Erinnerung ihres bewegten Bildes beschäftigen sollte.“ — —

„Aber bei diesen Beziehungen muß sich eine Verbindung erhalten haben,“ rief Günther lebhaft, der noch nicht befriedigt war. „Du bist genau über ihre jetzigen Verhältnisse unterrichtet. Sie kann dir unmöglich entrückt sein; ich rechne etwa fünf Jahre seit jenem Abschied zusammen.“

„Sie ist mir entschwunden,“ entgegnete der Rittmeister. „Und um dir mit einem Worte eine Erklärung zu geben: Sie hat es so gewollt. Nachdem ich dies erkannt hatte, hab' ich ihren Willen geehrt.

Ich schrieb an den Vater, um die freundschaftlichen Beziehungen aufrecht zu erhalten, um von Lisa von Zeit zu Zeit zu vernehmen. Er antwortete mit der Jovialität, die ihm auch im mündlichen Verkehre eigen war. Aber von Lisa kein Wort, keinen Gruß. Ich wagte eine direkte Frage nach ihr. Absolutes Schweigen.

Da mußte ich verstehen. Ich bin überzeugt, das stolze Mädchen hat ihren Vater in das Geheimnis gezogen — sie konnte es — und ihm bestimmte Weisung gegeben. Nach dem, was wir uns bekannt, gab es für sie keine Beziehung mehr zwischen uns. Wir durften nur noch, das war ihr Wille, an das Teuerste, was uns lebte, wie an ein Abgeschiedenes denken. So lebt man wie andere auch; aber dann kommen Stunden, wo man erfährt, daß es Wunden giebt, die keine Zeit heilt."

Eine Weile schwiegen die beiden Männer, dann sagte der ältere: „Begreifst du nun, daß wir beide jetzt noch enger verbunden sind wie sonst, daß es mich betrüben muß, wenn ich nun auch dich verzagt sehe, nachdem du dich ohne Besinnen, mit dem Elan der Jugend in den Strom gestürzt hast? — Ich gestehe, ich habe dir diesen Entschluß nicht zugetraut;

ich habe dich auch nicht dazu antreiben mögen. Das ist etwas, was man nur mit sich selbst ausmachen darf. Aber nun Kopf oben, Junge! Laß dich nicht durch ein paar Fehlschläge zurückwerfen. Ich sage dir, es giebt einen Preis für den Mutigen. Laß ihn dir nicht entgehen. Du bist jünger als ich, du ringst dich durch! Und ich weiß, du wirst, wenn du aushältst, die Stunde segnen, da du, den klügelnden Verstand verachtend, nur dem Drange deines Herzens folgtest."

Günther reichte dem Oheim die Hand über den Tisch und drückte sie leise.

## X.

Ein paar Tage später kam der Rittmeister gegen Abend in das Café „Kaiserhof". Als er sich in den hinteren Räumen umsah, kam ihm schon sein gewöhnlicher Schachspielpartner, ein früherer österreichischer Offizier, mit den Worten entgegen: „Sie müssen mich schon heut entschuldigen, Herr Kamerad, ich muß im Augenblick fort. Aber ich habe mich schon nach Ersatz umgethan. Sehen Sie den starken Herrn, dort rechts, der eben nach dem anderen Tisch hinübergrüßt? Er ist ein nicht zu verachtender Gegner und auch sonst nichts gegen ihn einzuwenden, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, daß er beständig seine Witze zwischen das Spiel wirft."

„Wer ist es denn?“ fragte der Rittmeister entgegenkommend, um die Aufmerksamkeit des anderen nicht abzulehnen.

„Ein wohlhabender Geschäftsmann, der im Begriffe ist, sich zur Ruhe zu setzen. Wenn ich nicht irre, hat er bisher einen Holzhandel betrieben.“

„Machen Sie mich mit dem Herrn bekannt, Herr Kamerad.“

Herr Dengler erhob sich so schnell als es ihm sein Umfang gestattete, strich sich die Strähnen seines Hinterhauptes zurecht, verbeugte sich geschmeichelt und erklärte mit breitem Lächeln seine sofortige Bereitwilligkeit zu einer Partie.

Er spielte in der That gut, behielt aber seine Schnurren, mit denen er sonst die einzelnen Züge, besonders die gelungenen, zu begleiten pflegte, vorläufig für sich. Er fühlte sich noch nicht sicher. Dagegen beobachtete er den Rittmeister unausgesetzt mit zwinkerndem Auge, während dieser ruhig und nachdenklich auf das Brett niedersah.

Sie hatten ein paar Partieen gemacht, die Dengler gewonnen hatte; der Rittmeister war nicht bei der Sache gewesen. Es trat eine kleine Pause ein. Der Sieger, im Bewußtsein seiner Überlegen=

heit, spielte mit der Rechten mit seiner dicken, goldenen Uhrkette, während die Linke leise auf dem Tische trommelte. Er hätte gern noch etwas gesagt, eine Anknüpfung für ein künftiges Mal vorbereitet, denn die chevalereske Haltung seiner neuen Bekanntschaft hatte ihm imponiert; aber er suchte vergebens nach dem passenden Wort. Da eröffnete der Rittmeister selbst das Gespräch mit der Frage: „Sie haben sich zur Ruhe gesetzt, Herr Dengler?"

„Noch nicht, Herr Rittmeister, noch nicht, bin aber im Begriffe es zu thun," antwortete der Gefragte, der Gelegenheit froh, mit Behagen seine Verhältnisse entwickeln zu können, in denen er sich ebenso breit und stattlich darstellte wie in Person. Es entging ihm keineswegs, daß seine Mitteilungen von seiner neuen Bekanntschaft mit Aufmerksamkeit entgegengenommen wurden. Das erschloß ihn immer mehr, und er dachte schon wohlwollend an eine Einladung zum Frühstück in seinem Hause.

„Sehen Sie," setzte er auseinander, „ich erfreue mich ja der besten Gesundheit, und mancher sieht mir die sechzig nicht an, aber man will doch auch noch etwas vom Leben haben. Ich habe als junger Kerl böse herangemußt; heut kennt man das nicht

mehr. Mein Vater, der schon das Geschäft hatte, verstand keinen Spaß und hat mich, solange er selbst am Pulte saß, gewaltig kurz gehalten. Na, es war auch vielleicht nötig," setzte er mit lustigem Augenzwinkern hinzu.

„Sie haben einen Holzhandel?" fragte der Rittmeister, der eine zu weite Abschweifung fürchtete.

„Ja, mit ausgedehnter Kundschaft. Ich würde auch nicht das alte, gute Geschäft aufgeben, wenn nicht Verschiedenes zusammenkäme, mir den Entschluß zu erleichtern. Sehen Sie, ich bin in guten Verhältnissen; Söhne habe ich nicht. Meine älteste Tochter ist in Hamburg an einen Butterhändler en gros verheiratet, der noch reicher ist als ich; und um meine jüngste, die Resi, ist mir nicht bange. Die soll nun eben noch ein bißchen Schliff bekommen. In der Schule hat sie nicht geglänzt. Na, das schadet ja auch nichts; sie soll ja keine Gelehrte werden. Aber im Klavierspiel und im Französischen soll sie sich noch vervollkommnen; das empfiehlt besser, als wenn sie die deutschen Kaiser herbeten kann. Ist das nicht auch Ihre Meinung?"

Der Rittmeister hatte keine Neigung, über Herrn Denglers pädagogische Ansichten in eine

Diskussion zu treten, obgleich er die Zusammenfassung alles übrigen Bildungsstoffes unter dem angeführten Exempel etwas summarisch fand. Sein Schweigen wurde selbstverständlich als Zustimmung genommen, und Herr Dengler fuhr fort: „Wir wollen die Resi deshalb nächstes Frühjahr nach der Schweiz in eine Pension bringen und dann selbst nach Monaco, Nizza oder Cannes gehen. Da können wir weiter überlegen, ob wir für den Sommer die Schweiz oder Tyrol wählen."

„Gewiß, gewiß," fiel der Zuhörer ein, der nicht mit Unrecht befürchtete, noch einen Teil Europas an Herrn Denglers Seite bereisen zu müssen. „Werden Sie aber bis zu dem beabsichtigten Zeitpunkt einen Käufer für Ihr Geschäft finden?"

Wieder erschien jenes Lächeln auf Herrn Denglers wohlgenährtem Antlitz, das ihm, zugleich mit den zusammengekniffenen Augen, den vollkommenen Ausdruck überlegener Sicherheit gab. „Mein Geschäft ist derartig," antwortete er mit Würde, „daß ich um einen Käufer nicht verlegen bin. Nur handelt es sich darum, daß mir derselbe auch in allen Punkten zusagt. Ich will nicht nur eine pekuniäre Sicherheit haben; ich lege auch Wert darauf, daß mein Geschäft in Hände kommt, die

die Firma „Dengler & Sohn“ in altem Sinne fortführen.“

„Und wenn Sie nun einen Mann fänden,“ sagte jetzt der Rittmeister ernsthaft, „der Ihnen nach seiner ganzen Herkunft und Person diese Anforderung erfüllte, wie hoch würde dann der Ankaufspreis sein?“

„Das käme darauf an,“ erwiderte der Kaufmann vorsichtig. „Darüber ließe sich reden. Sie scheinen ein gewisses Interesse an der Sache zu nehmen?“

„Ich leugne es nicht; ich habe einen Neffen, der sich gegenwärtig selbständig machen will, und da dachte ich —“

„Warum nicht?“ sagte Dengler und ließ einen noch schärferen Blick als bisher über die Person seines Gegenüber gleiten. „Darf ich um den Namen Ihres Herrn Neffen bitten?“

„Günther Hallstein,“ antwortete der Rittmeister.

„Hallstein?“ wiederholte der Geschäftsmann und wurde noch aufmerksamer, „ein Verwandter der Firma Leopold Hallstein?“

„Ganz richtig,“ entgegnete der Gefragte, der weitere Erklärungen für überflüssig hielt. „Sie

würden also nicht abgeneigt sein, meinen Neffen zu empfangen?“

„Keineswegs,“ versetzte Herr Dengler, indem er achtungsvoll das Haupt neigte. „Ich erlaube mir noch, folgendes sogleich hinzuzufügen. Der Holzplatz, Kottbuser Ufer, ist mein Eigentum. Da das Grundstück schon alter Familienbesitz ist, bin ich in der Lage, einen verhältnismäßig günstigen Mietspreis zu machen. Bei einem etwaigen Verkauf an meinen Nachfolger müßte ich mir allerdings meine Bedingungen vorbehalten. Doch bin ich selbstverständlich zu einem längeren Mietsvertrage bereit. Den umfassendsten Nachweis der Rentabilität werde ich Ihrem Herrn Neffen, sobald wir in ernstliche Unterhandlungen treten, nicht schuldig bleiben; auch mache ich darauf aufmerksam, daß für die nächsten drei Jahre noch günstige kontraktliche Abschlüsse mit Waldbesitzern vorliegen, die einem Anfänger manche Sorge ersparen dürften.“

„Ich danke Ihnen, Herr Dengler. Wann dürfte mein Neffe Sie aufsuchen?“ sagte der Rittmeister sich erhebend.

Der Kaufmann gab eine Vormittagsstunde an, indem er hinzufügte: „Nur bitte ich, mit einer Besprechung nicht zu lange zögern zu wollen, da

die Bewerbungen ziemlich zahlreich sind.“ Er verschwieg, daß ihm bisher noch keine einzige einer näheren Anknüpfung wert erschienen war.

Ein achtungsvoller Händedruck bekräftigte die vorläufige Abmachung.

Günther erwachte durch die Mitteilungen des Oheims, die diesen selbst in eine gewisse Erregung brachten, zu neuen Hoffnungen. Die Person des Herrn Dengler war dem Rittmeister nicht gerade sympathisch, aber sein Entgegenkommen war unverkennbar, und der ältere hätte es jetzt nicht über sich vermocht, den neu erwachenden Lebensmut des jüngeren zu dämpfen.

In der That war auch der Bericht, den Günther von einer näheren Besprechung mit Herrn Dengler machte, zufriedenstellend. Bei der begreiflichen Zaghaftigkeit, mit der der junge Mann die Frage nach den Bedingungen des Ankaufs behandelt hatte, schien sich Dengler wieder von seiner besten Seite gezeigt zu haben. Er war mit einer fast beschämenden Leichtigkeit über diesen Punkt fortgeglitten, hatte dagegen hervorgehoben, daß ihm daran liege, daß Günther das Geschäft in allen seinen Teilen erst gründlich kennen lerne, bevor man in definitive Verhandlungen eintrete.

Er mache daher den Vorschlag, daß der junge Mann als wirklicher Arbeiter in das Comptoir trete und sich so von dem gewiegten ersten Buchhalter sowohl mit der Branche im allgemeinen als auch mit der Geschäftsführung im besonderen vertraut machen lasse.

Herr Dengler wußte, was er that. Günther Hallstein, der Sohn von Leopold Hallstein, war ihm willkommen. Die Erscheinung Günthers, sein bei aller Gewandtheit bescheidenes Auftreten, die Bereitwilligkeit, auf die Vorschläge Denglers einzugehen, nahmen letzteren für den jungen Mann ein. Eine gewöhnliche Natur weiß sehr genau die Vorteile zu berechnen, die eine vornehmer geartete ihr entgegenbringt. Überdies schmeichelte der sichtbare Eifer, den Günther in der ganzen Angelegenheit an den Tag legte, dem nicht geringen Selbstbewußtsein des behäbigen Besitzers. Aber er war entschlossen, jede Chance zu benutzen; dies letzte Geschäft, in das er nun einzutreten gedachte, sollte nicht sein schlechtestes werden. Er hatte Zeit; er würde abwarten. Ob Resi ein Vierteljahr früher oder später in die Pension kam, darauf kam es nicht an. Zunächst galt es, dem offenbar kauflustigen jungen Herrn alle Vorzüge des Geschäfts

klarzumachen. Inzwischen gewann er Zeit, seinen Vorteil nach allen Seiten wahrzunehmen. Und wenn kein anderer Käufer kam, der ihm mehr bot, als er hier zu erlangen hoffte, dann war ihm Günther recht. Er wünschte eine glatte und vorteilhafte Auseinandersetzung, selbst in Bezug des nicht geringen Inventars.

Günther begab sich schon am nächsten Tage in das Comptoir am Kottbuser Ufer. Sein Dasein erhielt eine neue Ordnung, die ihm schon deshalb zusagte, da er ja nun stündlich an seiner Zukunft wirkte, die er in den schönsten Farben sah. Herr Dengler ließ sich täglich mehrere Stunden auf dem Comptoir sehen, und Günther fühlte sich von ihm auch in der Thätigkeit beachtet, die er freiwillig übernommen hatte, um sich von einem bestimmten Punkte aus auf dem neuen Gebiete zu orientieren. Er konnte allerdings zu der Persönlichkeit des Geschäftsmannes auch kein rechtes Zutrauen fassen, aber sein ganzes Verhalten, seine immer zu einem Scherze bereite Jovialität mußten schließlich jedes Bedenken beseitigen. Auch der Buchhalter, an den er hauptsächlich gewiesen war, kam ihm nicht unfreundlich entgegen, nur machte er den Eindruck eines Mannes, der nur mit halbem Herzen bei der

Sache ist. Der junge Mann schob dies Verhalten auf einen geheimen Unwillen gegen den Besitzwechsel des Geschäftes, weshalb er sich gedrungen fühlte, dem andern durch Zuvorkommenheit jede Befürchtung bezüglich seiner Zukunft zu benehmen.

Da erfreute Günther, als er schon zu einiger Sicherheit in dem neuen Zustande gelangt war, an einem milden Herbstabende ein Zusammentreffen mit Otto Morbeck. Auch der Jugendfreund kam ihm diesmal mit unerwarteter Herzlichkeit entgegen. Sie hatten sich soviel zu sagen und zu fragen, daß sie vom Halleschen Ufer in die Königgrätzerstraße einbogen, um bei einem Glase Bier ihre gegenseitigen Mitteilungen fortzusetzen. Der große Garten des Lokals, in welches sie eintraten, war voller Menschen, die der warme Tag, zum Teil mit Frau und Kind, noch einmal ins Freie gelockt hatte. Mit genauer Not gewannen die Freunde ein Tischchen auf der Plattform der Freitreppe, die aus den Winterräumen in den Garten hinunterführte. Hier aber fühlten sie sich geborgen. Wenn ihre Unterhaltung eine natürliche Pause machte, rauschte zu ihnen hinauf das lebhafte Geschwätz und Lachen der von der Last des Tages befreiten Gäste. Eilfertige Kellner stürmten

vorüber, eine Anzahl Maße in jeder Hand, als wäre dieselbe nicht fünf-, sondern zehnfingerig. Leise rauschten die Bäume des Gartens in die Unterhaltung, und zuweilen erschien hier und da ein anmutiges Gesicht im flackernden Schein der Laternen.

Die beiden auf der Terrasse waren heute wohlgemut und hatten sich viel mitzuteilen, weil ihre Brust vom Erfolge geschwellt war, vom Erfolg, den wir der Jugend so gerne gönnen, weil sie ihn nicht entbehren kann. Günther zwar hatte seinen Bericht schneller beendigt als der andere. Ersterer erzählte von seiner gegenwärtigen Thätigkeit, seinen Aussichten. Warum und wie er aus dem Hause geschieden, erklärte er nicht. Er mußte es kurz erwähnen. Als aber Otto bemerkte, daß hier eine Wunde berührt wurde, und sich zugleich einer früheren Äußerung Günthers erinnerte, fragte er schnell nach Gegenwärtigem, erkundigte sich nach dem Rittmeister und sah, daß Günther es ihm dankte. Er selbst hatte ausführlicher zu berichten.

Er erteile schon seit längerer Zeit in der Familie eines Obersten der talentvollen Frau des Hauses und einer jüngeren Tochter Zeichenunterricht.

Um dem liebenswürdigen Kinde eine Freude zu machen, habe er ihm zum Geburtstage eine kleine Folge Bleistiftskizzen geschenkt, die er nach Scenen vom Kasernenhofe des vom Vater kommandierten Regiments hätte aufnehmen dürfen. Diese anspruchslose Gabe scheine ein Wendepunkt in seinem Leben werden zu sollen. Der Oberst hätte nicht nur seine Freude und Befriedigung an dem Dargestellten ausgesprochen, sondern ihn auch angeregt, im Manöverterrain zu dem Truppenteile zu stoßen, dem das Regiment angehörte, um auch dort Aufnahmen zu machen, soweit es die dienstlichen Dispositionen erlaubten. Mit Freuden sei er dieser Einladung gefolgt, und nun komme er zurück, die Mappen voll von Entwürfen, den Kopf voll Bilder und das Herz voll erfrischender Eindrücke. Nie hätte er geglaubt, daß ein wenig Teilnahme und Förderung seiner Kunstübung einen solchen Elan geben könnte. Er sei ein anderer Mensch mit hellen Augen, neuen Händen und Riesenkräften geworden. Er habe Ideen auf Ideen und fürchte nur, sie nicht alle ausführen zu können. Nur schlafe er jetzt ein wenig schlecht, weil Gestalten und Bilder ihn bis in seine Träume verfolgten.

Günther hatte mit sichtlicher Teilnahme und herzlich amüsiert durch die flammenden Ausbrüche der Begeisterung dem Künstler zugehört. „Du mußt kommen und dir meine Skizzen ansehen!“ schloß derselbe.

Wie bei einem unerwarteten Anrufe schreckte Günther zusammen. Durfte er dieser Einladung folgen?

„Du weißt, wie gern ich komme,“ sagte er nach einiger Überlegung, „aber mir wäre es lieb, du teiltest mir erst durch ein paar Zeilen mit, wann ich dir ganz bequem bin.“ Er machte die Voraussetzung, daß Otto der Schwester von ihrem Zusammentreffen erzählen werde. Schrieb nun der Freund, so meinte er, wäre ihm gewissermaßen wieder die Erlaubnis gegeben, das Morbecksche Haus zu betreten. Diesen Wunsch versprach ihm Otto zu erfüllen, und sie schieden in der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens, die sich aber, sobald Günther allein war, bei ihm stark herabminderte und oft bangem Zweifel Platz machte. Und diese Zweifel schienen berechtigt, denn Otto ließ mehrere Wochen nichts von sich hören.

Doch daran war nicht ein Einspruch Constanzes, sondern die Arbeit für die Vervielfältigung seiner

Skizzen schuld, der er sich jetzt mit Eifer hingab, zumal da der Verleger drängte. Constanze, welcher der Bruder all seine kleinen Erlebnisse sofort mitzuteilen gewohnt war, hatte geschwiegen, als er ihr von dem erneuten Zusammentreffen mit Günther und der sich daran anknüpfenden Einladung erzählt hatte. Sollte sie sich dem Bruder verraten? Nein! Und diesem ersten Entschlusse folgten Überlegungen, die sie wieder schweigen ließen, als ihr der Bruder eines Sonnabends zurief: „Morgen kommt Günther! Ich freue mich ordentlich darauf und will mit ihm einen größeren Spaziergang machen. Ich habe die letzte Zeit zu anhaltend geschafft; aber nun habe ich das Schwierigste beendet."

Constanze hatte sich ihr Verhalten für jeden Fall vorgeschrieben. Günther kam zum Bruder, um ihn zu einem Spaziergange abzuholen. Sie kam sich lächerlich vor, daß sie einen Augenblick daran gedacht hatte, dies nicht zu dulden. Vermutlich war es Günther ebenso unmöglich gewesen, sich der Einladung zu entziehen, wie ihr, dieselbe nachträglich zu verhindern. Und sollte sie ihn noch kränken, dem sie — sie mußte sich das nach den neuesten Mitteilungen Ottos gestehen — vielleicht schon in manchem unrecht gethan. Mochte

er kommen! Er kam ja nicht um ihretwillen; und sie wußte sich wachsam und stark genug, ihrem Benehmen die Grenze zu ziehen.

Als Günther am Sonntage kam, war Constanze mit der Mutter eben vom Kirchgange heimgekehrt und im Hinterzimmer mit Wirtschaftsangelegenheiten beschäftigt. Sie brauchte es nicht besonders künstlich einzurichten, um ihr Nichterscheinen unauffällig zu machen. Günther begrüßte die Mutter und trat in das Arbeitszimmer des Freundes. Hier wurde er alsbald von wirklichem Interesse in Anspruch genommen für alles, was Otto vorwies. Dieser breitete seine Skizzen und ausgeführten Blätter aus. Günther verstummte zunächst, so war er frappiert. Sein künstlerisch gebildetes Auge erkannte sofort das Ungewöhnliche in dem Dargebotenen. Hier war nicht nur ein Auge, das zu sehen gewohnt war, sondern auch eine merkwürdige Begabung, das glücklich Erfaßte in einer packenden Situation oder ein paar charakteristischen Figuren dem Beschauer vorzuführen. Die Phantasie wurde angeregt, noch viel mehr zu sehen, als was eigentlich auf den Bildern stand. Dazu waren viele Scenen, der Natur der Sache nach, mit einem hinreißenden Humor gegeben.

Der Technik sah man die fast spielende Leichtigkeit an, mit der die Hand dem Erkannten Ausdruck gab.

Wie köstlich waren die Typen des diktierenden Feldwebels und der eifrig notierenden Unteroffiziere auf dem Bilde „Befehlsausgabe", wie sicher die Porträtähnlichkeit auf den Skizzen „Parade vor Sr. Majestät" und „Liebesmahl", wie glücklich kam auch das Landschaftliche zur Geltung in den Blättern „Feldwache" und „Schützenlinie".

Je mehr die Freude des Beschauers wuchs und sich in eingehenden Äußerungen bekundete, um so mehr nahm auf der anderen Seite das Staunen des Zeichners zu, der sich dem Jugendfreunde nie so nahe geglaubt hatte, wie dessen Interesse und klares Urteil ihn jetzt berechtigte anzunehmen. Er konnte nicht umhin, dieser Empfindung Ausdruck zu geben.

Günther lächelte. „Ich habe in meinem väterlichen Hause und auch sonst mit vielfach angeregten Leuten verkehren können, habe eine natürliche Neigung zur Kunst gehabt und von früh auf viel gesehen und vergleichen können. Freilich, lange Zeit war ich in dieser Beziehung nur dem Zufall

überlassen und das Interesse, das ich an einem schönen Gegenstande nahm, war lediglich durch die Sympathie dafür bedingt, die auf ganz etwas anderem als einer objektiven Beurteilung beruhte. Dem Standpunkt, der Anschauung des Schaffenden gerecht zu werden, war mir lange versagt. Aber ich erinnere mich noch oft und mit Vorliebe der Stunde, wo mir mit einem Schlage die Augen geöffnet wurden."

„Und wo war das?" fragte Otto begierig.

„In S. Marco in Florenz. Ich hatte mit einem rheinländischen Freunde zu Anfang des April schon eine Zusammenkunft in Oberitalien verabredet. Sie verzögerte sich, und ich kam allein nach der Arnostadt. Sie war diesmal noch ziemlich leer von Fremden; selbst die Söhne Albions fehlten. Straßen, Plätze, Museen und Kirchen waren fast nur von Einheimischen belebt, und es war mir ein Vergnügen, auch hier das Charakteristische und von heimatlichen Zuständen Abweichende aufzusuchen und zu beobachten. So schritt ich an einem sonnendurchwärmten Aprilmorgen, von allem, was mich sonst quälen mochte, befreit, von der Piazza della Signoria durch die Via Calzajuoli beim Dom vorüber nach S. Marco,

nicht ohne am Anfang der Via Cavour mich wieder zu erfreuen an den energischen Formen des alten Mediceerpalastes, des jetzigen Palazzo Riccardi, und einen Blick in seinen schönen Hof zu thun. Erfrischt von dem bunten Durcheinander des Straßengewühls, gehoben durch die Wahrzeichen der großen Vergangenheit der Stadt, gelangte ich an die Pforte von S. Marco. Am Eingange ein Pförtner, bei dem man seine Lira erlegt; also ein Museum wie jedes andere, dachte ich, und gewiß voll von Besuchern.

Doch ich hatte mich getäuscht. War es die frühe Stunde, war es der Zufall, was mir zu dem Glücke verhalf, kurzum, ich blieb allein; allein in den Kreuzgängen des Hofes, allein im Kapitelsaal und Refektorium, allein in den Gängen und Zellen des alten Klosters, vor den Fresken des Angelico da Fiesole. Du wirst zugeben, es bedurfte keiner Anstrengung, um sich vierhundert Jahre zurückzuversetzen; die Illusion kam ganz von selbst. Die Stille rings, in die nur der eigene Schritt auf den Fliesen klang, die alten Hallen und Gewölbe und nun vor allem die feierlichen Gestalten, die von den Wänden auf dich herabsahen und dich mit Gewalt in die Zeit

bannten, da ihre Schöpfer mit hingebender Liebe und glühender Phantasie sie ins Leben gerufen. Dieser Christus als Pilger, von zwei Dominikanern aufgenommen, sah auf die in den Kreuzgängen wandelnden Brüder Fiesoles und Fra Bartolommeos wie jetzt auf dich herab. Die große Wandfreske im Refektorium, St. Dominikus und die Seinigen, von Engeln mit Brot bedient, war den speisenden Mönchen vor Jahrhunderten ebenso zur Erbauung wie jetzt dem einsam Betrachtenden, und die durchgeistigten Schöpfungen des fruchtbarsten unter den begabten Brüdern S. Marcos konnten überhaupt nur hier ganz gewürdigt werden.

Da begriff ich, was es heißt, auf demselben Boden stehen zu dürfen, wo das Werk, vor dem wir ergriffen verweilen, auch entstanden, gewachsen und vollendet ist. Die Geister des Ortes übernehmen selbst seine Deutung; herausgerissen aus seiner Umgebung verblassen seine Farben oft bis zur Unkenntlichkeit. Wie dankbar hatte ich oft die Übersichtlichkeit unserer Berliner Museen empfunden, mit der sie uns über ein ganzes Kunstgebiet oder über einen Teil desselben orientieren; wer aber den Eindruck eines Werkes kennen lernen will im Zusammenhange mit dem Orte, da es

gedacht ist, in dem Rahmen einer großen historischen Vergangenheit, der muß italischen Boden betreten."

Otto hatte mit Aufmerksamkeit dem Freunde zugehört, und als er bald darauf ihn zur Stadt zurückbegleitete, blieb das Gespräch bei dem angeschlagenen Thema und verbreitete sich von hier aus auf verwandte Gebiete, die dem Interesse des jungen Künstlers nahe lagen. Als sie endlich voneinander schieden, hatten sie das Bewußtsein, ihre Jugendfreundschaft in Wahrheit erneuert zu haben.

Und so kam Günther wieder öfter nach Tempelhof. Als er den nächsten Besuch nach dieser erneuerten Anknüpfung machte, öffnete ihm die Aufwärterin und ließ ihn, als er nach Otto fragte, wie einen Bekannten des Hauses eintreten. In dem Zimmer, durch das man ihn hindurchführte, saß Constanze am Fenster, mit einer Näharbeit beschäftigt. Sie verneigte sich stumm, ohne aufzusehen, und im nächsten Augenblick zog ihn schon Otto mit lauter Begrüßung zu sich herein. Dann war ihm die Geliebte wieder auf lange Zeit entschwunden, so daß er, trotz der süßen Empfindung, mit ihr wenigstens unter einem Dache zu weilen, ernstlich mit sich zu Rate ging, unter welchem Vorwande er seine Besuche einstellen

könnte, denn er fürchtete Constanzes Zorn. Aber alles, worauf er verfiel, mußte auffällig wirken, und das wollte er unter allen Umständen vermeiden.

Da geschah es einmal, daß Constanze ihm selbst öffnete. Sie zeigte nicht die mindeste Veränderung in ihrem Benehmen bei seinem unerwarteten Erscheinen. Eine gewisse Freundlichkeit war von ihrem Wesen untrennbar; im übrigen blieb sie gemessen, und die beiden wechselten nur die notwendigsten Worte miteinander. Aber dem klugen Blicke des Mädchens war nicht entgangen, wie sich der Ernst seiner Züge vertieft und mit einem auffälligen Ausdruck der Entschiedenheit verbunden hatte. Sie sprach jetzt wieder in der früheren Art mit ihrem Bruder von dem Jugendfreunde, und der ahnungslose Künstler gab ihr bereitwilligste Auskunft.

Wohl änderte sich von nun an in den äußeren Beziehungen zwischen Günther und Constanze sehr wenig, aber mit dem Verständnis des Liebenden erlangte Günther die beseligende Gewißheit, daß Constanze ihm nicht nur sein Wiederkommen vergeben, sondern ein deutliches Bestreben kundgab, ihn durch Blick, Wort und die Darbietung des

oft unvermeidlichen Händedrucks an ihre Teilnahme und die Wiederherstellung des alten Verhältnisses glauben zu machen.

So wurde von keiner Seite etwas für den Augenblick Unerreichbares verlangt oder etwas Versagtes gewährt, aber es bildete sich gerade durch den Verzicht, den beide sich gegenseitig auferlegten, die zarteste Form heraus, in der tiefe, doch an Hoffnung arme Liebe sich auszusprechen vermag.

Durch seine letzte Arbeit, der der Rittmeister ungeteiltes Lob zuerteilte, war Otto auch bei diesem aufs günstigste eingeführt und wurde bald ein an bestimmten Tagen erwartetes und unentbehrliches Glied des kleinen Kreises, der sich an den langen Herbst- und Winterabenden am wohlsten in der behaglichen Wohnung am Schiffbauerdamm fühlte. Der Rittmeister hatte Gefallen an der kecken, aus sich herausgehenden Art des jungen Künstlers, und die Debatten zwischen ihnen, im Ernst und Scherz geführt, bildeten oft den erfrischenden Mittelpunkt der Unterhaltung, bei der Günther, in seiner jetzigen Verfassung, nur zu gern den schweigenden, aber amüsierten Zuhörer machte.

Zu Weihnachten hatte er, dem natürlichen Zuge seines Herzens folgend, einen Brief nach Hause gerichtet, in dem er die Hoffnung aussprach, der Vater, wenn er ihm auch seinen Schritt nicht verzeihen könne, werde ihm erlauben, sich selbst durch diese Zeilen eine Befreiung und Befriedigung zu gewähren. Der Brief war nur der Ausdruck einer jungen Seele, der nun einmal zu dieser Zeit das Vaterhaus näher wie sonst rückt. Am Schlusse wagte er an den Vater die Bitte zu richten, eine Kunde von seinem Befinden, wenn auch nur mit einer Zeile, an den Absender gelangen zu lassen.

Günther hatte in der That durch dies Schreiben zunächst sich selbst genügen wollen und machte sich im Stillen auf die herbste Antwort gefaßt, zu der vielleicht gerade seine Bitte — er gestand sich das nachträglich — den Verletzten herausfordern konnte.

Der Brief war vom Diener dem Adressaten auf seinem Zimmer überreicht worden. Er erbrach ihn hastig, las ihn und steckte ihn zu sich. Bald darauf ging er hinüber zur Bescherung, an der auch die Stieftochter mit ihrem Manne teilnahm, da sie selbst keine Kinder hatten. Die ausgetauschten Geschenke waren sehr kostbar, namentlich hatte Hallstein seine Gemahlin mit einem

funkelnden Wunderwerk der Goldschmiedekunst überrascht. Aber es wurde stiller und stiller, der Hausherr sah blaß aus und gestand auch auf Befragen zu, daß er sich nicht wohl fühle. Das Souper wurde möglichst früh eingenommen, und Hallstein zog sich unmittelbar danach auf sein Zimmer zurück. Dort breitete er noch einmal den Brief Günthers vor sich aus und stützte den schmerzenden Kopf mit den Händen. So sitzend schloß er die Augen wie in großer Ermüdung. Er schien zu schlafen. Nach einer ganzen Weile nahm er dann Briefbogen und Couvert und schrieb wenige Worte. Er klingelte und übergab dem hereintretenden Diener den Brief zu sofortiger Besorgung. Danach schien er ermattet, denn er legte sich nun zu wirklicher Ruhe auf eine Chaiselongue nieder.

Die Zeilen, die Günther am Morgen des Christfestes in der Hand hielt und immer wieder las, enthielten keine Anrede und lauteten nur:

Ich danke Dir für Dein Schreiben. Wir befinden uns alle wohl.

Dein Vater.

Und dennoch machten den Empfänger diese knappen Worte glücklich und gaben ihm eine freudige und bleibende Beruhigung, weil sie ihn

in dem Glauben erhielten, den Zusammenhang mit dem väterlichen Hause nicht ganz verloren zu haben. — —

In den ersten Tagen des neuen Jahres hielt es Günther an der Zeit, Herrn Dengler zu bitten, ihm in bestimmter Weise seine Absichten für die Zukunft kundzugeben. Er habe keinen Grund, ihm zu verschweigen, daß die Absicht, sich selbst einen Hausstand zu gründen, ihn zu seiner Bitte veranlasse.

Herr Dengler hörte sehr aufmerksam zu, fand Günthers Wunsch unter den obwaltenden Umständen nur natürlich, gab ihm aber zur Stunde keineswegs die gewünschte Auskunft, sondern vertröstete ihn auf den nächsten Monat, wo sie dann „ernstlich miteinander reden wollten". Zu Hause aber richtete er ein Schreiben an Leopold Hallstein, worin er vor Abschluß des Geschäftes um des Vaters Meinung bat mit der diskreten Erwartung einer eventuellen Beihülfe, ihn auch um seine Ansicht über Charakter und Geschäftstüchtigkeit seines Sohnes ersuchte. Diese Erkundigung war ja natürlich, da Günther niemals eine Unwahrheit in Bezug seiner Stellung zum elterlichen Hause gesagt, es aber selbstverständlich vermieden hatte,

mehr darüber zu äußern, als was er nicht umgehen konnte. Herrn Dengler lag natürlich daran, alles zu wissen, jedenfalls mehr, als er zu seiner Sicherheit bedurfte.

Die für ihn wichtigste Stelle aus Leopold Hallsteins Antwort lautete:

„Es herrscht augenblicklich zwischen mir und meinem Sohne in Bezug auf eine ganz andere als die in Rede stehende Sache eine Meinungsverschiedenheit, die mich aber verhindert, mit meinen Mitteln für ihn einzutreten. Für seine Ehrenhaftigkeit bürge ich, und er verfügt über die von ihm genannte Summe als eigenen Besitz. Wenn Sie ihm das Zeugnis aussprechen, daß er sich mit Umsicht und Eifer in die neue Branche einzuarbeiten im Begriff sei, so kann mich das nur freuen; ich muß es aber Ihnen überlassen, zu prüfen, ob das von ihm angebotene Kapital als ausreichend zur Übernahme und Fortführung Ihres Geschäftes erachtet werden kann."

Dengler hatte mit der Absendung des Schreibens an Hallstein sen. ein Doppeltes im Auge. Schlug ihm das eine fehl, mußte er doch das andere erreichen. Zunächst wollte er doch versuchen, durch die Beihülfe des älteren Hallstein eine bequemere

Übergabe seines Geschäftes zu erlangen, als sie ihm das beschränkte Angebot Günthers in Aussicht stellte, obwohl er die bestimmten Äußerungen des letzteren nicht vergessen hatte, daß ihm nicht mehr zur Verfügung stände. In jedem Falle mußte ihm die Antwort noch eine Auskunft über Günther und vielleicht auch über die Stellung von Vater und Sohn bringen, was für ihn nicht unwichtig war.

Er hatte also seinen Zweck nur halb erreicht, doch kam ihm dies nicht unerwartet, und er überlegte nun, da er die Situation klar zu übersehen glaubte, wie er einen möglichst großen Nutzen für seine Absichten daraus ziehen könnte.

Einen in so vielen Punkten annehmbaren Bewerber wollte er nicht aufgeben; er hatte keinen besseren dafür einzustellen. Daß die beabsichtigte Heirat Günthers der Anlaß zum Zwiespalt zwischen Vater und Sohn sei, darüber bestand bei Dengler kein Zweifel. Er wußte auch bereits, daß das Mädchen aus guter Familie sei, doch er überlegte trotzdem einen Augenblick, ob es nicht ein gutes Werk sei, wenn man Vater und Sohn wieder dadurch zusammenbrächte, daß man auch dem letzteren diese Verbindung verleidete. Herr Dengler lächelte. Versuchen konnte man alles. Nur war

er immer mehr dafür, einen Stein den Berg hinab- als hinaufzurollen. Weshalb sollte also der junge Mann nicht heiraten? Die Sache lag jedenfalls viel bequemer als das Gegenteil, auch für Denglers ganze Haltung! Er war kein Bösewicht aus Neigung, sondern nur soweit, als sein eigener Vorteil dabei in Betracht kam, für den allerdings der gute Herr Dengler allein die Grenzen zog. Er sah sich aber viel lieber in der Rolle des die Heirat Begünstigenden. Er mochte Günther wirklich gut leiden. Er wollte ihm helfen; der Vater mußte vor ein fait accompli gestellt werden. Derselbe hatte ja auch sonst nichts gegen den jungen Mann. Dengler sah sich schon von allen Seiten als Friedensstifter umdrängt und bedankt. Natürlich, so mußte sich die Sache machen, und er verkaufte sein Geschäft so, wie er es sich gedacht hatte. Im übrigen — und das war kein unwesentlicher Punkt in des Braven Berechnung — mochte die Geschichte ausgehen, wie sie wollte, ihn verpflichtete sie zu nichts, und mit einem Gebundenen war in jedem Falle leichter zu paktieren als mit einem Unabhängigen.

An einem der nächsten Tage rief er Günther in sein Privatcomptoir. Mit einer gewissen Würde

und Feierlichkeit, die er bei Gelegenheit anzunehmen liebte, bat er ihn, auf dem kleinen Sofa Platz zu nehmen.

„Herr Hallstein,“ begann er, nachdem er sich nachdrücklich geräuspert, „um Sie nicht lange über meine Absichten im unklaren zu lassen, möchte ich Ihnen, ehe wir weiteres besprechen, eröffnen, daß ich mich entschlossen habe, Ihrem Wunsche zu entsprechen und Ihnen mit dem 1. Oktober des laufenden Jahres mein Geschäft zu übergeben. Ich denke, diese Mitteilung wird Sie veranlassen, mir bei der weiteren Regelung freundlich entgegenzukommen.“

Günther verneigte sich.

„Ich fange mit einem Vorschlag an, den ich Sie bitte unbedingt, wie ich ihn mache, anzunehmen. Es wird uns dadurch manches in dem ganzen Arrangement erleichtert.“

Günther war einigermaßen gespannt. Herr Dengler machte eine vornehme Miene.

„Ich weiß nicht, ob sich Herr Granz, mein erster Buchhalter, auch Ihnen gegenüber schon geäußert hat.“

Günther verneinte.

„Nun,“ sagte Herr Dengler, „er hat in Milwaukee einen Bruder, der, nach seinen Mitteilungen, dort schon zehn Jahre einen lukrativen Nutzholzhandel betreibt und unseren Granz seit einiger Zeit herüberhaben möchte. Er stellt ihm jetzt, so zu sagen, ein Ultimatum. Nun bin ich noch nie jemand in seinem Glücke hinderlich gewesen; er mag also gehen.“

Herr Dengler wußte, daß der Betreffende, den er bisher immer wieder überredet hatte zu bleiben, nun endlich fest entschlossen war, dem wohlgemeinten Wunsche des Bruders zu folgen.

„Soll ich nun,“ fuhr der Kaufmann fort, „für die stille Geschäftszeit, die nun kommt, noch eine neue Persönlichkeit engagieren, die Ihnen vielleicht nachher gar nicht zusagt? Nicht wahr, das stimmt auch mit Ihren Wünschen nicht überein! Ich denke also, wir machen die Sache folgendermaßen: Sie übernehmen einfach die Stelle von Granz, natürlich mit seinem vollen Gehalt —“

Günther machte eine abwehrende Bewegung.

„Unter keiner anderen Bedingung!“ rief Herr Dengler mit einer Miene, die jeden weiteren Einwand ausschloß, und beobachtete den Eindruck, den

seine Noblesse auf den hervorbrachte, dem sie für sein Benehmen bei der Übernahme der Bestände ein schönes Vorbild sein sollte.

„Sehen Sie, alles andere macht sich dann von selbst. Sie ziehen sich inzwischen den zweiten Herrn, den sehr intelligenten Herrn Sieffen, heran und besetzen zum Winter dessen Stelle mit einer neuen jüngeren Kraft, wie sie Ihnen zusagt. Vom April wird es still im Geschäft. Wenn das Wetter dann gut wird, möchte ich mit Ihnen noch ein paar kleine Reisen machen, besonders nach der Niederlausitz, wo ich noch einen Vertrag für Sie abschließen will. Sie lernen dabei auch diesen wichtigen Teil des Geschäftes kennen, und ich gebe Ihnen Verbindungen an die Hand, die, wenn Sie dann auch auf Jahre hinaus versorgt sein werden, Ihnen immer wieder von Nutzen sein können. In der noch übrigen Zeit kommen wir dann in aller Gemütsruhe zu einem Definitivum, und die Übergabe vollzieht sich ohne jede Hast, von der ich kein Freund bin. Ist's Ihnen so recht?"

Günther war doch von der Aussicht, endlich zu seinem Ziele zu gelangen, so erfüllt, daß er sich wirklich Dengler von Herzen verpflichtet fühlte und dies auch zum Ausdruck brachte. Der schien sich

jedem Dank schnell entziehen zu wollen und wandte sich seinem Pulte zu, hielt aber, als Günther schon in der Thüre stand, diesen noch einmal fest mit den scheinbar hingeworfenen Worten: „Nun können Sie ja auch heiraten. Freut mich, freut mich sehr, daß Sie beide Ziele zu gleicher Zeit erreichen.“

Günther schwieg.

„Verlobt sind Sie doch?“ fragte der andere sonderbar dringlich.

„Ich wollte erst sicheren Boden unter den Füßen haben,“ erwiderte der junge Mann kühl, „ehe ich diesem Wunsche näher trete.“

„Na, hören Sie,“ meinte Dengler in einer gutmütigen Manier, die er wohl zu treffen wußte, „daß es Ihnen nicht so geht, wie einem Bekannten von mir, der sich gerade zu dieser Frage entschlossen hatte, als die betreffende Dame sich mit einem anderen zu ihrer ersten Verlobungsvisite anschickte. Worauf wollen Sie denn noch warten? Glauben Sie mir, es wird sich manches viel angenehmer für Sie gestalten, wenn Sie Ihre neue Thätigkeit zugleich mit Ihrem jungen Hausstande eröffnen. Das bringt Glück!“

Günther dankte lächelnd, war aber fest entschlossen, nicht eher mit Constanze zu sprechen, ehe er nicht mit vollster Klarheit und Sicherheit seine Existenzbedingungen geregelt hätte.

---

## XI.

Seitdem Günthers Platz im Hause und Comptoir leer geworden war, kam es eigentlich Leopold Hallstein erst zum Bewußtsein, daß er einen Sohn gehabt. Viel öfter hatte er sich mit dem Gedanken beschäftigt, daß er einen Erben habe. Es mußte doch einer da sein, auf den schließlich die Ergebnisse seiner rastlosen Lebensarbeit übergingen, der sie günstigsten Falles weiter zu entwickeln, zum wenigsten sie zusammenzuhalten bestimmt war. Einen Erben wollte Leopold Hallstein haben; es war gut, daß er da war! Aber bis zu dem Zeitpunkt, da Günther aus dem Hause schied, hatte Leopold Hallstein an ihm vorbeigesehen, wie an so vielem, was ihn umgab; wie an so vielem, was ihn beruhigte, weil er es besaß, wofür er

aber noch keine Zeit hatte, es zu würdigen oder sich daran zu erfreuen. Flüchtig hatte ihn auch schon die Frage heimgesucht, ob er der Mann sei, für den je diese Zeit kommen würde; aber herandrängende Arbeit und Sorge ließen ihn bei dieser Frage nicht verweilen.

Die erste Beruhigung hatte ihm Günthers Weihnachtsbrief gebracht. Es entging ihm darin nicht das Sehnsuchtsgefühl nach dem Zusammenhange mit dem väterlichen Hause. Günther hatte ganz recht gehabt, aus der überaus knappen Antwort, aus der Antwort überhaupt eine gewisse Freundlichkeit herauszulesen. Mehr hatte sich Leopold Hallstein nicht abzuringen vermocht, glaubte auch nicht mehr zugestehen zu dürfen, denn seine Absichten und Anschauungen waren unverändert dieselben. Deshalb kam ihm auch Denglers tastendes Schreiben gelegen. Er ersah daraus die Schwierigkeiten, die sich Günther entgegenstellten. Dieselben absichtlich und schnöde an dieser Stelle zu vermehren, kam ihm nicht in den Sinn. Gegen die Familie Morbeck indessen redete er sich immer mehr in einen sinnlosen Haß hinein, der in der fixen Idee gipfelte, daß man ihm den Sohn systematisch entfremdet habe. Dieser

Haß, denn anders kann man die Empfindung, die ihn beherrschte, kaum bezeichnen, traf namentlich den verstorbenen Norbeck und nächst ihm dessen Tochter, die, nach seiner Meinung, das Werk ihres Vaters zu vollenden trachtete. Konnte er, nach seiner Erfahrung, manches in dem Konflikte mit seinem Sohne der Zeit überlassen, hier galt es, auch handelnd einzugreifen. Und das sollte jetzt geschehen . . . .

An einem Märzvormittage saß Constanze bei ihrer Arbeit, allein im Hinterzimmer. Sie hatte die untere Hälfte des Fensters verdunkelt, denn die Sonne meinte es schon herzlich gut und schickte durch die oberen Scheiben ein breites Bündel goldener Strahlen in den sauberen Raum. Sie streiften die eigensinnig aufstrebenden Härchen am Haupte der Arbeitenden und durchleuchteten den Strauß erster Frühlingsblumen, den Constanze heut aus der Hand des alten Gärtners empfangen und auf die Mitte des überdeckten Tisches gestellt hatte. Das andere Fenster stand zur Hälfte offen, und der Vorfrühling, der draußen über die Felder strich, schickte einen kräftigen Hauch von Wärme, Luft und Erde zu ihr hinein.

Sie hatte heut in den Morgenstunden schon

dieses erste Regen der Natur nach dem Winterschlafe wahrgenommen, und ihr Gemüt war noch so hell davon, daß sie von Zeit zu Zeit einen zärtlichen Blick zu den Blumen auf dem Tisch hinübersandte. Durfte sie doch froh sein! Eine große Sorge war von ihr genommen, die sie lange Zeit bedrückt hatte. Der Bruder hatte einen großen Erfolg errungen, nicht allein in pekuniärer Hinsicht, noch mehr dadurch, daß ihm das Feld, worauf sich seine Begabung bethätigen konnte, gezeigt war und er diesem Hinweis mit vollster Befriedigung zu folgen sich anschickte. Otto verbarg gegenwärtig etwas vor ihr, aber wieder etwas Gutes, das er erst ausreifen lassen wollte; sie merkte es wohl störte ihn nicht durch voreilige Fragen und hatte ihre Freude an seinem Glücksgefühl, das sich, bei seiner lebhaften Art, überall Luft machen mußte.

Und Günther kam wieder ins Haus. Sie lächelte, wenn sie daran dachte, wie sauer sie sich beide den Übergang zu dem alten unbefangenen Ton der Freundschaft hatten werden lassen. Aber nun war alles wie sonst, und auch er schien zufrieden in seiner neuen Thätigkeit.

Da klingelte es. Constanze sah von ihrer Arbeit auf. Wer konnte das sein? Otto hatte

den Schlüssel; auch pflegte er um diese Zeit noch nicht zurück zu sein. Inzwischen hatte die Aufwärterin geöffnet. Constanze hörte eine ihr fremde Männerstimme nach ihrer Mutter fragen. Kurz darauf erschien die Frau mit einer Karte in der Hand im Hinterzimmer. Constanze nahm und las: Leopold Hallstein.

„Haben Sie dem Herrn gesagt, daß die Mutter leidend ist und keine Besuche empfangen kann?“

„Jawohl, Fräulein; doch als der Herr hörte, daß Sie zu Hause seien, bat er mich, Ihnen die Karte zu bringen; er läßt um eine kurze Unterredung bitten.“

„Wo ist der Herr?“

„Ich habe ihn in das Vorderzimmer gelassen.“

„Gut, ich komme sogleich.“

Als Leopold Hallstein das junge Mädchen erblickte, um dessentwillen sein Sohn aus dem Hause gegangen war, erschrak er vor einer Anmut und Sicherheit, die er nicht erwartet hatte, so daß er sich erst sammeln mußte. Aber ein innerer Grimm half ihm dabei, denn im nächsten Augenblick schienen ihn diese Eigenschaften nur herauszufordern; ein

gewisses Befremden in Constanzes Zügen mochte diesen Eindruck noch verstärken.

Man nahm Platz.

„Mein Fräulein,“ begann Leopold Hallstein, „ich hoffte Ihre Frau Mutter zu sprechen, die mir aus früheren Tagen nicht unbekannt ist, doch ich höre zu meinem Bedauern, daß sie leidend ist. Aber vielleicht richtet sich auch das, was ich zu sagen habe, ebenso gut oder besser an Ihre Adresse.“

„Bitte, sprechen Sie, Herr Hallstein,“ sagte nach diesen höflich gesprochenen Worten das junge Mädchen mit Freundlichkeit, „womit kann ich dem einstigen Freunde meines Vaters dienen?“

„Ja,“ sagte Hallstein, „Sie geben mir, mein Fräulein, das Wort in den Mund, an das ich anknüpfen möchte, um das zu sagen, was zu sagen nicht leicht ist. Sie erlauben mir, daß ich in dieser Unterredung in unserem beiderseitigen Interesse so kurz wie möglich bin.“

Constanze machte eine zustimmende Bewegung.

„Sie nannten mich den Freund Ihres Vaters. Ich war es einst. Ich schätzte gewisse kaufmännische Eigenschaften an ihm und glaube diese Wertschätzung in einer langen Reihe von Jahren

zu seinem und seiner Familie Besten bewiesen zu haben.“

Constanze richtete sich langsam auf; sie war blaß geworden, und man sah ihr die Spannung an, die keine Silbe von Hallsteins Rede verlieren wollte.

„Mein Sohn ist früh in Ihr väterliches Haus gekommen. Welchen Grund hätte ich haben sollen, ihn von dem Umgang mit Ihrem gleichalterigen Bruder zurückzuhalten, besonders da meine erste Frau diesen Verkehr begünstigte. Ich selbst bin Zeit meines Lebens mit äußerster Anstrengung nach außen thätig gewesen und war leider nicht im stande, Beziehungen, die ich für völlig harmlos halten mußte, auf ihren wahren Wert zu prüfen.“

„Ich muß Sie ersuchen, Herr Hallstein,“ entgegnete Constanze, und ihr Auge wurde unheimlich groß, „sich mit vollster Deutlichkeit zu äußern, wenn ich Sie verstehen soll.“

„Es soll daran nicht fehlen, mein Fräulein,“ antwortete Hallstein, der kaum den Ausdruck tiefster Erbitterung zurückzuhalten vermochte, der aber trotzdem immer bemüht blieb, die gesellschaftliche Form nicht zu überschreiten.

„Was gegenwärtig auf mir liegt, wissen Sie. Und in dieser Zeit, wo mein Sohn das väterliche Haus verläßt, schließt sich ein neues Bündnis mit der Familie Morbeck, die für mich, ohne Zweifel, durch lange Jahre hindurch den Keim zu einer Entfremdung legte, die jetzt einen so ungeheuerlichen Ausdruck findet."

„Mein Herr," rief das junge Mädchen empört, „wissen Sie, was Sie sagen?"

„Leugnen Sie, mein Fräulein," rief jetzt Hallstein, „daß mein Sohn in dieser Zeit erneuter Anknüpfung mit diesem Hause nicht von Liebe zu Ihnen gesprochen hat, dann will ich schweigen."

„Wer ist für die Handlungen Ihres Herrn Sohnes verantwortlich als er und Sie? Was kommen Sie zu uns, und wer giebt Ihnen das Recht, einen von uns zur Rechenschaft zu ziehen?"

„Die Sachlage, mein Fräulein. Von Sorgen gepeinigt, sehe ich eine unheilvolle Saat, die ohne mein Wissen gemacht ist, jetzt aufgehen."

„Wenn ich Sie recht verstehe, Herr Hallstein," sagte jetzt Constanze, den Blick fest auf ihren Gegner gerichtet, „so klagen Sie uns, insbesondere meinen verstorbenen Vater, an, wir hätten Günther Ihrem Herzen entfremdet, und sein Scheiden aus

Ihrem Hause sei nur die endliche Folge unseres Beginnens!“

Hallstein neigte hart und unerbittlich sein Haupt.

„Nun,“ fuhr das junge Mädchen mit ungewöhnlicher Beherrschung fort, „so widerwärtig und furchtbar ungerecht diese Beschuldigung ist, so will ich sie entschuldigen mit dem Schmerze, den Sie jetzt tragen müssen. Aber der Herzlosigkeit, mein Herr,“ und bei diesen Worten flammten ihre Augen auf, „mit der Sie es wagten, meinen Vater, Ihren treusten Diener, im Grabe zu kränken, setze ich den Stolz der Tochter entgegen. Und so sage ich Ihnen, die ich Sie nicht erst in dieser Stunde kennen lerne: Sie hatten keinen Einfluß auf Ihren Sohn, weil Ihre Stellung zu ihm zeitlebens nur eine äußere gewesen ist. Sie entbehrte jeder kräftigen natürlichen Grundlage, weil jede aufrichtige innere Beziehung fehlte. Weil Sie Ihr Kind nicht liebten, lebten Sie auch nicht mit ihm, und so haben sich auch keine Fäden von Herz zu Herz gesponnen. Liebe, Zugehörigkeit, wie Sie sie jetzt begehren, will ihre Geschichte haben; sie kommt nicht herbei, wenn man, von anderem ermüdet, vielleicht danach ruft. Sie mögen alles in

Ihrem Sohne gesehen haben, nur nicht Ihr Kind, das täglich, stündlich Ihrer herzlichen Zuneigung bedurfte, das danach schrie, und dem Sie in Ihren besten Stunden den Kiesel kühlen Witzes und Spottes boten; Sie bedurften so lange keines Kindes, und jetzt wundern Sie sich, daß Günther des Vaters entbehren kann, vielleicht entbehren muß, wenn er endlich zu einer befriedigenden inneren Existenz gelangen will. Man kann nicht Trauben von den Dornen lesen."

„Sind denn die Bande des Blutes nichts?" warf Hallstein zornig ein.

„Bei Gott, sie bedeuten etwas," antwortete das Mädchen. „Aber wer hat sie zuerst in Ihrem Falle schwer mißachtet? Wo wir in ein solches Verhältnis gestellt sind, da haben wir doch an denen, die uns überwiesen sind, unsere Schuldigkeit zu thun, was uns wahrlich die Natur leicht genug macht. Die Forderung, daß ohne diese Pflichterfüllung uns der natürliche Segen solchen Verhältnisses zu teil werde, ist eine dreiste und thörichte Einbildung."

Hallstein schwieg finster.

„Ich glaube kaum, daß wir uns noch etwas zu sagen haben," sprach Constanze sich erhebend.

„Oder wollen Sie verlangen, daß wir Ihrem Herrn Sohne, der in seinem jetzigen Zustande das Recht einer alten Freundschaft anspricht, die Thüre weisen?“

Auch Hallstein erhob sich. „Ich habe nur noch eins zu bemerken, sonst nichts,“ sagte er mit eisiger Kälte. „Wenn mein Sohn auf einer Verbindung mit Ihnen bestehen sollte, ziehe ich für immer meine Hand von ihm, und er hat niemals auf etwas anderes Anspruch, als auf das, was ihm das Gesetz zuspricht.“

Constanzes Gefühl empörte sich noch einmal aufs heftigste gegen die Meinung, die Hallstein diese Worte an sie richten ließ. Wollte er mit der Drohung der Enterbung sie von einer Verbindung mit dem Jugendgespielen abschrecken? Wie kam dieser Mann dazu, ihr niedrige Berechnung unterzuschieben!

„Herr Hallstein,“ sagte sie jetzt mit Würde, „ich habe bereits den Antrag Ihres Herrn Sohnes abgelehnt. Er dürfte keine Veranlassung haben, ihn je zu erneuern. Geschähe es dennoch, dann würde ich mich nach dieser Unterredung von allen Rücksichten gegen Sie frei wissen. Ich würde nur nach dem Glücke Ihres Herrn Sohnes und

nach meinen Empfindungen fragen.“ Sie neigte leise das Haupt.

Hallstein verbeugte sich seinerseits und wandte sich zur Thür. —

Als Constanze wieder allein war und die Spannung, in der sie gewesen, allmählich nachließ, fühlte sie erst, welche Erschütterung sie durchgemacht, und sie bedurfte ihrer ganzen Selbstbeherrschung, um nachträglich die Ruhe zu bewahren. Sie war fest entschlossen, ihrem Bruder von dem Vorgegangenen Kenntnis zu geben, schon Günthers wegen. Die Mutter war schon lange nicht mehr im stande, einer längeren Auseinandersetzung folgen zu können. Ihrem Leiden, einem allgemeinen Kräfteverfall, konnte der zarte Körper wenig Widerstand entgegensetzen.

Das junge Mädchen hatte sich eben so weit gesammelt, um ihrer selbst und einer verhältnismäßig ruhigen Mitteilung gewiß zu sein, als sie den Bruder kommen hörte. Er trat stürmisch zu ihr ein, nachdem er zuerst, nach seiner Gewohnheit, die Mutter begrüßt, die regelmäßig erwachte, wenn sie sein Kommen vernahm, worin sie sich nie täuschte. Otto blieb in der Mitte der Stube stehen und lachte die Schwester verschmitzt an; dann warf

er den Hut gegen die Decke und umarmte und küßte Constanze heftig. „Es ist entschieden," rief er, „alles fix und fertig. Nun kann ich davon reden! In vierzehn Tagen reisen wir!"

„Wer denn und wohin denn?" fragte die Schwester den Aufgeregten.

„Nun, die Gesellschaft und ich, nach Amerika, auf einem der besten Schiffe des Norddeutschen Lloyd."

„Sprich endlich vernünftig, wenn man dich verstehen soll," rief Constanze unwillig dem immer noch aufgeregt im Zimmer Hin- und Herlaufenden zu.

Er fügte sich nur schwer der Notwendigkeit einer ruhigen und geordneten Darstellung des ihn Beschäftigenden. Er unterbrach sich immer wieder, machte irgend eine Dummheit, und zum Sprechen angehalten, schilderte er begeistert etwas Nebensächliches, ohne zu bedenken, daß die Zuhörende noch nicht die Hauptsache wußte. Endlich gelang es Constanze durch Geduld und geschickte Fragestellung, sich ungefähr folgendes zusammenzureimen: Der Bruder hatte den Antrag erhalten, sich als Zeichner unter höchst günstigen Bedingungen einer

Gesellschaft durch Stand und Reichtum bevorzugter Personen anzuschließen, die in angenehmer, insbesondere nicht überhasteter Weise unter kundiger Führung Nordamerika zu bereisen gedachten. Eine englische und deutsche Firma in Gemeinsamkeit mit dem Norddeutschen Lloyd hatten das Geschäftliche in der Hand, und von hier aus waren auch die Unterhandlungen mit Otto eingeleitet worden, die zur Beruhigung für die Schwester erst nach reiflicher Überlegung und unter steter sorgender Beihülfe Günthers und des Rittmeisters zu stande gekommen waren. Namentlich über den letzteren war der junge Künstler des Lobes voll und lachte aus vollem Herzen in der Erinnerung, mit welcher Zähigkeit der Onkel noch kleine Vorteile für ihn herausgeschlagen habe.

Als Constanze den Bruder so voll von Glück und Hoffnungen sah, hatte sie es alsbald aufgegeben, zu ihm von der vorhergehenden erregten Scene zu sprechen, die noch in ihr nachzitterte. Ihre Teilnahme siegte über den Drang nach Mitteilung, und ihr ruhiges Urteil sah die Zwecklosigkeit einer solchen ein. Als sie nun gar hörte, daß die Reise sich auf vier bis fünf Monate ausdehnen könnte, nahmen sie die Erwägungen für Ottos

Ausrüstung derartig in Anspruch, daß alles andere dagegen in den Hintergrund trat . . .

Leopold Hallstein seinerseits war mit dem Ergebnis des Besuches in Tempelhof keineswegs ganz unzufrieden. Er hatte sich nicht nur Luft gemacht und, was er zu sagen hatte, an die beabsichtigte Stelle gebracht, sondern er hatte auch eine wichtige Thatsache erfahren: Günther hatte eine Werbung versucht und war abgewiesen worden. Möglich, daß man schon die Unsicherheit seiner Lage erwogen hatte, — gleichviel, die Sache selbst, nach Art ihrer Mitteilung, war nicht zu bezweifeln.

„Eine Abweisung," sagte sich der kühl Rechnende, „das ist ein kalter Strahl für die unsinnigste Leidenschaft. Hoffen wir, hoffen wir! Die Zeit wird das ihrige thun; auch bei Dengler wird er Schwierigkeiten finden."

Trotzdem aber, daß er selbst in der Verhandlung mit Constanze nicht die beste Rolle gespielt, hatte dem energischen Hallstein die selbstbewußte Haltung des Mädchens imponiert. Von dem Eindruck, den auch ihr Äußeres auf ihn hervorgebracht, machte er nachher Abzüge; das, was sie ihm unwillkürlich als Schuld vorgehalten, machte

ihn jedoch nachdenklich. Er selbst mochte auch jetzt nicht sein Gewissen in irgend einer Weise belasten; aber er gestand sich, er hätte durch größere Aufmerksamkeit vermeiden können, worüber er sich jetzt beklagte. Er bereute wohl die bösen Folgen, aber nicht den Mangel seines Innern, der die Ursache war. Er gelobte sich auch, wenn er Günther wiedergewonnen, solle manches anders werden. Ein heißes Begehren nach einem verlorenen Glück bemächtigte sich seiner; daß er selbst ein anderer werden müsse, daran dachte er nicht. Seinen Sohn wollte er wieder haben! — Auf seine damaligen Pläne für ihn hatte er verzichtet. Nun sollte auch Günther verzichten auf eine Verbindung, die schlechterdings unmöglich war. Er stellte in Gedanken seiner Frau die alte, gebrechliche und vereinsamte Frau Morbeck gegenüber. Das ging doch nicht! Er sah sich von dem „kümmerlichen Künstler", dem Otto, als Verwandten begrüßt Ihn schauderte. Ja, als er das Haus in Tempelhof betreten, hatte ihn eine wunderliche Vorstellung heimgesucht. Als er den weißen Sand auf der gescheuerten Diele knirschen hörte, als er den Treppenflur mit den gelblich getünchten Wänden sah und das alte wurmstichige Geländer berührte, da war

plötzlich die Erinnerung an sein Geburtshaus, das ländliche Haus seines Vaters, vor ihm aufgestiegen, und dieses Bild hatte ihn beunruhigt und endlich erzürnt.

Hatte er darum alles eingesetzt, Geld, Kraft und Ruhe, um wieder da anzukommen, wo er ausgegangen war? — Er lächelte böse. Welch unsinniger Gedanke! Fort damit!

---

## XII.

In acht Tagen sollte Otto Morbeck reisen. Die Hauptsachen waren geordnet; nun wurde ihm doch ein wenig fieberisch zu Mut. Er sah auf die Schwester, die ihm nicht einen Augenblick das Scheiden erschwert hatte; er dachte an die Mutter, deren Augapfel er war. Ihr Zustand machte ihm Sorge; wenn sie ihm entrissen werden sollte! Wenn er selbst einer unbekannten Gefahr entgegen=ging und nicht wiederkehrte! Von solchen Vor=stellungen und Empfindungen wurde der junge Künstler ebenso schnell und tief bewegt wie von der Freude.

Am nächsten Abend traf er mit Günther zusammen und schüttete ihm sein Herz aus. Und wie es zu geschehen pflegt, die Offenheit des

einen erzeugte bei dem anderen die nämliche Wärme der Empfindung, und ehe sie sich trennten, wußte Otto um die Geschichte der Liebe des Freundes und um seine vergebliche Werbung bei Constanze.

Am anderen Morgen hatte er eine sehr ernste Unterredung mit der Schwester, in der er Günthers Sache mit echter Freundschaft vertrat. Denn sein anfängliches Mißtrauen war, nachdem sie sich auf seinem eigensten Gebiete, der Kunst, wiedergefunden, in rückhaltloses Vertrauen verwandelt; ja, er bewunderte des verwöhnten Freundes kraftvolles Ringen nach innerer und äußerer Selbständigkeit, für das er in seiner eigenen, auf ungehinderte Bewegung angelegten Individualität das vollste Verständnis hatte. Das Leopold Hallsteinsche Haus hatte auch er stets mit einer instinktiven Scheu und Abneigung betrachtet; nun er den Freund davon losgelöst wußte, war er ihm sofort der alte, und alle Jugenderinnerungen standen bereit, die einstigen Bande fester wie jemals knüpfen zu helfen. Er schloß mit den Worten an die Schwester: „Du kennst meine Achtung vor deiner Besonnenheit und nüchternen Erwägung. Wem aber bei gewissen Dingen nicht das Herz bewegt wird, dem zürne

ich, und wäre er mir so nahestehend wie du. Günther ist um deinetwillen, um deinetwillen allein, aus dem Hause gegangen. Kaum kann ich mir denken, daß du dies genügend erwogen hast; ich könnte sonst irre an dir werden, es sei denn, daß du keine Neigung empfändest."

Constanze erschrak. Nein, daran hatte sie noch nicht gedacht, daß sie die eigentliche Ursache der Lostrennung Günthers von seiner Familie sein könnte. Sie war bewegt, wurde nachdenklich und schwieg. Endlich schien sie zu einem Entschluß gekommen zu sein, denn sie sagte: „Ich würde Günther sobald wie möglich gern sprechen; ich habe ihm etwas Wichtiges mitzuteilen."

Als Günther am nächsten Tage kam, sagte sie ihm alles, was zwischen seinem Vater und ihr vorgefallen war, ohne daran zu mildern. Sie schloß mit der Drohung, mit der Leopold Hallstein sie verlassen hatte. „Sie sehen nun, was aus einer Verbindung zwischen uns beiden erwachsen würde. Wie soll ich mich entschließen, Vater und Sohn durch mein Ja auf immer zu trennen?"

Günther war merkwürdig ruhig geblieben, und so erwiderte er auch jetzt ohne stürmisches Eindringen: „Gewiß, das sollen Sie nicht, Constanze.

Sie wissen, mein Vater und ich sind ohnedies getrennt. Könnten Sie sich aber entschließen, die Meine zu werden, so würde dies, wenn es zu einer Annäherung an mein väterliches Haus wieder kommen soll, der erste Schritt dazu sein."

Constanze sah ihn mit unverhohlenem Erstaunen an.

„Es ist so, Constanze, glauben Sie mir doch. Sie sollten mich doch soweit kennen, um zu wissen, daß ich diesen Schritt nur unter einer Art Naturnotwendigkeit gethan habe, ja, daß ich anders nicht dazu im stande gewesen wäre. Nun aber nehmen Sie an, ich kehrte in die alten Verhältnisse zurück. Ein furchtbarer Druck würde sich meiner bemächtigen, unter dem ich erliegen würde; denn ich fühle, wie alles, was in mir ist, gedeiht, seit ich entschlossen gethan habe, was endlich geschehen mußte. Denken Sie denn," fügte er lächelnd hinzu, „daß viele andere in meiner Lage beharren würden? Ich habe doch auch ein gut Teil äußerer Herrlichkeit aufgegeben, den mancher nicht gern missen würde. Aber sehen Sie, mir sitzt es nun einmal im Blute, vielleicht von der Mutter her, mein inneres Dasein ruhig ausgestalten zu dürfen. Nicht, daß ich nicht manchmal an die Zerstreuungen

und Lustbarkeiten meiner Vergangenheit zurückdächte. Aber was mir davon im Innersten behagte, kann ich, wenn ich meine Mittel zu Rate halte, noch heute genießen und genieße es dann doppelt; anderes, wie Fahren und Reiten, entbehre ich, aber nicht schmerzlich; vieles aber, mit seiner Öde und seinem eklen Bodensatz, bin ich froh, hinter mir gelassen zu haben."

Constanze sah ihn groß und teilnahmsvoll an.

„Und dann," sagte er fast in demselben Tone, aber doch von tiefer Bewegung durchzittert, „und dann, glaubten Sie wirklich, daß ich Sie so leicht vergessen könnte!" Er vermochte nicht weiter zu reden; um seine Mundwinkel zuckte es, und er wiegte nur, energisch verneinend, den Kopf hin und her.

Das Mädchen biß sich auf die Lippen; ihr Herz stand still. Sie sah, sie hatte ein großes Unrecht gethan.

Als Günther seine Selbstbeherrschung wiedergewonnen, fuhr er fort: „Aber ich will dies alles nicht entscheiden lassen; eins jedoch ist unumstößliche Gewißheit: Mein Vater, wie ich ihn kenne, würde mich, so gern er mich auch wieder aufnähme, von

Stund an verachten; und gestehen Sie, er hätte ein Recht dazu."

Der Befragten wäre es gegen die Natur gewesen, diesem letzten Argumente zu widersprechen. Sie saß schweigend und nachdenklich; man sah ihr an, sie sprach innerlich: „Es ist so, wie er sagt!" Und nach einer Weile richtete sie aus ihrer Versunkenheit, zweifelnd und wägend und den eigenen Wunsch noch immer bekämpfend, die Frage an Günther: „Und Sie glauben also wirklich, ich könnte Ihnen etwas nützen?"

„Constanze!" jubelte der junge Mann und sprang auf.

„Nicht so, nicht so," wehrte sie ab. „Wir dürfen uns so nicht zusammenfinden!"

„Nun denn," sagte der junge Mann fast finster, „so höre es noch einmal, du Hartnäckige. Nur mit dir komme ich zum Frieden und, will's Gott, zum Vater. Ohne dich —"

Er vollendete nicht. Constanze hatte sich auch ihrerseits erhoben. Sie stand vor ihm, das schöne Haupt gebeugt, überwunden. Leise sprach sie zu ihm: „So will ich dir gehören und will auch niemals vergessen, wie schwer die Stunde war, da du um mich warbst."

Günther schloß sie in seine Arme und küßte sie.

Otto hatte es übernommen, die Mutter vorzubereiten. Der sonst immer Bewegliche hatte eine rührende Geduld mit ihrer Schwäche und verständigte sich oft leichter mit der Leidenden als Constanze, die immer um sie war. Günther kam am anderen Tage in der Mittagsstunde wieder. Die Mutter saß festlich gekleidet in ihrem hohen Sorgenstuhl, den sie wenig verlassen konnte. Ihr schweres Leiden beugte sie; aber trotzdem auch ihre geistigen Funktionen immer schwächer und schwächer wurden, heischte doch die gebrechliche Gestalt Ehrfurcht, denn das dunkle Auge sprach von der Geduld, mit der sie das ihr Auferlegte getragen und noch trug.

Die Kinder traten zu ihr. Günther hatte Constanzes Hand ergriffen; an der rechten Seite der Schwester stand Otto.

Die Leidende richtete sich auf, soweit sie vermochte; eine unbeschreibliche Rührung sprach aus ihrem Blick. Sie legte ihre welken Hände auf die ineinandergefügten der Verlobten und neigte sich darüber, als wolle sie den eingegangenen Bund segnen. Dann blickte sie empor, und ihre Lippen murmelten, von allen verstanden, den Namen ihres

verstorbenen Mannes. War es die Bedeutung dieses Namens für die Angeredeten, war es die Ergriffenheit der Sprechenden, die drei beugten sich tiefer zu ihr nieder, und unwillkürlich berührte sie das Haupt jedes ihrer Kinder mit der zitternden Rechten, zuerst das der Verlobten, zuletzt und lange das ihres Sohnes. Dann waren ihre Kräfte erschöpft, und die Tochter umfing sie und legte sie sanft in das Kissen. An dem gemeinsamen Mittagsmahl wollte sie nicht fehlen. Sie war schweigsam wie gewöhnlich, denn auch physisch wurde ihr das Sprechen schwer; aber alle erkannten mit Freuden die erhöhte Spannkraft des Geistes in ihrer Teilnahme an den Gesprächen der anderen. Dann aber begehrte sie wieder nach Ruhe. Nicht das Ereignis, meinte sie, sondern der ungewöhnlich milde Tag des Vorfrühlings habe sie erschöpft und müde gemacht. Die alte aufwartende Frau, die heut den ganzen Tag im Hause verblieb, behütete den Schlaf der Mutter; Constanze durfte sich zu den anderen zurückbegeben.

Da der stille, warme Tag dazu aufforderte, beschloß man den Kaffee in der Laube zu nehmen, wo Günther Constanze zum erstenmal wiedergesehen. Man machte es sich bequem. Die Herren

zündeten die Cigarre an, Constanze goß den duftenden Trank in die Tassen. Wie zufrieden saß man bei einander, wie viel hatte man miteinander zu teilen, wenngleich über den Frohsinn der Stunde ein Schatten der Wehmut flog. Aber der Frühlingstag scheuchte bald wieder aus den jugendlichen Herzen die Bedenken. Allen that sich eine verheißende Zukunft auf. Vor Ottos innerem Auge drängte sich Bild auf Bild, oder er verlor sich träumend in unendliche Fernen. Günther und Constanze sahen sich oft an. Ihre Blicke begegneten sich in demselben Gedanken: Ist es denn möglich, ist es denn wirklich, daß uns nichts mehr trennen soll? Alle drei bewegten neue Hoffnungen, neue Entschlüsse. Eins aber, was sie alle freudig empfanden, sprach doch keiner von ihnen aus: daß der alte Bund der Jugendzeit sie nun von neuem und schöner verknüpfen sollte.

Der nächste Sonntag war dazu bestimmt, sich dem Rittmeister vorzustellen. Er hatte Günther gebeten, auf einen förmlichen Besuch zu verzichten und mit seiner Braut und Otto ein einfaches Mittagsmahl bei ihm einzunehmen, das zugleich für den letzteren die Abschiedsfeier sein sollte.

Als beim Eintritt der Verlobten der Rittmeister Constanze begrüßend bei beiden Händen ergriff und sie ansah, wallte ihm eine helle Freude durchs Herz; der Junge hatte gut gewählt. Und mit dem feinen Sinn des Weibes erkannte Constanze, wie gern man sie empfing. Das nahm ihr den letzten Rest der Befangenheit in der ungewöhnlichen Situation. Sie fühlte sofort das Übereinstimmende ihres Wesens mit dem, der sie so herzlich begrüßte, und das gab ihr schnell ihre gewöhnliche Sicherheit zurück.

Es war ein gewähltes kleines Mahl. Der Rittmeister hatte alles bewunderungswürdig mit der Umsicht und dem Geschick des alten Soldaten arrangiert. Sein dienender Geist steckte in einem eleganten Civilrock und bediente mit der Accuratesse und der Grandezza eines alten Kammerdieners. Günther erkannte August Baltien in dieser Verwandlung gar nicht wieder, aber der Rittmeister drehte den Schnurrbart und lächelte verstohlen; er wußte, welche Schmerzen die Schulung Baltiens auf beiden Seiten gekostet. Auch kam allerlei feines Geschirr und ungewöhnliches Gerät zum Vorschein, das die gerechte Würdigung der Gäste

fand, die solches in einer Junggesellenwirtschaft nicht vermutet hatten.

Man war wirklich sehr heiter. Nur Günther zog manchmal ein schmerzliches Weh durchs Herz, wenn er sah, wie sich alle verstanden, und er den einen abgewandt wußte, der ihm an diesem Tage doch hätte der Nächste sein sollen. Er vermochte dem edlen Getränk, das der Gastgeber der Feier des Tages spendete, nur soweit zuzusprechen, daß er den anderen nicht auffällig wurde, und schützte aufsteigenden Kopfschmerz vor.

Nach Tisch hatte man allerlei zu betrachten und zu bewundern; der Rittmeister kramte heute Schätze und Erinnerungen aus, von deren Vorhandensein Günther keine Ahnung gehabt hatte, und es war sehr hübsch zu sehen und vertrieb wieder Günthers Traurigkeit, als der Rittmeister mit der ihm eigenen Eleganz und Courtoisie sich um das frische, lebendige Mädchen bemühte und auf alle Fragen desselben ausführliche und schalkhafte Antworten bereit hatte. Er setzte allem die Krone auf, als er beim Abschied mit einem „du erlaubst doch, Günther“ Constanze umarmte und herzlich auf beide Wangen küßte, was diese mit einer guten Manier duldete . . .

An den Vater war natürlich die erste Anzeige der Verlobung in der Form eines Briefes abgegangen, in dem Günther noch einmal einfach und ehrerbietig um Verzeihung für diesen Schritt bat, andererseits aber mit Entschiedenheit die Notwendigkeit freier Entscheidung, insbesondere in dieser Sache, für sich in Anspruch nahm. Was er erwartet hatte, geschah; jede Antwort blieb aus. Er verhehlte es sich nicht, er stand erst im Anfange seiner Aufgabe.

Nach der Abreise Ottos kam Günther verhältnismäßig selten nach Tempelhof hinaus, ein-, höchstens zweimal die Woche. Die Verlobten sahen ein, daß die Umstände ihnen für jetzt nicht mehr gewähren konnten, und sie trösteten sich gegenseitig in den wenigen Stunden, da sie sich sehen durften, mit dem Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit und unzertrennlichen Gemeinschaft. Jetzt erst sah Günther, welche Fülle der Liebe Constanze bisher in sich verschlossen gehalten hatte, und dies, mehr als alles andere, machte ihn bei mancher Entbehrung glücklich. Nun sich auch der Boden mehr und mehr erwärmte, genoß die Mutter soviel als möglich die Luft in der gedielten Laube. Hier wurden auch, wenn Günther kam, die Briefe Ottos

vorgelesen, die begeisterte Schilderungen von allem Neuen enthielten, was, zunächst überwältigend, auf ihn eindrang. Hier stärkten sich die Liebenden in ihrer Zuversicht, die über alle Hemmnisse sich hinüberschwang. Es schien ihnen so unendlich viel, was sie besaßen, daß sie für jetzt nicht mehr begehrten.

Und es gab in dieser Genügsamkeit auch Höhepunkte heimlichen Glücks für sie. Konnte Constanze an guten Tagen die Sorge für die Mutter der alten Bichler, der Aufwärterin, überlassen, dann erfreuten wohl die Verlobten den Rittmeister mit ihrem Besuch. Vermochte Günther es irgend einzurichten, so kam er an solchen Nachmittagen schon gegen sechs heraus. Sie legten dann, wenn es das Wetter erlaubte, den weiten Weg von Tempelhof nach dem Schiffbauerdamm zu Fuß zurück. Sie gingen über die Mitte des Tempelhofer Feldes und erreichten durch Möckern- oder Großbeerenstraße die schattige Promenade am Schiffahrtskanal. Diesem folgten sie und gelangten durch die stille Viktoria- oder Matthäi-Kirchstraße in den Tiergarten, den sie mit Muße in der Richtung auf den Königsplatz durchschritten, um so zu ihrem Ziel zu kommen. Für beide war diese

kräftige Bewegung ein Bedürfnis. Ihre Gespräche knüpften sich zuweilen an das, was sie umgab oder ihnen auf dem Wege begegnete; öfter aber vertiefte es sich, wenn sie die so verschiedenen Erlebnisse ihres jungen Lebens austauschten, und sie gerieten sogar in Gegensätze, die Constanze beim Abendtisch gern dem Onkel vortrug, vielleicht nicht ohne die geheime Absicht, in ihm einen Bundesgenossen zu gewinnen.

Der Rittmeister hatte oft einen harten Stand, wenn seine Überzeugung mit der Nachgiebigkeit gegen seine liebenswürdige Klientin in Konflikt geriet, und er drehte dann den Schnurrbart heftiger als gewöhnlich. Im ganzen hielt er sich aber tapfer nach der Gerechtigkeit.

In einem berührte er sich gern mit Constanzes kleinen Lebenserfahrungen und war bei solchen Gelegenheiten immer bereit, auf ihre Seite zu treten. Das war, wenn sie die Partei der Geringen und Ungenannten ergriff, die in irgend einem Winkel des Daseins das Exempel, das ihnen das Geschick aufgegeben, schlecht und recht zu lösen suchten. „Ich weiß ganz gut,“ sagte sie einmal zu Günther, „die Abhängigkeit und Gedrücktheit macht an sich noch nicht zu etwas Brauchbarem;

die Erbärmlichkeit ist überall zu Haus. Aber ich leugne nicht, ich habe immer meine Freude an einer harten Schale gehabt, die, schon halb vergraben, allen Fußtritten widerstand. Mir schien es immer, daß es sich lohnte, nachzusehen, woraus sie eigentlich bestand, oder was sie etwa barg."

„Und du bist nie getäuscht worden?" fragte Günther.

„Oft," antwortete sie freimütig, „aber sieh, mein Freund, ich habe nun einmal in vielfacher Berührung mit einfachen Menschen gestanden; da war's kein Verdienst, wenn ich immer von neuem nachsah, wo ich etwas finden mochte, was des Verweilens lohnte. Und ich sage nur: ich fand auch hier oft unter den widrigsten Umständen ein stilles Ausharren, ein Betragen gegen andere, Glaube, Fröhlichkeit, daß einem nur schweigender Respekt übrig blieb."

Der Rittmeister hatte seine Freude an der Herzhaftigkeit, mit der sie nicht allein alles Tüchtige anerkannte, sondern auch bereit war, ihre Überzeugung zu vertreten. Er ergänzte sie in diesem Falle mit Erinnerungen aus seinem Soldatenleben.

Auch wenn die Männer nur untereinander sprachen, war Constanze die aufmerksamste Hörerin,

die dann aber plötzlich durch eine Frage überraschte, deren Erörterung, nachdem sie sie bei sich selbst zu beantworten gesucht, sich oft auf den nächsten Abend übertrug. So hatte sie auch gelegentlich gehört, daß den Rittmeister eine Arbeit beschäftigte, die seine besten Kräfte in Anspruch nahm. Sie bat gelegentlich, ihr davon etwas zu sagen. Der Angesprochene verwunderte sich, zog die Sache ins Spaßhafte und wollte sich mit ein paar Scherzen einem Wunsche entziehen, dessen Erfüllung ihm unbequem war. Sie stand scheinbar davon ab, um an einem anderen Tage mit besserem Glück ihre Absicht zu erreichen. Sehr merkwürdig war es nun aber dem Rittmeister, daß sie zwar auch der Einzelheit williges Interesse lieh, ganz besonders jedoch von der Weite des Planes angezogen wurde.

Eines Abends, als die jungen Leute wieder bei ihm waren, und Constanze nach ihrer Gewohnheit den Tisch deckte, folgte ihm Günther in die Küche, um noch einiges Getränk herbeizuschaffen. Da, als sie allein waren, ergriff ihn der Onkel bei den Schultern, schüttelte ihn und faßte sein Urteil über Constanze noch einmal in das seltsame Wort zusammen: „Du hättest deine Zukunft

erschlagen, Junge, wenn du dir dies Mädchen hättest entgehen lassen!"

In diese Zeit fielen ein paar kleine Geschäftsreisen, zu denen Dengler nunmehr verabredetermaßen den jungen Mann aufforderte. Sie erfrischten Günther durch die Berührung mit der Landschaft, erweiterten seine Geschäftskenntnis und lenkten seinen Blick auf die endliche Erreichung einer Thätigkeit, die ihm die Begründung des eigenen Herdes ermöglichen sollte.

Aber über dieses Bild hinaus richtete sich sein kindliches Hoffen auf die Erwerbung weiterer Friedensgüter.

---

## XIII.

Am Vorabende des Pfingstfestes von einem letzten Ausfluge mit Dengler zurückgekehrt, fand Günther einige Zeilen von Constanzes Hand vor, aus denen eine ernstliche Sorge um die Mutter herausklang. Da auch der Rittmeister sich beklagte, daß Constanze in den letzten zehn Tagen nichts hatte von sich hören lassen, beschloß Günther, sofort am nächsten Morgen nach Tempelhof hinauszugehen.

Es war ein rechter Pfingstmorgen, klar und leuchtend. Je mehr sich Günther den südlichen Quartieren näherte, je häufiger begegneten ihm Gefährte mit frischem Maigrün. Sie wurden von Bauern, auch aus der weiteren Umgegend von Berlin, geführt, und der junge Mann las auf den

plumpen Holzschildern, die vorschriftsmäßig an den leichten Leiterwagen hingen, die Namen Großbeeren, Mariendorf, Rüdersdorf. Wo die Wagen hielten, kamen kleinere Ladenbesitzer, die Inhaber von Kellergeschäften, Handwerksmeister und Familienväter, kauften und setzten die jungen Birkenstämme in Kübel, rechts und links an ihre Ladenthür oder schmückten mit den jungen Maienzweigen Wohnzimmer und Werkstatt. Selbst die Kutscher von Droschken, Omnibus- und Bierwagen verschafften sich die jungen Birkenreiser und putzten Pferd und Wagen damit aus. Ein jeder wollte doch ein Stückchen Pfingsten haben, selbst wenn er nicht hinauskonnte in Gottes, jetzt so schöne Welt.

So kam Günther noch zu guter Stunde auf das Tempelhofer Feld. Auch dies war schon belebt von allerlei Gruppen, die es heut früher wie sonst hinausgetrieben hatte in Luft und Sonnenschein. Am Nordrande des Feldes übten verschiedene Abteilungen turnerisch gekleideter Jugend ihre Kräfte in gymnastischen Spielen, warfen den Schleuderball in weitem Bogen oder vergnügten sich beim Barlauf. Vorüberreitende Stabsoffiziere wandten den Kopf und freuten sich des munteren Treibens und der kräftigen Bewegung, die den

künftigen brauchbaren Soldaten verhieß. Je mehr aber Günther auf das Feld hinauskam, je mehr herrschte die Idylle vor. Da lagerten hin und wieder in den Senkungen des Bodens ganze Familien, Vater, Mutter und Kinder, befriedigt, soviel Luft, soviel Sonne, soviel Ausblick auf einmal genießen zu können, dazu beisammen zu sein und unbekümmert Ernst- und Scherzrede miteinander tauschen zu können. Denn wenn man für gewöhnlich auf einförmige Mietskasernen, hohe Brandmauern und dunkle Höfe zu sehen hat, wird man genügsam. So waren auch über den ganzen Plan, der an Wochentagen nur dem militärischen Felddienst gewidmet ist, friedlich Wandelnde zu Gruppen und Paaren verteilt, die Günther jetzt nach und nach überholte, indem er sich immer mehr der Chaussee näherte.

Auch diese war belebt von allerlei Fuhrwerk, unter dem „der Familienwagen" nicht selten war. Dies Gefährt, das Werktags den Erwerbszwecken seines Besitzers dient, wird an Festtagen sauber herausgeputzt, um die Familie ins Freie zu fahren. Selten wird dem Gaul, der die außergewöhnliche Arbeit zu leisten hat, zuviel zugemutet, und die Kinder, an denen es auf solchem

Wagen niemals mangelt, sorgen dafür, daß der geliebte Hausgenosse an den Ruheplätzen auch seine Festtagsbissen bekommt.

Diese mannigfaltigen Bilder hatten den jungen Mann im Weiterschreiten zerstreut und unterhalten. Auch in der Dorfstraße war ein ungewöhnlich festliches Treiben. Daher mochte es kommen, daß ihm heut die Ruhe im Hause seiner Verlobten so besonders auffiel. Die wenigen Hausgenossen waren wohl nicht daheim. Er erinnerte sich, daß er einige auf dem Gange zur Kirche bemerkt hatte. Aber es war doch auch zu still im Hause, und da es am Ende der Straße lag, scholl nicht einmal ein Ruf von draußen hinein.

Unwillkürlich ging er selbst auf den Zehenspitzen; die alte Treppe knarrte manchmal so häßlich. Sonst klingelte er sofort. Heut blieb er oben auf dem Flur stehen und lauschte, ob er von drinnen nichts vernahm. Endlich kam ihm zum Bewußtsein, daß das ja sonderbar sei; Constanze mußte ja zu Haus sein. Er klopfte nun vorsichtig, wie er zu thun pflegte, wenn er die Verlobte im Wohnzimmer vermutete. Wieder harrte er eine Weile, ohne daß sich etwas rührte, und er streckte schon die Hand zum Glockenzug, als sich leise

Schritte nahten und die Thür mit Behutsamkeit geöffnet wurde. Constanze stand vor ihm. Aber wie sah sie aus! Was hatte sie betroffen?!

Sie ergriff ihn, ohne ein Wort zu sagen, bei der Hand und zog ihn in die Stube, indem sie die Thür mit derselben Vorsicht wieder schloß, mit der sie dieselbe geöffnet hatte. „Die Mutter," sagte sie mit hervorbrechender Thräne, „die Mutter; ich muß das Schlimmste befürchten. Wohl fühlt sie sich schon seit einigen Tagen schwach; heut aber wollte sie gar nicht aufstehen, und ich wagte auch nicht, ihr zuzureden. Nun schien sie während der Morgenstunden noch ruhig zu schlummern, nur daß der Atem heftiger als gewöhnlich ging. Vor etwa einer Stunde aber, ich saß neben ihrem Bett, schien es mir, als suche sie nach meiner Hand. Und da ich die ihre ergriff, fühlte ich auch einen schwachen Druck. Danach, wie befriedigt, wendete sie sich zur Wand, als verlange sie von neuem Ruhe. Aber Liebster, das ist kein Schlaf, das ist nicht der Atem einer Schlummernden! Auch giebt sie auf nichts mehr ein Zeichen der Teilnahme!"

Die jungen Leute traten in das unverdunkelte Schlafzimmer, wo die Mutter gebettet war.

Günther legte seine Hand auf die ihre, beugte sich zu ihr nieder und sagte leise: „Liebe Mutter!“

Keine Antwort, kein Zeichen, daß sie ihn erkannte. Aber beim Niederbeugen hatte er bemerkt, daß ihre Brust heftig auf- und niederging und ein beängstigendes Geräusch daraus hervordrang.

Constanze las ihm die Besorgnis vom Gesicht. Beide wandten sich wieder der Leidenden zu, welche allmählich immer stiller wurde. Auch das rasselnde Geräusch ihrer Brust hörte auf. Die Seele ging bereits aus dem Todesschatten hinüber in freiere Gefilde.

„Otto, armer Otto!“ schluchzte Constanze und preßte die gefalteten Hände vor den Mund, während die heißen Tropfen aus ihren Augen stürzten. Die ganze Gestalt wurde vom Schmerz erschüttert; Günther pries sich glücklich, daß er zu dieser Stunde zu ihrem Beistand hergeführt worden war.

Draußen war Pfingsten; ein tausendfältiges Leben regte sich in Maienluft. Hier, abseits verlöschte eine schwache Lebensflamme, die sich schon lange nur mühsam erhalten hatte, nach einem letzten Aufflackern.

Zum erstenmal wurde Günther so ernst von der Vergänglichkeit des Daseins berührt. Er starrte

tiefbetrübt auf die gebrochene, sterbliche Hülle. Was blieb von diesem armen Leben? — Er erhob das Haupt und umfaßte mit einem unendlichen Blick der Liebe Constanze. Welchen Schatz hinterließ ihm die Geschiedene! Jede seiner Lebenshoffnungen, jede Faser seiner Thatkraft war damit verknüpft.

Er wandte sich wieder der Toten zu und faltete auch seinerseits die Hände; und mit tiefster Ehrfurcht kam leise der Name „Mutter" von seinen Lippen.

---

Wie dankbar empfand Constanze in diesen Tagen, diesen Wochen den Beistand Günthers; wie zart, wie unermüdlich sorgte seine Liebe um sie. Er erriet ihre Wünsche; er räumte alles aus dem Wege, was ihren Schmerz erneuern konnte. In ihrer Trauer ging ihr das Bewußtsein der innigen Zusammengehörigkeit mit Günther wie ein himmlischer Trost auf.

Die alte Bichler litt Constanze gern um sich. Sie hatte in jungen Jahren gute Stellungen in vornehmen Häusern gehabt, und eine wertvolle Zurückhaltung bei stiller Aufmerksamkeit war ihr zu eigen geblieben. Sie wurde jetzt dauernd ins Haus genommen.

In jener für die Verlobten auch in mancher äußeren Hinsicht schwierigen Zeit stellte sich noch eine andere Hülfe ein, an die niemand gedacht hatte. Es war ein nicht mehr junges Mädchen, die eine gesicherte und ehrenvolle Stellung als Zeichnerin bei einem großen Modejournal bekleidete. Bei einer zufälligen Begegnung im Ausstellungspark war die Dame von Otto der Schwester zugeführt und als Kollegin vorgestellt worden. Seit der Zeit hatte sich ein beschränkter Verkehr herausgebildet, der mehr von Fräulein Sophie Breuer als von Constanze unterhalten worden war. Fräulein Sophie war aus guter Familie und von nicht üblem Äußern, aber der Kampf mit dem Dasein in den ersten Jahren ihrer Selbständigkeit hatte ihrem Wesen etwas Herbes, Männliches beigemischt, das jedesmal, wenn es zum Ausdruck kam, Constanze befremdete und abstieß. Bei der Trauernachricht war Sophie Breuer herbeigeeilt, und Constanze mußte ihr bald manches im Stillen abbitten, denn Sophies herzliche Neigung zu dem jungen Mädchen bewährte sich jetzt in einer zuverlässigen Freundschaft, der insbesondere Günther Gerechtigkeit widerfahren ließ.

In Bezug auf Veränderungen und Entschließungen, die ein Todesfall immer herbeiführt, wurde nur das Dringendste ins Auge gefaßt und erledigt; was sich irgend hinausschieben ließ, wollte Constanze erst bei Zurückkunft des Bruders geordnet wissen.

In diesen Wochen wurde Günther von einer Frage beschäftigt, über die er nicht mit Constanze zu sprechen wagte, die ihn aber endlich in Verbindung mit anderen Angelegenheiten so bedrängte, daß er sich in einem längeren Schreiben an Otto wandte und dessen Rat erbat.

Constanze mußte zum Oktober die Wohnung aufgeben. Wie sollte man sich nun einrichten? Ottos nächste Zukunft lag ganz im Unbestimmten. Unter welchen Bedingungen sollte also Constanze die neue Wohnung suchen?

Für sich allein? Aber in welche Verhältnisse sollte sie sich dann setzen? Auch Fräulein Sophie konnte hier nicht helfen. Sie wohnte seit Jahr und Tag mit einer alten Dame zusammen, von der sie sich, ohne grausam zu sein, nicht trennen konnte.

Oder sollte Constanze mit Bestimmtheit auf den Bruder rechnen? Doch dieser Zustand konnte ja auf keinen Fall lange dauern.

Nun empfand es Günther gerade in dieser Zeit, wo er der Geliebten hätte recht viel sein mögen, wo sie seiner am meisten bedurfte, aufs peinlichste, daß sie sich noch mehr wie früher Schranken in ihrem Beisammensein auferlegen mußten.

Alles drängte zu einer Entscheidung.

Er selbst mußte zum 1. Oktober, wo er das Geschäft zu übernehmen gedachte, in größerer Nähe desselben wohnen. Er hatte eine schöne, leere Wohnung am Waterloo-Ufer gefunden, die in ihrer neuen, hübschen, wenn auch bescheidenen Ausstattung ganz dazu gemacht war, einen jungen Hausstand aufzunehmen. Und konnte man zu dem Entschluß einer baldigen Verbindung gelangen, stimmte Otto zu, kam dann Günther nicht auch, woran er immer dachte, auf der Bahn, die er sich vorgezeichnet hatte, dem Vaterhause wieder näher?

Er legte in einem klaren Schreiben alle diese Gründe, ehe er Constanze damit beschwerte, Otto vor. Er hatte die Genugthuung, umgehend eine herzlich zustimmende Antwort zu erhalten. „Es ist das einzig Richtige, was du vorschlägst,“ lautete der Schluß; „für alle Teile die beste Lösung. Eine

längere Zögerung unter den obwaltenden Umständen streitet gegen jede Vernunft."

Auf Grund dieses Briefes wagte Günther allmählich auch Constanze an den Gedanken einer jetzt schon herbeizuführenden Verbindung zu gewöhnen. Von der Notwendigkeit überzeugt, brachte der Entschluß sie zu einem wohlthätigen Überlegen und Handeln, in dem sie sich selbst mehr und mehr vergaß.

In der zweiten Hälfte des August konnte ihr Bund in der Kirche zu Tempelhof eingesegnet werden. Zwei Paare waren als Zeugen gegenwärtig: Der Onkel und Fräulein Breuer und der schon früher erwähnte österreichische Kamerad des Rittmeisters und dessen Frau. Das Denglersche Ehepaar kam nicht in Betracht. Herr Dengler war zu einem Besuche bei Verwandten in Magdeburg.

So setzte sich die kleine Hochzeitsgesellschaft, die sich nach der Trauung in der Wohnung des Rittmeisters einfand, nur aus Personen zusammen, die nicht nur die schwierige Lage des Bräutigams kannten, sondern in ernster Teilnahme und gegenseitiger Rücksicht sofort den Ton fanden, der die Grundstimmung einer maßvollen, aber liebenswürdig angeregten Unterhaltung wurde.

Der Rittmeister hatte als besonnener Taktiker die Gesellschaft schon vorher einmal bei sich versammelt. So kannte man sich, und im übrigen wußte er, wie er sich auf die resolute und weltgewandte Art der „Frau Kameradin“ verlassen konnte. Es war eine kleine, runde, aber bewegliche Dame mit ein paar ganz hellen blauen Augen und einer energischen Nase in dem frischen Gesicht. Sie hatte mit ihrem Manne durch viele Jahre hindurch eine Reihe armseliger Garnisonen in Slavonien und Kroatien geteilt und dabei vollauf Gelegenheit gehabt, sich in allerlei Lagen und Menschen zu schicken und von einem glücklichen Humor und immer schlagfertigen Witz den besten Gebrauch zu machen. Sie hatte sich mit Freuden dem Rittmeister schon bei seinen kleinen Vorbereitungen zur Verfügung gestellt und war auch am Hochzeitstage selbst die willkommenste Ergänzung des kleinen Kreises.

Die jungen Leute bezogen sofort ihr heimliches Nest am Waterloo-Ufer, in dem Constanze bei ihrem Eintritt von Zeichen der Liebe und Aufmerksamkeit seitens Sophies und der Österreicherin empfangen wurde.

Es schien dem jungen Paar in den nächsten

Wochen, als hätten sie nach sturmbewegter Fahrt ein glückliches, weltentlegenes Eiland gefunden, das ihnen Ruhe und Frieden bot und ihnen immer mehr verhieß.

Sie waren glücklich. Und die kräftige Jugend Günthers, der stolz auf sein junges Weib blickte, sah vertrauend in die Zukunft. Soviel hatte er sich errungen! Es schien ihm, rückwärts blickend, leicht, sich auch verlorenes Gut wiederzugewinnen.

Er hatte selbstverständlich auch seine Verbindung mit Constanze dem Vaterhause angezeigt. Von der anderen Seite jedoch war seit seiner Verlobung jede Beziehung mit ihm eingestellt worden.

Je mehr aber Günther von der Notwendigkeit und Natürlichkeit seines Entschlusses überzeugt, je mehr er von dem Werte der erwählten Frau durchdrungen war, um so sicherer wurde er in sich, einst auch andere davon zu überzeugen, doch er wollte nicht nur hoffen, er wollte auch für dies Ziel wirken, geduldig warten, unbeirrt vertrauen.

## XIV.

Herr Dengler hatte sich zu einem Besuch von zwei Tagen zu seinem Vetter, dem ehemaligen Ratszimmermeister Dengler, nach Magdeburg begeben. Es handelte sich um eine gemeinsame Hypotheken-Angelegenheit, die am besten mündlich besprochen wurde; er würde aber die Sache in einem kürzeren Aufenthalt erledigt haben, wenn nicht eine dringende Einladung des Vetters ihn veranlaßt hätte, noch einen Tag zuzugeben.

Er ging nicht gern hin; und nun gar seine Frau wäre nicht zu bewegen gewesen, ihn zu begleiten. Man war nahe verwandt, und doch lag eine Kluft zwischen beiden Familien. Die Berliner Denglers nannten die Magdeburger aufgeblasen und protzig; die Magdeburger zuckten die

Achseln und thaten, als wenn es nicht ihre Schuld wäre, daß der Verkehr nach und nach einschlief, der in früheren Jahren zu gewissen Festzeiten regelmäßig stattgefunden hatte. Im Grunde genommen aber waren sie froh, daß die Beziehungen allmählich aufhörten, denn die Berliner paßten ihnen nicht in ihre Gesellschaft.

Die eigentliche Ursache dieser Entfremdung war wohl die Magdeburger Dame, die aus altangesessener, vermögender Familie stammte und auf die Verwandten als auf Leute mit kleinbürgerlichen Ansichten und Manieren herabsah. Und ihrem Gemahl, einem übrigens intelligenten Herrn, der auch gern elegant auftrat, war es nicht schwer gefallen, ihr in diesem Punkte nachzugeben.

Nun aber hatte Dengler in dem Briefe, mit dem er sich anmeldete, gelegentlich von dem Aufgeben seines Geschäfts gesprochen, und diese Mitteilung hatte aus gutem Grunde ein starkes Interesse bei den Magdeburgern hervorgerufen.

Es war da nämlich außer einer jüngeren Tochter ein herangewachsener Sohn, mit dem die Eltern aus allerlei großen und kleinen Nöten nicht herauskamen. Julius war ein hünenartiger,

hellblonder Schlingel mit einem vergnügten Gesicht, der seine, dem Vater oft sehr teuern Streiche mehr aus Dummheit und im Bewußtsein des väterlichen Geldschrankes, als aus Böswilligkeit verübte. Die Familie, und Julius nicht zum letzten, sah mit einigem Stolz darauf, daß er seiner Dienstpflicht bei den brandenburgischen Kürassieren hatte genügen können. Und nicht mit Unrecht, denn es war für alle Beteiligten eine erhebliche Leistung gewesen: Für Julius, der es endlich so weit gebracht, für den drillenden und verantwortlichen Unteroffizier und Wachtmeister und insbesondere für den Vater. Letzterer aber hatte sich während des Jahres, trotz aller Opfer, nie beklagt, da er immerhin Julius einen großen Teil des Tages über nützlich beschäftigt wußte.

Als man nun in Magdeburg die Mitteilung des Vetters las, begegneten sich beide Ehegatten in dem Gedanken: „Das wäre etwas für Julius!“ Denn dieser hatte zwar in einem Bankhause seine Lehrzeit durchgemacht, ihn aber mit einem Geschäfte dieser Art zu etablieren, hatte der Vater längst aufgegeben. Es lag ihm jedoch daran, den Sohn nun bald in eine ihm einigermaßen zusagende

Thätigkeit zu bringen. Vielleicht heiratete er dann auch und wurde endlich vernünftig.

Der Gast aus Berlin fand sich demnach von einer warmen Temperatur in Magdeburg empfangen, die ihn anfänglich in Erstaunen setzte, ihn aber bald angenehm zu umschmeicheln begann. Der Hausherr kam ihm herzlich, die anderen Familienmitglieder mit einer aus Aufmerksamkeit und Hochachtung gemischten Liebenswürdigkeit entgegen. Die Tochter, ein Mädchen von zwölf Jahren war „ein munteres, zutrauliches Ding“; Julius in seiner Strammheit und Biederherzigkeit gefiel dem Onkel vom ersten Augenblick an, und die Frau Schwägerin war ja, wie früher, „ein wenig still, aber doch sehr rücksichtsvoll und wirklich fein, sehr fein!“

Man ging zu Tisch. Alles war stattlich und einladend hergerichtet. Tafel, Einrichtung, Bedienung imponierten Herrn Dengler. Die Stimmung wurde bald sehr animiert. Julius erzählte in einer naiven, trockenen Art einige Erlebnisse seines Dienstlebens, wobei er selbst nicht gerade die beste Rolle spielte. Dengler mußte sich die Seiten vor Lachen halten. Julius gefiel ihm immer besser; das war ein

gentiler, lebensfroher junger Mann nach seinem Geschmack.

Der Kaffee wurde im Kabinett des Hausherrn genommen; die Wirtin hatte sich mit dem Kinde zurückgezogen. Julius bediente den Onkel in der achtsamsten Weise. Die Hypothekenangelegenheit wurde noch in Gegenwart des jungen Mannes bei gegenseitiger Übereinstimmung schnell und bequem erledigt; dann zog auch er sich diskret zurück, und die beiden älteren Herren blieben allein.

Der Hausherr warf einen schnell beobachtenden Blick auf seinen Gast. Dengler saß in einem bequemen Fauteuil, den Kopf zurückgelegt, und blies den Dampf einer Havanna in kunstvollen Ringeln vor sich hin. Er machte den Eindruck eines Mannes, dem an seinem Wohlbehagen nichts mangelt, dem aber jede gründliche Überlegung nicht nur unmöglich, sondern auch lächerlich ist.

„Was sagst du zu dem Jungen, Wilhelm?“ fragte der Hausherr, als Julius sich entfernt hatte.

Der Gefragte legte mit nachdrücklicher Bekräftigung seine fleischige Hand auf den Arm des Vetters und sagte, indem er die Augenbrauen

emporzog: „Ich beneide dich, August, wirklich, ich beneide dich. Du weißt ja, daß mir dies Glück versagt ist.“

Der glückliche Vater mußte lächeln, aber er fuhr fort: „In der That, Julius ist bei allem Übermut ein guter Kerl. Nur wünschte ich ihn endlich in einer soliden Thätigkeit; zu einem Finanzmanne paßt er nun einmal nicht.“

Bei diesen Worten tauchte ein Gedanke in Herrn Denglers Haupt auf, der der Absicht des Vetters direkt entgegenkam: „Schade, schade!“ rief er, „das wäre etwas für ihn gewesen!“

„Was meinst du?“ rief der andere, halb erfreut und halb erschreckt.

„Nun, mein Geschäft,“ antwortete Dengler, „Julius ist dazu wie geschaffen; ich hätte es keinem lieber gegeben . . . vorausgesetzt,“ fügte er vorsichtig hinzu —

„Daß ich es auf zehntausend Mark mehr oder weniger nicht ansehe, weißt du doch,“ rief der Hausherr fast heftig in ihn hinein. „Bist du schon mit jemandem in Unterhandlungen getreten?“

„Ja doch, ja doch,“ entgegnete Dengler in weinerlichem Ton und schlug sich ärgerlich mit der Faust aufs Knie.

„Schriftlich abgeschlossen?“ fragte der Vetter brüsk und biß sich zornig auf die Lippe.

Dem Gefragten wurde sehr heiß. „Das nicht,“ erwiderte er. „Es ist da noch ein Haken; aber die Unterhandlungen schweben schon seit lange und drängen zum Abschluß. Na, du kennst ja meine Gutmütigkeit.“

Dem Vetter riß die Geduld. Die Sache hatte ihm so bequem gelegen; sollte sie ihm im entscheidenden Augenblick entschlüpfen? Er faßte Dengler am Arm, dem schon die Cigarre ausgegangen war, schüttelte ihn und rief: „Wilhelm! Mensch! bist du bei Sinnen? Du willst dein altes, gutes Geschäft in fremde Hände geben ohne einen genügenden Vorteil, ja vielleicht ohne entsprechende Sicherheit des wirklichen Wertes?“

Der so Ernüchterte starrte verlegen vor sich hin. Es war allerlei in ihm aufgeregt, aber er konnte noch keinen Entschluß fassen. Er sah sich hier gern als der Umworbene und hatte, auch mit halbem Ohre, verstanden, daß man bereit war, ihm jede Forderung zu bewilligen.

Sein Schweigen und Sinnen war auch bald nur noch Komödie, ja ein Stück Komödie vor sich selbst. Ein Entschluß reifte allmählich; für diese

Natur konnte er nur da sein, wo der äußere Vorteil lag. Aber sein gutes Herz sträubte sich scheinbar, denselben zu ergreifen; die Rolle, ihn weich zu machen, ihn zu überreden, überließ er aus guten Gründen dem Vetter. Und der, in seinem Eifer, that ihm den Gefallen.

Am anderen Tage war der Hausherr schon bei seinem Gaste, als dieser, nach einer vortrefflichen Nacht, noch bei der Toilette war. Letzterer hielt es jetzt für gut, mit dem Lächeln einer halben Bereitwilligkeit, noch einmal auf alle Schwierigkeiten hinzuweisen. Im Grunde genommen sah er gar keine. Er hatte sich immer etwas darauf zu gute gethan, seinen Vorteil rücksichtslos im Auge behalten zu haben. Das andere war ihm nur noch eine zweite Komödie mit Günther, zusammengesetzt aus Brutalität und Lüge.

Man sprach sich schon über Einzelheiten aus. Es wäre sehr gut, meinte der Vetter, wenn man Günther vorläufig veranlassen könnte, zu bleiben. Unter seinen Verhältnissen würde er sich vielleicht, nach der ersten Enttäuschung, dazu herbeilassen, bis er etwas anderes fände.

Er wünschte Julius dadurch einen ersten Halt zu geben.

Dengler zuckte zweifelnd die Achseln und gab noch einige Aufklärungen über Günther.

„Ja so,“ meinte der Vetter und strich sich etwas verlegen durch den Bart.

Nun ermutigte wieder der andere: „Laß mich nur machen; ich werde den Jungen nicht im Stiche lassen!“

Dengler hatte inzwischen seine Toilette beendet; man ging hinunter in den Frühstückssalon. Die Familie fand sich zusammen. Man sprach schon über die Angelegenheit wie über eine abgemachte Thatsache. Dengler fühlte sich wieder als Mittelpunkt und richtete seine Scherze mit Vorliebe an Julius. Die anderen stimmten mit behaglichem Lachen zu.

Die Stunden vergingen in angenehmster Weise. Nachmittags machte man noch einen Ausflug im eigenen Fuhrwerk. Bei der Rückfahrt setzte man die Damen zu Hause ab, und der Vetter und Julius begleiteten den Gast noch zum Bahnhof.

„Ich muß natürlich Hallstein gegenüber behaupten, wir ständen schon von früher her in Unterhandlung. Es ist kaum denkbar, daß er bleiben wird. Es würde mir um Julius willen leid sein. Er hat sich vorzüglich eingearbeitet.

und mein ehemaliger erster Buchhalter ist in Amerika."

Eine Weile schien Dengler noch ernsthaft über etwas nachzusinnen; man störte ihn nicht. Aber ehe sie den Bahnhof erreichten, sagte er noch: „Sollte es mir vielleicht trotz der schwierigen Situation gelingen, Hallstein noch zu halten, so brauche ich nicht zu wiederholen, daß es vor allem in unserem Interesse ist, und empfehle Julius die entsprechende Rücksicht für diesen Fall. Ich stehe, Ihr müßt das zugeben, vor einer heiklen Aufgabe. In acht bis zehn Tagen habt Ihr Nachricht."

Man war froh, so weit gekommen zu sein, und drückte noch einmal empfindungsvoll seinen Dank aus. Dann setzte sich der Zug in Bewegung.

---

## XV.

Es war also in den ersten Wochen der Verheiratung Günthers, daß er Dengler in seinem Privatcomptoir gegenübersaß, um noch einmal die einzelnen Bedingungen der Übergabe zu vernehmen, ehe man sie notariell bekräftigen ließ.

„Soweit wäre alles in Ordnung," schloß Dengler; „nun erlauben Sie mir nur noch eine Frage, die Sie ja hoffentlich mit Ja beantworten können. Mit Ihrer Verheiratung hat doch eine Aussöhnung mit Ihrem Herrn Vater stattgefunden?"

Günther mußte verneinen.

Dengler schien aufs peinlichste betroffen. Überraschung und Verlegenheit machte ihn verstummen. Endlich schien er Worte zu finden, um sich zu äußern.

„Lieber, junger Freund," sagte er mit einem vortrefflich gespielten milden Ernst, „lieber, junger Freund, Ihre Worte setzen mich in die peinlichste Verlegenheit. Das ändert zu meinem Leidwesen die ganze Angelegenheit."

Günther sah ihn fragend an.

„Bedenken Sie doch, wie klein Ihre Anzahlung ist; was von Ihren Mitteln bleibt, muß Ihnen als Betriebskapital dienen. Dies ist also äußerst gering und würde Ihnen schon Beschränkungen auferlegen, die gleichbedeutend wären mit einem Verzicht auf eine gesunde Entwickelung des Geschäfts. Nun bleiben Sie noch belastet mit Verpflichtungen gegen mich. Das geht ja nicht, das geht ja nicht! Selbst wenn sich alles zur Not hielte, wenn kein unvorhergesehener Zwischenfall einträte, das muß mit der Zeit hemmen, das wird Sie lähmen. Gerade bei diesem Geschäft muß man einen guten Rückhalt haben, um gelegentlich einmal kühn vorgehen zu können. Sie verstehen, ich habe diskreter Weise nicht nach der Entwickelung jener persönlichen Angelegenheit fragen mögen, aber ich habe eine schließliche günstige Lösung, an der Sie ja gewiß auch gearbeitet haben, als ganz bestimmt vorausgesetzt. Wer konnte denn auch

annehmen — hm, hm, junger Freund, das geht mir nah!“

Günther war wie vom Donner gerührt. Er fühlte nur noch die Notwendigkeit, genau aufzumerken, um einen Entschluß fassen und angemessen ausführen zu können.

„Ich muß im Vertrauen noch etwas hinzusetzen,“ fuhr Dengler fort. „Sehen Sie, ich bin da schon seit längerer Zeit auch von Verwandten bedrängt worden, mein Geschäft ihrem Sohne abzutreten. Mein Vetter ist ein steinreicher Mann. Die Sache wird sich so glatt vollziehen, wie wenn es sich um einen Handschuhkauf handelte.“

Günther erhob sich: „Dann bleibt mir ja nur eine Erklärung übrig.“

Dengler drückte ihn wieder beschwichtigend auf den Stuhl.

„Mein Neffe ist ein liebenswürdiger Schwerenöter und, was man so sagt, ein guter Kerl, aber, unter uns, er hat seinem Vater viel Geld gekostet, und ob er der Mann sein wird, das Geschäft mit Umsicht und Fleiß weiterzuführen, ist zweifelhaft. Nun könnte mir das gleichgültig sein, denn ich habe dabei nichts zu verlieren. Es ist mir aber nicht gleichgültig. Wer giebt ein

Unternehmen, das er emporgebracht, langsam emporgebracht, einem vielleicht Unfähigen, der es schnell herunterwirtschaftet. Sie wissen, welche Vorliebe ich für Sie habe, Herr Hallstein; heute kein Wort mehr über die Sache. Sie sind überrascht, vielleicht verletzt, ich kann das verstehen. Gehen Sie jetzt nach Hause, überlegen Sie; schreiben Sie dann auf Grund der von mir gemachten Erklärungen noch einmal an Ihren Vater. Ich kann mir ja denken, das alles ist Ihnen peinlich. In solchen Fällen folgt man aber einfach der Notwendigkeit. Verständigen Sie Ihre liebe, junge Frau. Sie sollen sehen, die reißt uns mit der Feder oder auf eine andere Weise aus aller Verlegenheit und erobert uns den Vater."

Günther machte eine bestimmt abwehrende Bewegung.

„Nun gut, ich dringe nicht in Sie; da muß ein jeder selbst wissen, was er zu thun hat. Nur heute keine übereilte Erklärung. Morgen erwarte ich Sie hier um dieselbe Zeit."

Günther durchlebte einen schrecklichen Tag und eine noch schrecklichere Nacht. Alles, worauf er gehofft, woran er die Gedanken für die Zukunft geknüpft, lag in Trümmer. Er sah keinen Ausweg.

An den Vater sich zu wenden war ausgeschlossen, der Onkel war selbst ohne Mittel. Er drehte sich mit seinen Gedanken im Kreise; es blieb ihm nichts übrig, als einfach zurückzutreten. Seine Sorge war, daß ihm nur Constanze nichts anmerke. Mit namenloser Überwindung erkämpfte er sich eine sorglose Miene. Er lag schlaflos mit wirbelnden Gedanken; aber er lauschte auf ihre ruhigen Atemzüge. Er empfand dies Scheitern im letzten Augenblick als eine persönliche Schuld. Er hätte vor Scham vergehen mögen bei dem Gedanken des Bekenntnisses vor seinem jungen Weibe, vor dem Onkel oder vor irgend wem.

Wenn ihm nur eine Möglichkeit der Verzögerung blieb, dann würde er ja einen Rat, einen Entschluß finden, der ihn der Notwendigkeit überhob, Constanze in diesen ersten Wochen so zu beunruhigen, so zu betrüben. Thränen des Ingrimms traten in seine Augen, er fand nichts; und die unaufhaltsame Stunde ging auch über seine Schmerzen fort. Wie gelähmt erhob er sich von seinem Lager und schützte in der Frühe noch einen Gang vor, nur um dem Auge Constanzes so bald wie möglich entrückt zu sein. Er lief bis zu der bestimmten Zeit Straße auf, Straße ab,

bis er erschöpft auf eine Bank im Tiergarten niedersank und in dumpfes Brüten verfiel.

Immer wieder erflehte er nur einen Aufschub, eine Zeit des Besinnens, um nicht so — so vor Constanze treten zu müssen.

Endlich erhob er sich. Das Unabweisliche mußte geschehen. —

Als Günther kurz und männlich Herrn Dengler sein Wort zurückgab, da es ihm unmöglich sei, die im letzten Augenblicke aufgetauchten Bedenken zu beseitigen, er Dengler auch nicht verdenken könne, seinen Vorteil soweit wie möglich wahrzunehmen, hielt letzterer ihn noch zurück.

„So dürfen Sie mir nicht gehen,“ sagte er, als ihn Günther verwundert ansah. „Sehen Sie, ich habe auch diesen Fall erwogen und habe die herzliche Bitte, die Ihnen ja zunächst sonderbar erscheinen mag: Bleiben Sie noch in Ihrem und meinem Interesse! Ja, ich möchte für jetzt mein Interesse voranstellen, um Ihren Stolz nicht zu verletzen. Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie mir diesen Wunsch gewährten. Ich möchte endlich abschließen, um meiner Familie gehören zu können. Meine Tochter will ich nach der Schweiz bringen, meine Frau muß ernstlich etwas

für ihre Gesundheit thun. Auch ich bin nicht mehr der alte. Nun wissen Sie ja, Granz ist in Amerika. Soll ich die Meinigen wieder hinhalten? Thun Sie mir den Gefallen, vertreten Sie mich noch, bis Sie etwas anderes gefunden haben. Sie werden mit Julius sehr gut fertig werden, und erwägen Sie nun auch, was Sie selbst thun.

Wer will denn heut sagen, ob mein Neffe aushält? Nun, und wenn es nicht geschieht, wird man froh sein, den bereiten Abnehmer nahe zu haben, und ihm soweit entgegenkommen, als er es nur wünscht. Ich bitte Sie also nochmals, können Sie's über sich gewinnen, bleiben Sie."

In allem diesen, auch was Julius betraf, hatte Dengler diesmal seine wahre Meinung vorgetragen.

Günther folgte seinen Ausführungen mit dem Gefühle eines Mannes, von dessen Seele unerwartet der furchtbare Druck einer schweren Sorge oder Verantwortung genommen wird. Dennoch beherrschte er sich; er mißtraute Dengler, seitdem er sich so plötzlich zurückgezogen, in seinen letzten Absichten. Endlich gab er erneuten Bitten zögernd nach unter der Bedingung sofortigen Austritts,

wenn eine Verständigung mit Julius ihm zuviel Schwierigkeiten bereiten würde.

Und doch trat der junge Mann befreiten Herzens den Heimweg an. Er klammerte sich, nach den von Dengler erhobenen Zweifeln, an die Möglichkeit, sein Ziel, nach einer kurzen Zeit des Harrens, vielleicht doch noch zu erreichen. Sorgen und Bangen aber der nächsten Wochen und Monate wollte er allein tragen. Kein Wort über diese Vorgänge sollte jetzt über seine Lippen kommen. Alle anderen Empfindungen überwog das befriedigende Bewußtsein, das Glück und den Frieden der geliebten Frau ungestört zu wissen.

Die besondere Art der Begrüßung, eine ungewöhnliche Bewegung in ihm entging Constanze nicht. Sie empfing diese Zeichen seiner herzlichen Neigung immer wieder mit innigster Befriedigung, denn ihre zuerst zaghafte Liebe zu Günther schlug von Tag zu Tag tiefere Wurzeln in ihrem Gemüte, wuchs empor und entfaltete sich zu einem reinen, still bewahrten Glück.

## XVI.

Julius Dengler übernahm das Geschäft; der ehemalige Chef trat mit seiner Familie die beabsichtigte Reise an. Das Verhältnis zwischen dem jungen Dengler und Günther war zuerst ein über Erwarten günstiges. Beide waren aus gutem Hause; ihre gegenseitigen verbindlichen Formen erleichterten ihnen die erste Annäherung und die im Anfange notwendige geschäftliche Verständigung und Einarbeitung. Julius, der sich jetzt wirklich mit gutem Willen orientieren wollte und dabei seine Hülfsbedürftigkeit fühlte, schien Günther für seine Bemühungen dankbar zu sein, und so hatte letzterer eine unendliche Geduld.

Aber mit der Zeit, als der junge Dengler sich sicherer fühlte, geschah eine merkbare Änderung

des Verhältnisses, was bei Julius, dem die eigentliche Höflichkeit des Herzens fehlte, nicht verwunderlich war. Für ihn lag kein Grund mehr vor, sich besonders zu bemühen. Es gehört schon ein nicht gewöhnliches Maß gebildeter Empfindung dazu, ohne einen besonderen Zwang jedem in jedem Augenblick gerecht zu werden. Zu diesen Leuten gehörte Julius nicht und wollte nicht zu ihnen gehören. Zu diesen Leuten gehörte aber Günther und zwar mit vollem Bewußtsein. Dies schied sie mehr als der Unterschied von Unwissenheit und Bildung, denn es war die Kluft zwischen einer gewöhnlichen und vornehmen Denkungsart. Julius wollte keineswegs verletzen; aber er glaubte ein Recht zu haben, sich seiner Bequemlichkeit zu bedienen, das heißt seiner angeborenen, leicht übertünchten Unart nach allen Seiten Raum geben zu dürfen. So hatte er eine lässige Manier, Günther Briefe oder andere Skripturen, die erledigt werden mußten, ohne die geringste Bemerkung hinzuwerfen. Er hatte sich auch in Berlin Wagen und Pferde angeschafft. Einmal, als er vom Hofe fuhr, rief er im Hinausfahren, vom hohen Bock herunter, Günther noch einige Aufträge wie einem Dienstboten zu. Seitdem

Julius etwas vorstellte, zeigte er Interesse für das Geschäft und entwickelte kaufmännischen Sinn; nur war ihm das Selbstbewußtsein bis in die Haarspitzen gestiegen.

Natürlich nahm Günther seine Bemühungen wieder auf, eine ihm zusagende Selbständigkeit zu gewinnen. Aber seine Zeit war beschränkt, und weil er sich keinem anvertrauen wollte, stand ihm diesmal niemand zur Seite, der sich mit ihm umthat, und mit dem er sich, hoffend und fürchtend, aussprechen konnte. Seine Anstrengungen waren ungleich schwieriger als das erste Mal. Verdruß und Enttäuschung hinter sich, einen täglich erneuten aussichtslosen Kampf vor sich, bedurfte es der äußersten Selbstbeherrschung, um seine düstere Stimmung vor Constanze zu verbergen. Manchmal gelang es ihm trotz aller Anstrengung schlecht genug, weil ihn die bösen Gedanken wie geharnischte Männer überfielen, und er schützte geschäftlichen Verdruß und Ermüdung vor.

Leichter war es ihm geworden, seine Frau und den Onkel wegen der Verzögerung der Geschäftsübernahme zu beschwichtigen. Sie sahen, daß ihm weitere Fragen unangenehm waren, und drangen

nicht weiter in ihn. Aber in seiner tiefen Verstimmung beschränkte Günther die Besuche beim Rittmeister, die ihm sonst die liebsten gewesen, auf das geringste Maß, weil er jede Gesellschaft scheute und immer Entdeckung fürchtete. Hätte Constanze nicht zuweilen beim Onkel vorgesprochen und sich zu einem Plauderstündchen niedergelassen, wäre derselbe ungeduldiger geworden.

Und immer mehr sanken die Hoffnungen Günthers, bis sie auf den Nullpunkt fielen. Er mußte sich sagen, daß auch für das nächste Halbjahr keine Aussichten vorhanden seien, aus seiner abhängigen, bedrückten Stellung herauszukommen. Vielleicht kam dieser Augenblick nie für ihn! So sehr er bemüht war, sich aufrecht zu erhalten, ertappte er sich dennoch schon zuweilen bei verzweifelten Stimmungen, bei niedrigen Gesinnungen, in denen er sich selbst verächtlich wurde, und die sein früheres Selbstbewußtsein untergruben.

Er mußte sich gestehen, er hatte noch immer gehofft, der junge Dengler würde nicht aushalten. Es verdroß ihn, daß jener sich mehr und mehr der Sache annahm, und die geheime Befürchtung mischte sich ein, er selbst möchte eines Tages aus irgend einem Grunde lästig oder überflüssig werden.

Was aber dann? —

Constanze und er waren bei ihrer Einrichtung so bescheiden wie möglich verfahren. Die Mutter hatte ihr vor Ottos Abreise durch diesen eine nicht unbedeutende Summe aushändigen lassen, damit sie allmählich an die Beschaffung ihrer Ausstattung gehen könne. Diese Summe war von Günther noch um dreitausend Mark vermehrt worden, womit allerdings zum größten Teil die Einrichtung seines eigenen Zimmers bestritten worden war; aber es peinigte ihn jetzt schon das Bewußtsein, seinen letzten Rückhalt so verringert zu haben. Beim Tode der Mutter waren, außer jener Summe, noch ein paar tausend Mark Constanze zur Verfügung gewesen, und sie konnte allen durch den Trauerfall an sie herantretenden Anforderungen genügen. Das hatte sie ihm mitgeteilt, als er sie damals, um ihre Lage beunruhigt, direkt befragte. Dann hatte sie als junge Frau einmal zu ihm gesagt: „Liebster, laß mir noch den Rest des Geldes, der mir verblieben. Wenn Otto zurückkehrt, lege ich von allem Rechenschaft.“ Selbst an diese Worte erinnerte er sich zuweilen, um sich darüber zu beruhigen, daß noch Geld im Hause sei.

Er wurde sich immer verächtlicher in dieser kleinlichen Angst und Sorge, die doch nur zu sehr ihre Berechtigung hatte. Denn um sich sorgte er ja nicht, wenn er wirklich eines Tages das kümmerliche Fundament seiner gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage verlor, sondern um die, die er mit heißem, jetzt so hart bedrängtem Herzen liebte. Wäre er auf sich gestellt gewesen, er hätte niemals den letzten Antrag Denglers angenommen. Um seine eigene Existenz hätte er keinen Augenblick Bedenken gehabt. Er war, im Grunde genommen, sehr anspruchslos; er wäre vermutlich in die Ferne gegangen, um irgendwo und irgendwie ein neues Dasein zu beginnen. Aber in den ersten Monaten seiner Ehe von seinem kleinen Kapital, seiner einzigen Hoffnung für die Zukunft, leben zu müssen und diese Bedrängnis der geliebten Frau nicht länger vorenthalten zu können — dieser Gedanke beugte seinen Stolz aufs tiefste danieder und trieb ihn fast zur Verzweiflung.

Unwillkürlich drängte sich dann höhnend der Vergleich zwischen jetzt und ehemals auf. Eine tief angelegte Natur, hatte er geglaubt, leichten Herzens auf den äußeren Wert und Glanz seiner gesellschaftlichen Stellung verzichten zu dürfen.

Jetzt mußte er einsehen, daß auch dies seine harten äußeren und inneren Folgen für ihn hatte. Seine innerste Überzeugung hatte er nicht geändert; aber die Güter der Welt waren wohl gut dazu, von des bewußten Mannes Hand benutzt zu werden, um sich eine Mauer zu fügen, damit er das Eigene sicher, frei und stolz umfrieden und bewahren könne. Wie aber mußte er jetzt oft dem jungen Dengler gegenüberstehen!

Und dieser Mann, dem er mit seinen Diensten verpflichtet war, welch lächerliche Figur spielte er oft in Günthers Augen. Für einen jungen Mann, dem seine vornehmen Lebensgewohnheiten und Allüren selbstverständlich und einst angepaßt waren wie ein gut sitzender Rock, und der deshalb eines Tages dieses Schimmers sich entledigen konnte wie eines abgetragenen und entbehrlichen Stückes, für einen solchen war dieser gute Julius nur eine Karikatur. Was diesem Wesen war und Zweck, nur um sich aufzuspielen, war jenem nie mehr als elegante Form oder flüchtige Unterhaltung gewesen. Aber wenn auch Günther über den Hohlkopf und seine Manieren lachte, so verzerrte sich doch sein Lächeln bald — denn hatte er selbst nicht trotz alledem wie ein Unbesonnener gehandelt?

Hatte er nicht thöricht jede Warnungsstimme mißachtet, zuletzt noch die des Onkels?

Und dann: Kampf hatte er gewollt, tapferen Kampf, um des Lebens wert zu sein; aber er hatte in seinem jugendlichen Lebensmute gewähnt, Kampf und Sieg gehöre zusammen, ein Kämpfen sei auch immer ein Erkämpfen. Den Kampf des Erliegenden zu führen, darauf war er nicht vorbereitet.

Dann kam eine Zeit, es war um Weihnachten, da regte sich wieder leise die Hoffnung. Julius ließ sich häufig in den Geschäftsstunden gar nicht sehen, und wenn er kam, schien er verstimmt und unlustig. Aus einer Bemerkung des alten Dengler, der sich noch zuweilen im Comptoir sehen ließ, ging hervor, daß er durch Spiel an der Börse Geldverluste gehabt, die ihm Berlin etwas verleidet hatten.

So vermochte Günther an der Weihnachtsfeier, bei der natürlich auch der Rittmeister nicht fehlte, teilzunehmen, ohne daß er durch seine Unzugänglichkeit, wie wohl sonst geschehen wäre, auffiel.

Von Otto dagegen kamen, in etwas unregelmäßigen Zwischenräumen, die günstigsten

Nachrichten. Die Briefe von der Reise hatten mehr oder weniger einen Ausdruck naiven Entzückens. Mit allen Organen nahm der junge Künstler die sich ihm entgegendrängenden, tausendfältig neuen Eindrücke in sich auf, Wissensdurst und Künstlerbedürfnis in gleicher Weise befriedigend. Und immer wieder erkannte er es dankbar an, daß er veranlaßt war, das ihm fort und fort Begegnende und Reizende unmittelbar in seinem Eigentümlichsten zu erfassen und charakteristisch wiederzugeben. Die Aufgabe, die einen anderen Künstler vielleicht bedrückt und ermüdet hätte, war ihm eine Lust, und er beherrschte seine Arbeit offenbar mit angeborener Schaffenskraft.

Und zwischen diese Zeichen seiner seelischen Erhebung mischte sich dann zuweilen ein leiser Klageruf um die, die er nicht wiedersehen durfte, ein kurzes, leidenschaftliches Schluchzen, das er schnell unterdrückte, das aber die Schwester, die ihn kannte, um so mehr rührte.

Von seiner Amerikafahrt zurückgekehrt, hatte er sich in London fesseln lassen und war von hier aus zeichnender Berichterstatter für amerikanische und deutsche illustrierte Zeitungen. Er stand offenbar in einer arbeitsreichen, aber auch materiell

sehr lohnenden Thätigkeit und war sich jetzt mit freudigem Herzen des sicheren Zieles bewußt.

An einem Sonntag früh, im Februar, kam wieder ein Schreiben mit dem Poststempel „London" an, in dem es unter anderem hieß:

„Seid mir nicht böse, daß ich noch nicht komme, aber Ihr glaubt nicht, wie wohl mir ist, daß ich, nach all diesen Zweifeln, mich endlich im Vollbewußtsein fördernder Thätigkeit regen darf. Zum Frühjahr bin ich bei Euch, lasse mich schelten, kann viel erzählen und bringe mehr Blätter mit, als Ihr sehen wollt.

Dann ordnen wir, was noch zu ordnen ist, und besprechen die Zukunft, denn ich fühle, ich muß auch wieder vernünftig werden nach diesem Vagabundenleben; und wo könnte ich es besser als bei Euch, die ich liebe. Wenn Ihr so denkt wie ich, so halten wir Hütten und Herzen nicht zu fern voneinander. Ich bringe aus all diesen Herrlichkeiten und wundersamen Fahrten das kräftigste Heimatsgefühl mit, und die ersten sechs Wochen werdet Ihr mich auf keine Weise los, Ihr mögt es anstellen, wie Ihr wollt. Habt, bitte, wie immer ein wenig Nachsicht mit mir, und seid bis dahin herzlich umarmt von

Eurem Otto."

Günther saß noch am Frühstückstisch, als Constanze, die im Nebenzimmer mit Abstäuben beschäftigt war, mit dem Briefe in der Hand hereintrat und ihn stehend ihrem Manne vorlas. Als sie geendigt hatte, hob Günther die Hand, als ob er das Schreiben noch einmal einsehen wollte. Constanze reichte es ihm mit einigen Worten der Genugthuung und kehrte wieder an ihre Arbeit zurück.

Eine Weile war es still zwischen den jungen Ehegatten; Günther schien zu lesen. Da wurde Constanze erschreckt durch ein stöhnendes Seufzen ihres Mannes. Er saß mit aufgestütztem Kopfe über dem eben erhaltenen Schreiben. Was die junge Frau seit längerer Zeit fürchtend bemerkt, aber immer wieder verscheucht hatte, wurde ihr, wie von einem Blitze erhellt, in diesem Augenblicke zur Überzeugung: Günther wurde durch etwas schwer bedrückt, das er ihr vorenthielt. Ihr nächster Gedanke war, die Veranlassung in seinem Verhältnisse zum Vaterhause zu suchen.

Sie wurde aufs tiefste bekümmert; sie fühlte sich als Mitschuldige.

Leise trat sie zu ihm; er schien alles um sich vergessen zu haben, und indem sie ihren Arm um

seine Schultern legte, sprach sie: „Armer Freund, ich weiß, was dich betrübt. Aber warum sprichst du nicht zu mir? Ich habe diese Stunde erwartet. Ich habe gefühlt, ehe ich meine Hand in die deine legte, daß dies kommen mußte. Ach, Liebster, laß uns nicht klagen! Mir wäre bange geworden, wenn es so hell geblieben wäre. Wir haben doch nun einmal dem Willen deines Vaters getrotzt, wenn er uns auch unrecht that. Wir müssen's sühnen. Ich fühl's," sagte sie ernst und schloß die Hände vor der Brust, „ich fühl's, so glücklich darf ich noch nicht sein."

Er hatte sich erst finster von ihr gewandt und sie mit der Hand abgewehrt, denn es peinigte ihn, daß sie in sein Geheimnis dringen könnte, aber jetzt rührte ihn, was sie sagte. Sie, die so zurückhaltend mit Wort und Gebärde war, trug zum erstenmal das volle Geständnis ihres Glückes ihm entgegen.

Zwar wiederholte er die abwehrende Bewegung, aber er war erschüttert.

„Nein," fuhr sie fort, „ich will dich nicht quälen. Willst du mir etwas anvertrauen, wirst du mich finden; ich dränge mich nicht dazu. Aber Liebster, ich bitte dich, halte aus!"

Sie trat dicht vor ihn.

„Ich bin gewiß, wir werden wiederfinden, was wir verloren haben. Laß mich mit dir tragen, wenn uns nun Schweres auferlegt wird; denn mir ist so viel geworden, daß ich schweigen will, wenn von mir gefordert wird.“

Wenn sich ihre Worte auch nicht unmittelbar auf das bezogen, was Günther beschwerte, so ging doch ein wunderbarer Trost von ihnen aus. Sie stand mit so verklärtem Auge, mit so vertrauendem Wort vor ihm, daß er an eine Seherin erinnert wurde. Er löste ihre Hände von ihrer Brust, drückte sie gegen seine Augen und führte sie an seine Lippen.

Dann stand er auf und ging hinaus; und sie ging wieder an ihre Arbeit.

## XVII.

Eines Tages, gegen Ende des August, als Günther mittags nach Hause kam, überraschte ihn die Anwesenheit Ottos, der endlich heimgekehrt war. Letzterer begrüßte den Schwager aufs herzlichste, und des jungen Künstlers ganze Art, der stets in vollster Unbefangenheit sich selbst gab und nun mit Begeisterung von den genossenen Eindrücken sprach, rissen Günther, wenigstens für die Stunde, aus sich selbst. Auch verwunderte er sich mehr und mehr, eine wie sichere Männlichkeit Otto gewonnen hatte, obgleich er im Kerne derselbe geblieben war.

Der Zurückgekehrte fand in der Nähe, in der Pionierstraße, das Quartier, das er suchte, und gehörte in den ersten Tagen ganz der Schwester

und dem Schwager, den er sogar öfter von seinem Comptoir abholte. So geschah es, daß die herzhafte Anteilnahme Ottos dem Trübsinn des Freundes bald auf die Spur kam, und angetrieben und geleitet durch die Sorge der Schwester, ruhte er nicht, bis er alles wußte.

Andererseits fühlte Günther immer deutlicher, daß der gegenwärtige Zustand unhaltbar wurde. Zu hoffen war nichts mehr, und nur in der Sorge um die Zukunft hielt er auch noch ferner in dem oft unerträglichen Verhältnisse aus. So kam sein Bedürfnis, sich zu eröffnen, den Bemühungen des Freundes entgegen, der durch die eigenen trüben Erfahrungen wie kein anderer dazu geeignet war, ein Geständnis hervorzulocken. „Armer Freund,“ sagte Otto, als sie auf einem stillen Spaziergange diese Dinge behandelten, „es war die höchste Zeit, daß ich zurückkam, ich und kein anderer, denn nur wer selbst so in der Hoffnungslosigkeit gesteckt hat wie ich, kann dich ganz verstehen.“

Thaten diese Worte schon Günther wohl, so löste sich die krankhafte Spannung, in der er in den letzten Wochen gelebt hatte, mehr und mehr, als Otto von den gegenwärtigen Verhältnissen, auch in Constanzes Gegenwart, wie von einer

unangenehmen Sache sprach, die aber zu überwinden sei. Günther begriff die beiden nicht in ihrer ruhigen und doch ernsten Auffassung der Lage. Er hatte aber jetzt, nach den ermüdenden und resultatlosen inneren Kämpfen der letzten Zeit, eine solche Sehnsucht nach Mitteilung, daß ihm schon das Bewußtsein, nicht mehr allein zu stehen, eine Befreiung und Wohlthat war. Er fühlte sich der Gesundung bedürftig, und die beiden, die ihm jetzt so nahe standen, waren überall zur Hand, wo er ihrer bedurfte, lasen ihm jeden Wunsch von den Augen wie einem körperlich Genesenden.

Und er ließ sich dieses ruhige Walten, diese Sicherheit, die ihn umgab, gefallen wie ein gehorsamer Kranker, der keinen eigenen Willen hat, denn er fühlte deutlich, er war am Ende seiner Kraft gewesen.

Aber in der stiller werdenden Seele erstarkte reiner denn je mit der Dankbarkeit das Gefühl der Verpflichtung gegen die, denen er sich jetzt auf Tod und Leben verbunden fühlte. Auf Tod und Leben, denn nun fürchtete er sich nicht mehr, da man ihn nicht verachtete, weil der Erfolg nicht mit ihm gewesen.

Inzwischen hatte Otto das Testament der Mutter eröffnen lassen und ordnete mit der Schwester das wenige, was zu ordnen war. Günther hatte es in seinem jetzigen Zustande abgelehnt, an diesen Dingen teilzunehmen, empfing doch aber eine neue Beschwichtigung immer wieder sich erhebender schwerer Bedrückung, als ihm Otto eines Tages sagte: „Der Vater hat sorgsam die letzten fünfundzwanzig Jahre zusammengehalten, was er vermochte, und meine Ausbildung hat nur geringes davon in Anspruch genommen. Wenn Ihr nun alles zusammennehmt, was Ihr habt, so genügt es freilich nicht, deinen Hausstand auf die Dauer darauf zu gründen oder dir mit Leichtigkeit eine befriedigende Lebensstellung zu schaffen, aber es erlaubt dir, nun ohne Bedenken die Fesseln abzustreifen, die dich zu Boden ziehen. Das thu ohne weiteres Besinnen, und dann, mein Freund, folge noch in den nächsten Wochen deiner Frau und mir. Bist du erst körperlich wieder der alte, wird dir auch alles wieder in anderem Lichte erscheinen."

Und auch jetzt fügte sich Günther, allerdings erst, nachdem Constanze ihre Bitten und Vorstellungen in dringender Weise mit denen des

Bruders vereinigte. Sie hatten keine leichte Arbeit mit dem nervös Gereizten. Wie ein Soldat auf einem verlorenen Posten, glaubte er sich verpflichtet, aushalten zu müssen, bis er ein anderes Fundament unter seinen Füßen hätte. Constanze überzeugte ihn endlich, daß er vor allen Dingen frei sein und sich von neuem kräftigen müsse, wenn er den Aufgaben der Zukunft gewachsen sein wolle. „Lasse lieber eine Zeitlang uns auf das dürftigste einschränken," sagte sie, „aber übe nicht länger eine Selbstverleugnung, die ich für dich als Entwürdigung empfinde."

Dies Wort schlug durch, denn es traf seine eigenen Empfindungen, denen er gerade seines Weibes wegen nicht gewagt hatte nachzugeben.

Er nahm seinen höflichen Abschied von Julius Dengler, und Otto gelang es ohne Schwierigkeit, ihn für die nächste Zeit so in seine Interessen zu ziehen, daß Günther nicht unthätig blieb und doch die ihm notwendige Fernhaltung von neuen Erregungen erreicht wurde.

Mit Regelmäßigkeit besuchten beide die zahlreichen Gemäldegalerien der Hauptstadt. „Wie froh bin ich," äußerte Otto eines Tages, als sie deutsche und niederländische Schulen des XVI. und

XVII. Jahrhunderts im Königlichen Museum durchforschten, „wie froh bin ich, daß du willig an dieser mir so unentbehrlichen Beschäftigung teilnimmst und dadurch meinen Vorteil und Genuß vermehrst. Du hast gewiß schon von hervorragenden Komikern der Schauspielkunst gehört, die trotz der reichsten Erfolge niemals einen geheimen Schmerz darüber los wurden, daß sie die Natur nicht zu Tragöden bestimmt hatte. Daran werde ich immer erinnert, wenn ich mich nun schließlich als einen begehrten und über Erwarten bezahlten Illustrator und Zeichner finde. Aber zu diesen Begnadeten, vor denen wir stehen, kehre ich doch immer wieder zurück. Und wenn ich hier auch zuweilen meinen Schmerz ausweine, daß ich zu nichts anderem tauge, als was ich eben bin, mir wird doch immer danach leichter ums Herz, und mir ist, als sollte ich noch einmal vernünftig und damit glücklich werden. Vielleicht," setzte er mit treuherzigem Lächeln hinzu, „werden wir's noch mal zu gleicher Zeit; das wäre was!"

Da Günther schwieg, fuhr er fort: „Ach, laß die Grillen fahren. Du siehst, unsere Wege sind oft wunderbar, und der beste geht durch Schmerzen."

So kamen sie auch eines Tages in eine Sonderausstellung, die einen hochbegabten englischen Künstler vorführte, der namentlich durch geistreiche ornamentale Zeichnungen Otto angezogen hatte. Daneben fanden sie aber auch eine Anzahl merkwürdiger Gemälde, die eine ungewöhnliche und tiefe Auffassung zeigten. „Sieh dies hier," rief Günther dem Freunde zu und zog ihn vor eine Tafel, die allerdings auch einen naiveren Beschauer fesseln konnte.

„Ödipos löst das Rätsel der Sphinx. Aber welche packende Darstellung des Vorwurfs ist dies!" fuhr er begeistert fort. „Aus meiner Schulzeit dämmert schwach die Sage herauf; hier wird mir auf den ersten Blick ein starkes menschliches Interesse aufgezwungen, und ich brauche nach nichts zu fragen; alles ist klar. Das nenne ich Kunst!

Kannst du dir ein fürchterlicheres Geschöpf der Phantasie denken, als diese Sphinx? Dort unten liegt die bedrängte Stadt, halb noch von Morgennebeln verhüllt. Wenn sie fallen, betauen sie eine friedliche, fruchtbare Landschaft. Aber jetzt hält der Schrecken die Bürger gefesselt und ertötet jede Daseinsfreude, denn dies unheimliche,

riesenhafte Geschöpf, das hier einsam und unnahbar auf dem die Stadt beherrschenden Felsen brütet, ist wohl im stande, jede Regung des Lebens in Furcht und Zittern zu verwandeln. Hast du je eine Bildung gesehen, zu allem Verderben gerüsteter? Sieh diese ungeheuren, krallenbewehrten Klauen, die jeden Widerstand verderblich machen, die dem Riesenleibe entsprechenden Flügel, die das furchtbare Geschöpf zu jeder Höhe heben, so daß es der Mauern und Thore spotten und Entsetzen mitten in die Stadt tragen kann.

Und vor diesen Bosheit und Tod sprühenden Augen kniet auf der öden Höhe der einzelne Mann, aber mit dem Bewußtsein, daß er durch die überlegene Kraft seines Geistes und Willens die wehrlose Stadt von dieser Ausgeburt der Tiefe befreien werde. Die Kühnheit des Blickes, der drohend erhobene Arm künden den Sieger, dessen Worte wie Schwerthiebe in das Hirn des Gegners dringen. Wir sind gewiß, wenn die dort aufgehende Sonne den Nebel durchbrechen wird, hat das Ungeheuer der Abgrund verschlungen, und aus den geöffneten Thoren dringt dem Überwinder der Jubel der Befreiten entgegen. Und nun bemerke, wie der ganze Vorgang, so trefflich er an sich dargestellt

ist, erst seine rechte Wirkung auf uns durch die Verteilung von Licht und Schatten und die meisterhafte Stimmung der Farben erhält."

Hinter den beiden, die ihre Aufmerksamkeit auf das Bild konzentrierten, hatte schon längere Zeit ein alter Herr gestanden, der den Kopf dem Redenden zugeneigt hielt und die Rechte um das Ohr gewölbt hatte, um ihn besser zu verstehen. Er erfreute sich offenbar an den begeisterten Worten und nickte von Zeit zu Zeit, als stimme er ihnen zu.

Als die beiden weitergehen wollten, hielt er Otto zurück und sagte zwischen Scherz und Ernst: „Findet man Sie endlich, Sie Ungetreuer? Haben Sie denn in Amerika ganz Ihre alten Freunde vergessen? Nun, es mag zu Ihrer Entschuldigung dienen, daß man Sie wenigstens hier, auf befreundetem Boden antrifft. Aber wann lassen Sie sich einmal sehen?"

Als Otto sich umwandte, erkannte er Herrn Riesland, den ersten Kunsthändler Berlins, und machte seinen Begleiter mit ihm bekannt. „Ich war ja schon bei Ihnen," entschuldigte er sich lachend, „aber ich habe Sie zu meinem Bedauern nicht getroffen, und was Sie ausgestellt hatten" —

„Ach, ärgern Sie mich nicht noch,“ erwiderte Riesland, den Scherz aufnehmend. „Sie wissen recht gut, daß, was ich bringe, nicht immer von mir abhängig ist. Aber wann kommen Sie mal? Von einem alten Manne erwartet man nicht erst einen Gegenbesuch. Sie selbst sind ja schuld, daß ich nichts Besseres dem Publikum vorführen kann. Bekomme ich nun die Originalskizzen Ihrer Amerikafahrt oder nicht?“

„Aber natürlich,“ entgegnete Otto heiter, „wer denn sonst? Und morgen komme ich, damit wir dies besprechen.“

„Recht so,“ sagte der Alte zufrieden, „also auf morgen! Ich habe auch noch anderes mit Ihnen zu reden.“ — — —

Der Rittmeister war längere Zeit Günther ernstlich böse gewesen, daß er ihn über des alten Dengler Abschwenken in letzter Minute nicht rechtzeitig in Kenntnis gesetzt. Er blieb bei der Meinung, daß ein kräftiges Wort von seiner Seite seine Wirkung nicht verfehlt haben würde, und murmelte immer wieder etwas von falscher Rücksicht und übel angebrachter Noblesse. Er beruhigte sich erst wieder, als er sich einmal nachdrücklich mit Otto und Constanze ausgesprochen

hatte und der letzte Faden, der Günther noch mit der Firma Dengler verband, zerschnitten war.

Auch heute, an einem Septemberabend, als die jungen Eheleute mit Otto ihn besuchten, fanden sie ihn erst verstimmt. Auf Befragen Constanzes erklärte er ernsthaft, er fühle, daß er anfinge, alt zu werden.

„Mit zweiundvierzig Jahren?“ lachte Constanze. „Onkel, ich merke, ich soll dir eine Schmeichelei sagen.“

Er aber erklärte: „Wie kannst du, junge Frau, das auch verstehen? Hast du jemals, auf der Straße, durch Zufall an einem bestimmten Punkte festgehalten, Beobachtungen angestellt?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete sie heiter, denn sie wußte nicht, wo er hinauswollte. „Doch ja, neulich, als es regnete, mußte ich in der Charlottenstraße unter eine Thorwölbung treten.“

„Und hast du niemals den Unterschied solcher Beobachtungen empfunden von denen, die, beim Dahineilen auf deinem Wege, nur bei dir vorüberzufliegen scheinen?“

Constanze wurde jetzt aufmerksamer, und der Rittmeister fuhr fort: „Wir Älteren gleichen den

Stillstehenden und ruhig Beobachtenden. O ja, die Eindrücke wechseln noch vor unserem stillen Standpunkte, aber die ewige Wiederkehr derselben ist unverkennbar. Es gehört schon ein kräftigerer Sinn, ein gebildeteres Auge dazu, in dieser Gleichförmigkeit das sich immer Entwickelnde, Junge und Anziehende zu erkennen und festzuhalten. Wer dagegen, noch mit sich selbst stark beschäftigt, eilig zum Ziele stürmt, nur hin und wieder den Blick um sich wirft und eben noch jung ist, dem sind die an ihm vorüberrauschenden Erscheinungen alle reizend, und er glaubt bei seinem eigenen Vorwärtsdrängen noch immer Neues, Überraschendes zu erfahren."

Otto unterbrach das Gespräch; er hatte das Barometer beobachtet. „Der Onkel macht uns den Vorwurf, daß wir ihn jetzt zu wenig aufsuchen; das dürfen wir nicht auf uns sitzen lassen. Ich schlage bei dem wundervollen Herbstwetter eine Tagespartie in den Wildpark bei Potsdam vor; man könnte jetzt auch das Wild in größerer Masse in Bewegung sehen."

„Gut," sagte der Rittmeister, „ich kenne da noch von früher her einen alten Wildmeister im schönsten und verborgensten Teile des Parkes.

Wenn ich ihn benachrichtige, hält er uns ein einfaches Mittagbrod bereit. Übermorgen also!"

An einem durchsichtig klaren, aber warmen Herbsttage betrat die kleine Gesellschaft, die am Wildgatter den Wagen verlassen hatte, die ausgedehnten Gründe des herrlichen königlichen Jagdforstes. Angeregt durch die Frische der Luft, die Schönheit der Umgebung, empfanden sie ihre innere und äußere Zusammengehörigkeit mehr denn je und brachten sie im fröhlichen Austausch ihrer Gedanken und Meinungen zum Ausdruck.

Ottos Auge erfreute sich an den bunten Farben der herbstlichen Landschaft. Während die Buchen schon in goldenem Blätterschmuck prangten, bewahrten die Eichen noch ihr kräftiges Grün, bestreuten aber den Weg weithin mit ihren Früchten, nach denen hier und da Eichkätzchen an den Stämmen hinauf- und hinabfuhren oder über den Waldboden hüpften.

Der Rittmeister als alter Jäger wußte im Walde gut Bescheid, und Constanze lauschte mit Achtsamkeit und Vergnügen seinen Belehrungen, nur hin und wieder sich nach einer verspäteten Erdbeerblüte, nach einer roten Nelke oder blauen Glockenblume bückend. Denn es gab mancherlei

zu sehen und zu hören im Walde. Bald flog aus dichtem Gebüsch ein Fasan vor ihnen auf, bald machte sie der Rittmeister auf den fernen Schrei eines Hirsches oder das eigentümliche Hämmern des Spechts aufmerksam oder ließ sie die Merkmale eines Zeisigs oder einer Meise erkennen. Daß dafür der kleine Strauß in das Knopfloch seiner Joppe kam, erwiderte er dankend durch einen Handkuß.

Günther zog den Atem des Waldes begierig ein. Er freute sich der Munterkeit seiner Frau und der kräftigen Bewegung des gemeinsamen Marsches, blieb aber öfter für sich, daß die anderen ihn erst wieder anrufen und aufnehmen mußten.

Auf einem lichten Platze vor dem Wildmeisterhause wurde das Mahl gehalten und auch der Kaffee genommen. Nachdem man verschiedenes durchgeplaudert, nahm Otto das Wort und sagte: „Ich muß euch doch noch etwas mitteilen, was ich schon neulich beim Onkel vorbringen wollte, was sich aber hier unter dem grünen Dache noch besser verhandeln läßt.

Ich komme neulich zum alten Riesland, den ich mit Günther am Tage vorher in der Ausstellung englischer Künstler getroffen hatte. Nachdem wir erst seine Bilder angesehen und kritisiert, sitzen wir

in seinem Kabinett nieder und besprechen unsere geschäftliche Angelegenheit. Dabei wird der alte Herr gesprächig und schüttet über dies und jenes sein Herz aus. Er würde alt, recht alt, und manche Anforderung, die man an ihn stelle, würde ihm schon zur Last. Auch sähe er eine ganz neue Art der Kunstauffassung aufkommen und sich immer breiter machen, in die er sich nicht mehr finden könne oder, besser gesagt, finden wolle, denn schwerlich sei es ihm noch vergönnt, zu sehen, zu welchem gelobten Lande diese Strömungen führten. Kurz, er sei verdrießlich, kröche immer mehr in sich selbst hinein und ärgere seine alte Wirtschafterin und sie ihn. Denn ich wisse ja, er habe nicht einmal Familie oder einen Sohn, auf den er nun, was ihm zu schwer würde, übertragen könne.

„Verkaufen Sie doch Ihr Geschäft,“ sage ich halb im Scherz, um ihn zu versuchen, und halb an Günther denkend; „vielleicht weiß ich einen Käufer.“ Der alte Herr aber nimmt es ernst, und offenbar mich selbst für den Kauflustigen haltend, giebt er mir einen Einblick in seine Jahresbilanz, die allerdings einen Entschlosseneren reizen konnte. Je nachdenklicher ich wurde, je mehr redete er auf mich ein und stellte mir die günstigste Perspektive.“

„Dengler!“ warf der Rittmeister skeptisch ein.

„Nicht doch!“ entgegnete Otto abwehrend. „Ich kenne Riesland, seitdem ich die erste Leinwand bedeckt habe, und kenne ihn aus zahllosen Urteilen der Kunstgenossen. Er hat vielen geholfen, oft mit Hintenansetzung der eigenen Interessen; ich selbst habe das erfahren. Nein! und außerdem liegt es in seinen persönlichen Verhältnissen, daß hier jedes Mißtrauen gegen eine günstige Anerbietung schwindet. Aber wenn mich auch die künstlerische Seite des Unternehmens anzieht, ich würde doch nur Dummheiten machen, ich bin kein Kaufmann.“

Constanze, die aufgestanden war, um ein paar jungen Dachshunden eine Handvoll Brocken zu spenden, war bei Beginn der Mitteilungen Ottos wieder hinzugetreten und stand an ihrem Stuhle, ihrem Manne gegenüber. Sie hatte aufmerksam zugehört; und als jetzt ihr Bruder seine Mitteilung mit den Worten schloß: „Ich bin kein Kaufmann“, sah sie ihren Mann an. Günther seinerseits sah sie an. Beide begegneten sich in demselben Gedanken und wußten, daß sie sich verstanden hatten.

„Günther aber ist Kaufmann,“ sagte jetzt Constanze und legte bekräftigend die Hand auf

den Tisch, indem sie fortfuhr: „Vereint seid ihr dem Unternehmen gewachsen, wenn es sonst gut ist. Prüfet, prüfet sofort, wenn Otto im stande ist, uns noch genauer über die Forderungen aufzuklären. Wie lange stehen wir nicht schon und harren, wieviel hat Günther nicht schon sich umgethan und durchgekämpft — ich empfinde diesen Antrag wie eine Erlösung!"

Constanze hatte in der That den Gedanken Günthers ausgesprochen, dem Otto entgegenkam, und dem der Rittmeister zustimmen mußte. Otto zog sein Notizbuch hervor und legte die Zahlen vor, die ihm Riesland nicht vorenthalten hatte. Man besprach die Art der Geschäftsführung und erwog den Vorteil, der durch Ottos genaue Kenntnis der gegenwärtigen künstlerischen Verhältnisse und der führenden Persönlichkeiten an die Hand gegeben wurde. Nirgends vermochte auch der ruhiger erwägende Rittmeister ein ernstes Hindernis zu finden; und als man zum Schluß noch einmal die Forderung und die Verpflichtungen des ersten Jahres dem gegenüberstellte, was man jetzt mit vereinten Kräften zu leisten vermochte, gehörte in der That kein besonderer Mut dazu, in die Unternehmung einzutreten. Als man sich erhob, war

der Entschluß gefaßt, ohne Zögern mit Riesland zu verhandeln.

So ging man stiller als vorher und doch jeder mit denselben Gedanken beschäftigt, durch den Wald dahin. Man wollte zum Sonnenuntergang eine bestimmte Anhöhe erreichen, von wo man einen schönen Ausblick auf das Flußthal der Havel und das Städtchen Werder genoß. Unterwegs sah man in der Ferne über die Waldblößen starke Rudel Wild ziehen, darunter stattliche „Geweihte“. Suchte man näher heranzukommen, so erhielten die aufmerksameren „Tiere“ bald Witterung, und das ganze Rudel setzte sich alsbald in flüchtige Bewegung. So ausblickend und dann in der Kühle wieder kräftiger vorwärtsschreitend, gelangte man zur rechten Zeit ans Ziel.

Schon bestrahlte die sinkende Sonne die hohen Stämme rings mit rötlichem Lichte, als die kleine Gesellschaft von der Höhe herab, deren grüner Hang sich in eine waldige Mulde verlor, das breite, schimmernde Band der Havel erblickte. Sie umfließt hier die Insel Werder mit der gleichnamigen Stadt, aus deren dichtgedrängten Giebeln sich stattlich der gotische Turm ihrer Kirche erhebt,

das Ganze ein anziehender Mittelpunkt der wald- und wasserreichen märkischen Oase.

Alle versenkten sich schweigend in die Reize der klaren, stillen Herbstlandschaft. Sanft klangen die Glocken zu ihnen herüber, die den Sonntag einläuteten. Constanze stand am Arme ihres Mannes, der Rittmeister zu ihrer Rechten. Otto hatte etwas tiefer am Hange einen Durchblick gefunden, der ihm besonders malerisch erschien.

Die junge Frau hielt sich nicht ohne Grund an der Seite ihres Mannes. Er war stark bewegt von dem Vorhergehenden; er hoffte wieder. Ein neues, noch zitterndes Lebensgefühl durchdrang ihn. Er betete, daß es gestärkt werden möge; er fühlte, beim ersten Sonnenblick des Schicksals würden sich alle seine bisher ungenutzten Kräfte entfalten. Eine nicht schwache, aber an Demütigungen nicht gewöhnte Natur, war er von den immer aufs neue auftauchenden Hemmnissen und Widrigkeiten mehr verwirrt als gebeugt worden. Er hatte willig, aber schwer getragen. Die Unklarheit der Verhältnisse, in denen er sich zuletzt gewunden, hatte ihn von allen Seiten geengt und bedrückt.

Seine ganze Tüchtigkeit schrie nach freier Bethätigung unter seiner Persönlichkeit entsprechenden, klaren Verhältnissen.

Er hatte sich verlassen gefühlt, zu stolz, sich mit seinen geheimsten Schmerzen jemand anzuvertrauen. Als sich aber Freundschaft und Liebe ohne seinen Ruf bereit zeigten, ihm die Bürde zu erleichtern, fühlte er um so dankbarer die Erlösung.

Und seine kräftige Jugend richtete sich schnell wieder auf; in diesem Augenblicke sah er in die Zukunft wie in die Klarheit dieser freundlichen Ferne. Aber ein unsäglich bitterer Tropfen fiel ihm in diesen Becher der Erquickung nach so mancher Not, als er die drei an seiner Seite mit herzlichem Blicke umfaßte, und seine zuckende Lippe stammelte, nur von Constanze gehört, das Wort: „Vater!“

Constanze preßte sanft den Arm des geliebten Mannes, und indem sie hinunterstiegen, um an dem von diesem Punkte nächstliegenden Ausgange des Wildgatters ihren Wagen aufzusuchen, brach schnell die Dämmerung herein.

## XVIII.

Unter der alten Firma, die auch schon Riesland übernommen hatte, führten Günther und Otto die wohlbekannte Kunsthandlung fort.

Manches gestaltete sich in der Praxis anders, als sie es sich im Beginn ihrer neuen Thätigkeit vorgestellt hatten. Daß der eine nur den künstlerischen, der andere den geschäftlichen Teil des Unternehmens leiten sollte, stellte sich nicht nur als unausführbar heraus, sondern widersprach alsbald ihren persönlichen Neigungen und Wünschen. Günther war nach seinem ganzen Empfinden eine künstlerisch veranlagte Natur, und Ottos lebhafter Geist wünschte je mehr und mehr auch die Berufsbildung des Freundes einzuholen. So regelten sich in einem stillschweigenden Übereinkommen die

Dinge und der beiden Verhältnis wie von selbst. Jeder war mit diesem natürlichen Ergebnis zufrieden, und das Ganze hatte dabei den meisten Gewinn.

Der alte Riesland hatte ein großes Vertrauen in der Kunstwelt genossen, aber er hatte zuletzt seine Verstimmung nicht mehr verbergen können. Die neuen Besitzer traten in ihrer jugendlichen Frische auch fragwürdigen Erscheinungen unbefangen und mit der Lust, sie zu prüfen, entgegen, und Maler und Bildhauer hatten es bald heraus, daß sie es in erster Linie nicht mit Händlern, sondern mit Kunstfreunden und Kennern zu thun hatten. Dies Vertrauen ließ die jungen Leute ihr Institut leicht auf der Höhe erhalten.

Ihre Thätigkeit gestaltete sich sehr mannigfaltig. Nicht allein, daß sie in den verschiedenen Kunstcentren die Bilder von der Staffelei fortkauften, sondern es ging auch bald der eine, bald der andere nach Rußland oder nach England, wo sie Ausstellungen ihrer Bilder in kleinerem Maßstabe veranstalteten, von einem ausgewählten Kreise gern empfangen wurden und ein kauflustiges und zahlungsfähiges Publikum fanden. Bei diesem Anspruch an ihre Beweglichkeit zeigte es sich besonders, wie nützlich

ihnen ihr Zusammenschluß war; ein einzelner wäre diesen Anforderungen nicht gewachsen gewesen.

Eines Tages fragte Constanze in einer Stunde des Alleinseins ihren Mann geradezu: „Liebster, bist du in deinem Berufe nun glücklich, oder muß ich mich noch sorgen?“

„Ich habe gefunden, was ich brauchte,“ antwortete Günther mit Zuversicht. „Täglich empfinde ich neue Lebensluft in hundertfachen Anregungen. Ich nehme auf einem bestimmten Gebiete in eindringender Weise teil an der Geistesbewegung meines Volkes und werde von hier aus auch anderen Fragen der Zeit nahegerückt. Neben einem breiten Strome des Mittelmäßigen und Regierenden auf unserem besonderen Gebiete gehen klare Wasser des Erkennens und der Fortentwickelung. Das Wahre und Schöne läßt sich nicht auf die Dauer mißhandeln und unterdrücken. Es ist auch immer da, und du glaubst nicht,“ fügte er mit einem feinen Lächeln hinzu, „wie groß die Freude ist, es ohne Geräusch, aber mit Nachdruck fördern zu können. Eine Lebensfreude ohne diese Bethätigung, ohne Teilnahme am Ganzen könnte ich mir allerdings nicht denken.“

Als Günther sich in dem neuen Zustand einigermaßen befestigt hatte, drängte es ihn, davon ausführlicher an den Vater zu berichten, keine bestimmte Bitte wagend, aber die Rückkehr ins Vaterhaus nie aufgebend. Eine Antwort blieb nicht aus. Sie war ihm teuer, obwohl er sie mit gemischten Gefühlen las. Er mußte zwar den Zweifel an dieser neuen Unternehmung, nach dem ersten Fehlschlage, als berechtigt anerkennen, aber es sprach zu seiner tiefen Betrübnis aus jeder Zeile ein mühsam verhaltener Haß gegen alles, was den Namen Morbeck trug. Günther hatte einmal von jemand den nach seiner Meinung sehr anfechtbaren Satz gehört: Man neige leicht zum Hasse gegen den, dem man unrecht gethan. Er mußte jetzt öfter an diese Behauptung denken, aber er ahnte nicht, in welchen tiefen Groll, durch manche Umstände begünstigt, sich der Vater gegen die Familie Morbeck hineingeredet hatte als gegen die, welche ihm den Sohn systematisch entfremdet und von seiner Seite gerissen hatten.

Günther faltete endlich das Schreiben zusammen, das im übrigen nicht unfreundlich war, indem er den Kopf aufstützte und seufzte: „Mein Gott, mein Gott, wann soll, bei diesem

Hasse, die Stunde kommen, die ich so sehr ersehne?" — — —

Als er sich mit Otto, nach drei weiteren Jahren ihrer Geschäftsführung, sagen konnte, daß sie nun ruhig in die Zukunft blicken dürften und jeder Eventualität gewachsen seien, richtete er wieder ein Schreiben an den Vater, in dem er diesmal, hinweisend auf den schweren Weg, den er gegangen, offen in bewegten Worten seine Verzeihung nachsuchte.

Die Antwort erregte ihn so, daß er nur mühsam die aufwallende freudige Bewegung beherrschen konnte, die ihn trotz des geheimnisvollen Inhalts der wenigen Zeilen ergriff.

Sie lauteten:

„Wie Du hoffe auch ich und sehne mich mit Dir! Aber noch darf es nicht sein. Laß uns beide noch kurze Zeit gedulden, dann werde ich meinem Herzen folgen dürfen und sein, was ich immer gewesen bin,

Dein getreuer Vater."

Und dann noch eine Nachschrift, wie das vorige mit einer unsicheren, dem Sohne fast fremden Hand geschrieben:

„Sobald gewisse Dinge entschieden, erhältst Du von mir Nachricht.“ —

In diesen letzten drei Jahren hatte sich allmählich ein furchtbares Wetter über dem Hause Hallstein zusammengezogen und entlud sich jetzt in seinen ersten dumpfen, drohenden Schlägen, daß der einst so sicher scheinende Bau bis in seine Grundfesten erbebte und das Herz des Besitzers mit schrecklichen Ahnungen kommenden größeren Unheils erfüllt wurde.

Durch seine amerikanischen Verbindungen war in Hallstein die scheinbar entschlummerte Spekulationsneigung wieder erwacht. Nur längere Zeit eingedämmt und zurückgehalten, weil sein fruchtbringendes heimisches Unternehmen seinen unruhigen Thätigkeitsdrang in gesunde, natürliche Bahnen lenkte, war sein Wagemut plötzlich wie ein reißendes Tier aufgesprungen, als er ein großes, anziehendes Objekt vor sich sah. Trotzdem prüfte er mit aller Ruhe, hielt sich noch anfangs zurück, bis das Vorgehen einer Anzahl überseeischer Freunde, mit denen er sich messen zu können glaubte, und die er in Bezug auf ihre Besonnenheit und Rechtlichkeit genau kannte, das letzte Bedenken bei ihm beseitigte.

Aber einmal im Sprunge, sah er, wie immer, nur das Ziel, und so wurde er in einer vernichtenden Weise von dem Niedergange der Northern Pacific-Eisenbahn betroffen. Denn durch Jahre hindurch hatte er, trotz warnender Momente, mit einem fatalistischen Vertrauen an der Zukunft dieser Bahn festgehalten, wie ja auch große, unantastbare Finanzmänner Amerikas ihm in solchem unerschütterlichen Vertrauen vorangegangen waren. Der bei weitem größte Teil seines Vermögens war in Werten jener oder ihr verwandter Gesellschaften angelegt. Sein Engagement ging ins Ungeheuerliche.

Neben der fiebernden Unruhe, die ihn in der letzten Zeit nicht mehr verließ, nagte an ihm der Schmerz um den Sohn. Er durfte nicht arm werden! Was war dann? Auch der Bettler hatte noch sein Kind neben sich; er hatte keins mehr.

In seiner nächsten Nähe, in seiner Familie, wurde es ihm immer kälter. Er hatte einmal, mit gepreßtem Herzen Vertrauen suchend, die Möglichkeit einer vorübergehenden Kalamität angedeutet. Seine Frau hatte es von obenher abgelehnt, sie mit Geschäftsangelegenheiten zu langweilen, und um ihm ihr Verständnis für seine Sorgen klar zu machen, war vierzehn Tage darauf

die neue Gesellschaftsrobe aus Paris eingetroffen. Sie nahm seine volle Teilnahme für dies Ereignis in Anspruch, und indem sie entzückt das spitzenüberdeckte Kunstwerk mit Hülfe ihrer Jungfer aus dem Karton hob, sagte sie mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln zu Hallstein: „Ich habe deine Andeutungen von neulich nicht vergessen. So etwas muß überstanden werden, indem jeder auf dem ihm zugewiesenen Gebiet seine Pflichten nach wie vor mit Ruhe erfüllt. Mit Ruhe, mein Lieber! Du glaubst nicht, wie wichtig sie bei Betrachtung aller Dinge ist. Ich kenne deine Nervosität; das Schlimmste ist, von solchen kleinen Schwierigkeiten etwas über den engsten Kreis des Hauses hinausdringen zu lassen. Von deinen Zahlen verstehe ich nichts, aber die Welt, die Welt kenne ich. Wir leben in derselben, ihre Augen sind auf uns gerichtet — wehe uns, wenn wir eine Blöße oder Schwäche zeigen. Es gilt stark zu sein, mein Bester!“

Danach hatte Hallstein auf jedes weitere Wort verzichtet. Aber Unglück und von ihm herangezogene Lieblosigkeit wurden die Geißeln einer Macht, die er früher nicht kennen wollte, und die ihn an einen Ort trieb, wo er früher nie lange

verweilt hatte, in das eigene Herz. Nach jener Scene hatte er sich auf sein Zimmer zurückgezogen und fand sich wieder vor „dem Orgelspieler", jenem Bilde, das er einst auf die Bitte Günthers angekauft hatte.

Nun mühte er sich vergebens, einen Gedanken wiederzufinden, der ihm in Beziehung zu dem Bilde durch den Sinn gegangen, und konnte keine Klarheit gewinnen. Er war jetzt oft so abgespannt; das Denken peinigte ihn und verursachte ihm krankhafte Erregung. Ja, wofür hatte er denn gelebt? —

Mit einer Art Freude an der Selbstpeinigung malte er sich mit erhitzter Phantasie den Zustand aus, der kommen mußte, wenn nicht eine unvorhergesehene Wendung eintrat. Was er mit allen Kräften seines Lebens erstrebt hatte, lag in dieser furchtbaren Vision, die er selbst heraufbeschwor, in Trümmern vor ihm. Wonach blickte er so unruhig, so hülfesuchend um? — Er sah wieder auf das Gemälde. Er brachte es mit gewissen Begriffen in Verbindung, die er mit Begierde suchte. Endlich drangen aus seinem gepeinigten Innern mit einem dumpfen Schrei Worte, die vielleicht zum erstenmal auf seine Lippe

kamen: „Liebe — Friede!“ Er sank nach vorn über und weinte bitterlich.

Zu dieser Zeit traf der letzte Brief Günthers ein, der mit der Bitte um Verzeihung und Wiederaufnahme schloß.

Er legte den Brief nieder. Seine Augen brannten und blieben doch bei den wühlenden Schmerzen seiner Brust thränenlos. Welcher furchtbare Hohn des Schicksals! Jetzt, wo alles in ihm, was noch Leben hatte, nach seinem Sohne verlangte, wo dieser selbst mit bewegter kindlicher Bitte den Wiedereintritt ins Vaterhaus begehrte, dessen er sich nie unwürdig gemacht, durfte er ihm seine Thür nicht öffnen.

Sollte er den rüstig Aufwärtsstrebenden in dies Haus der Sorge laden?

Er lachte grimmig. Er schlug mit geballter Faust auf sein zuckendes Herz. „Thu auch das noch!“ schrie er wie wahnwitzig, „thu auch das noch, damit du ganz verflucht seist!“

Und zuletzt rang er sich die Zeilen ab, in deren entstellten Zügen noch der bemitleidenswerte Kampf nachzitterte, den er soeben durchgerungen. —

Nun noch ein Jahr der Folter, ehe das Ende kam! Immer wieder noch sah er einen Hoffnungs=

schimmer, um in so grausere Nacht zurückzusinken. Ein unerwartet heftiger Angriff konkurrierender Bahnen beschleunigte den Niedergang der großen amerikanischen Eisenbahngesellschaft, die ihn mit in ihren Sturz zog.

In den Morgenstunden des 16. März 1888 schrieb Hallstein einen Brief an seinen Prokuristen, für den Fall, daß er in den nächsten drei Tagen nicht im Geschäft erscheinen würde, siegelte ihn mit fester Hand, legte sich ermattet zurück und lag eine Zeitlang in einem dumpfen Schlummer.

Vielstimmiger Glockenklang, der die Luft durchbrauste, schwebte auch zu ihm hernieder und weckte ihn. Es waren die Trauerklänge, die Kaiser Wilhelm I. zur letzten Ruhstatt geleiteten. Hallstein sah wie abwesend um sich und griff sich an die Stirn. Dann erhob er sich, suchte sich selbst Überrock und Schirm und entfernte sich mit leisen, unsicheren Schritten wie ein Dieb aus seiner Wohnung, als fürchtete er, von jemand bemerkt zu werden. —

Kaiser Wilhelm I. wurde zu Grabe geleitet. Nie und nimmer gab es ein größeres, edleres, gebeugteres Trauergefolge. Die Herzen eines ganzen Volkes umdrängten den Sarg und folgten mit ihrer

Erinnerung, mit ihren Thränen, mit ihrem Segen dem scheidenden Kaiser. „Vale senex Imperator!“ — „Gott segne deinen Ausgang!“ —

Unter den Hunderttausenden, die es heute drängte, die persönliche Trauer tiefer, aber auch sanfter werden zu lassen in dem Zusammenklang mit dem großen öffentlichen Schmerz, war auch Günther. Am Fuße des Schlosses stehend, sah er den Trauerkondukt an sich vorüberziehen und sandte seinem entschlafenen Herrn mit feuchtem Auge den letzten Scheidegruß nach.

Als sich später die Menge auflösen und in Bewegung setzen konnte, zog es ihn noch einmal die Straße „Unter den Linden“ hinab, durch die nach drei siegreichen Feldzügen der König seine Garden in die Hauptstadt zurückgeführt hatte. Jetzt harrten auch sie draußen an der Siegesallee mit umflorten Feldzeichen, dem toten Feldherrn die letzte Ehre zu geben.

Vale senex Imperator!

Günther schritt langsam den breiten Mittelweg hinab. Rechts und links die dunkeln Façaden der Häuser, düster flammende Feuerschalen; selbst das Licht der Straßenlaternen, die überall brannten, floß nur gedämpft. Aber mehr als diese von einem

künstlerischen Sinne einheitlich und eindrucksvoll gestaltete Trauerstraße bewegte ihn die ernst und schweigsam an ihm vorüberwallende Menge. Berlin, die unruhig hastende, von den auseinandergehendsten Interessen bewegte Hauptstadt — heut hatte sie nur einen Gedanken, eine Liebe, einen Schmerz.

Vale senex Imperator!

Und war es nur die Trauer um den Heldenkaiser, den Einiger Deutschlands, den Erhalter des Friedens, was diese alle, gleichviel welches Standes, in einem Gefühl zusammenführte? Nein, Günther fühlte an seinem eigenen Herzen, was alle durchzitterte, daß jeder den andern auch ohne Worte verstand. Mit ihrem Kaiser Wilhelm war ihnen ein Mann und Mensch ohnegleichen gestorben. Immer derselbe vor seinem Gott im Unglück und Glück, im Krieg und Frieden, von Meuchelmördern bedroht oder umjubelt von seinem Volke. Immer derselbe in Arbeit und Pflichtgefühl, bis Schwert und Feder seiner Hand entsanken. Immer derselbe in Selbstlosigkeit und Anerkennung der anderen. Immer seinem Herrn die Ehre gebend.

Vale senex Imperator!

So trat Günther in den Tiergarten ein, auch heut unwillkürlich in die Nähe des väterlichen Hauses gezogen. Er war jetzt ein Mann von 31 Jahren, geschlossenen Sinnes und Wesens, aus eigener Kraft befestigt in seinem Besitze, voll Regsamkeit für den kommenden Tag, an seiner Seite die geliebte Frau, zwei blühende Kinder. Wie bewußt war er sich, wie dankbar dafür, daß es ihm vergönnt war, mit solcher Zuversicht die Wurzeln seiner bürgerlichen Gesinnung in die teure vaterländische Erde zu senken: Nur eins, eins blieb ihm vorenthalten! Er empfand es an diesem Tage stiller Einkehr schmerzlicher noch als sonst. — — —

Von seinem Hause kommend, hatte der alte Hallstein, in dem Bestreben, der Menge auszuweichen, die entfernteren Teile des Tiergartens aufgesucht. In halber Geistesabwesenheit achtete er nicht seines Weges, und, ohne es zu wollen, trat er auf die Charlottenburger Chaussee hinaus, als sich der Trauerkondukt des alten Kaisers nahte. Das fesselte auch ihn und entriß ihn einen Augenblick seinem dumpfen Brüten.

Als der Zug kaum vorüber war, wendete er sich in den Park zurück. Er hatte das Gefühl,

daß ihn in kurzem Besinnung und Kraft verlassen könnten. Er eilte, nach Hause zu kommen. Hatte ihn die Begegnung, die er soeben gehabt, noch tiefer erschüttert, hatte sie auch in ihm eine Reihe von Gedanken und Vergleichen aufgeregt? — Dachte er an die Lebensarbeit des verstorbenen Kaisers? Dachte er daran, mit wie bangem Sehnen der greise Herr in den letzten Stunden den Sohn gesucht? Wie hatte der große Heimgegangene dort sich auch dem herbsten Schicksalsspruche gefügt; und wie hatte dagegen er selbst alles, womit er gesegnet, in wahnsinniger Verblendung mißachtet!

Seine Brust wurde von einem Sturmwind durchbraust und durchzittert, in dem sein Ich zerbrechen wollte. Sein ganzes Leben starrte ihn wie eine furchtbare Öde an, in der er nach einem Fruchtbaum suchte, den seine eigene Hand gepflanzt! — Wo? Wo?! — Es mußte doch noch einen Schatten geben, worunter seine fiebernden Gedanken zur Ruhe kommen konnten.

Jetzt lächelte er wie irr. Jetzt hatte er's, worauf er sich besonnen. Was kümmerte ihn denn alles andere? Es war ja doch alles aus — alles aus! — Er konnte nicht mehr denken, der Kopf schmerzte ihn so, und die Gedanken verwirrten sich

ihm immer mehr. Aber das eine behielt er! Ja, das wollte, das konnte er nicht vergessen. Das war's, was er noch zu thun hatte, das war's, was ihn vorwärts trieb mit taumelndem, vornübergebeugtem Gange.

Vorwärts! Vorwärts! Es gab noch etwas zu thun für ihn. Wieder erschien jenes Lächeln auf seinen Zügen. Vorwärts, vorwärts! ehe ihm die letzte Kraft versagte.

Ein Wort mußte er noch schreiben, bevor er zusammensank, ein Wort an Günther, an seinen Sohn. Daß er nur das Wort nicht vergaß, daß er nur noch die Züge zu schreiben wußte, die Züge des Wortes: „Komm!"

Als Hallstein, immer vorwärtsstürzend, sich schon wieder der Stadt näherte, war auch Günther in den vorderen Teil des Tiergartens eingetreten. Da sieht er, allerdings noch zu fern, um deutlich zu unterscheiden, und durch Menschengruppen davon getrennt, eine Gestalt daherwanken, die ihm sein Herz stillstehen macht. Der Vater! Er haucht das Wort vor sich hin, dem Kommenden entgegenstrebend. Jetzt aber schiebt sich von neuem eine dichte Schar Menschen, ein Gewerk, das auch auf der Rückkehr seinen Zusammenschluß bewahren

will, zwischen ihn und sein Ziel. Er muß beiseite treten. Als er wieder vorwärts kann, sieht und sucht er vergebens; keine Spur von der ersehnten Erscheinung, so daß ihm wieder die Zweifel kommen, ob eine aufgeregte Einbildungskraft ihn nicht getäuscht habe.

Aber die Erinnerung an das gebrochene Bild des Vaters verläßt ihn nicht wieder. Seine Beunruhigung wird nach zwei Tagen so groß, daß er dringende Worte an ihn richtet, die, nur andeutungsweise die Ursache berührend, um ein einmaliges Wiedersehen bitten, das ihm unmöglich versagt werden könne. —

Hallstein konnte nicht mehr antworten. Er lag schwer krank danieder, von einem hitzigen, nervösen Fieber ergriffen, das ihn nur selten zur Besinnung kommen ließ. Man hatte ihn in seinem großen, mit einem geschmackvollen Luxus ausgestatteten Schlafzimmer gebettet. Eine ältere Diakonissin saß neben ihm, die leise und sicher ihres schweren Berufes waltete.

Mit brennender Haut, dumpfem Kopfe und fliegenden Pulsen lag der Kranke auf seinem Schmerzenslager, zu den äußersten Bedenken Anlaß gebend, von denen seine Frau nichts erfahren

konnte, da sie selbst ernstlich leidend war. Er wurde zeitweise von heftigen Phantasien heimgesucht.

Im Mittelpunkte seiner erhitzten Vorstellungen stand Günther, aber weniger in seiner jetzigen Erscheinung, als in der des Kindes, wie es überhaupt weit entlegene Bilder und Zustände waren, die seine Seele erregten. Auch die Personen, die sich mit Günther und ihm beschäftigten, gehörten einem abgeschlossenen, entfernten Kreise seines Lebens an. Es waren die Gestalten der Familie Morbeck und seiner ersten Frau; Otto, auch nur als Knabe in seiner Vorstellung lebend, Constanze dagegen, merkwürdiger Weise, wie sie zuletzt in ihrer Wohnung in Tempelhof vor ihm gestanden.

Hallstein spielte mit Günther oder glaubte es wenigstens zu thun, denn einen bestimmten Charakter hatte das Spiel nicht. Er war im Freien, in einer unbekannten Gegend mit ihm beschäftigt. Dann mischten sich aber bald die anderen vorhergenannten Personen ein. Sie schienen mit ihm und dem Knaben im Kreise zu tanzen. Dann löste sich jedoch der Kreis, und sie entwichen alle in eine unsichere Ferne, aus der sie ihm wieder ganz nah, aber dann mit entstellten,

verzogenen Zügen auftauchten. Trotz dieses Treibens, das ihn beängstigte, weil es ihm immer den Knaben entzog, war doch der frühere Haß gegen die hinein=spielenden Personen geschwunden.

Aber vor dem Abend und der Nacht, wenn nur ein schwaches Licht unsicheren Schatten warf, fürchtete sich der Kranke. Dann sah er oft seine verstorbene Frau mit so strengem, ihr im Leben ganz fremdem Ausdruck, die großen dunkeln Augen unbewegt, still auf ihn gerichtet, daß sie ihn namenlos peinigten. Einmal schrie er laut in dieser Qual und richtete sich in seinem Bette auf; da kam Constanze, verscheuchte die Erscheinung, faßte ihn sanft in die Arme und bettete ihn von neuem. Sie sprach auch zu ihm mit beschwichtigen=der Rede. Das that ihm wohl, sehr wohl, und er fand danach wieder Ruhe.

Am Tage, wenn das Fieber sich minderte, erschien ihm auch wiederholt ein Bild, das nicht festhalten zu können, ihm schmerzlich war. Er saß bei sinkendem Abend an einem Waldrande wie auf dem Anstande, allerdings ohne eine Waffe in Händen zu haben. Er kannte auch die Gegend ganz genau. Es war in Galizien, wo er viel dem Weidwerk obgelegen.

Die Waldblöße, die er übersah, lag auf einer Hochebene, die noch nach vorn anstieg, um dann ziemlich jäh in ein tieferes Thal zu fallen, das man jedoch von seinem Standorte nur vermuten konnte. So schien das Plateau mit seiner Hebung unmittelbar in die Unendlichkeit des Abendhimmels zu führen, der sich in durchsichtiger Klarheit darüber hinabsenkte. Er hatte den Platz wegen seiner Eigentümlichkeit immer sehr geliebt; die charakteristischen Linien und die sanfte Abendstimmung der Landschaft hatten sich so tief in seine Seele geprägt, daß sie das Bild selbst jetzt, in der krankhaften Steigerung des Vorstellungsvermögens, festhielt.

Aber die harrende, am Waldrande sitzende Gestalt nahm bald die Züge des Organisten auf dem Gemälde in seinem Arbeitszimmer an. Der Fiebernde wußte, wer es war, obgleich die Gestalt immer der Ferne zugewandt blieb. Worauf wartete denn der alte Mann mit den langen, weißen Haaren? Auf seine Tochter? — Nein, auf seinen Sohn! — Und nun war er es selbst wieder, und jetzt veränderte und verschob sich auch wieder dies Bild, doch eine Idee, bald beunruhigend, aber mehr beruhigend bei täglich mehr sinkender Lebens=

kraft, trat in den Vordergrund alles Denkens: Er mußte warten, warten!

Und er wollte warten! Er hatte ja schon so lange darauf gewartet. Nun aber würde es kommen, das Wiedersehen mit seinem Sohne. Warum blieb er denn noch immer aus? Er hatte es ihm doch mitgeteilt, daß er kommen sollte, vorgestern oder gestern — darauf konnte er sich nicht besinnen. Aber Günther würde schon kommen! Er mußte nur warten, warten und niemand etwas verraten. Denn that er das, würden sie Günther nicht zu ihm lassen und zu ihm sagen, er hätte keinen Sohn. Darum wollte er ganz stille liegen und warten, bis er käme. —

Und Günther wußte nichts von dem Zustande seines Vaters, nichts davon, daß er ihn, den Verstoßenen, herbeisehnte, nichts davon, daß die kümmerliche Lebensflamme des Schwerkranken, zwischen Wachen und Träumen, sich nur mit dem Öl der Hoffnung speiste, den Sohn wieder in seine Arme zu schließen.

Der Brief, der ihn rufen sollte, lag mit seinem eigenen unter einer Anzahl schon eröffneter Schreiben im Arbeitszimmer des Vaters. Dieser hatte ihn wohl geschrieben und geschlossen, aber

nicht mehr dem Diener zur Absendung zu übergeben vermocht. Es war das letzte gewesen, was er gethan hatte, ehe er, seiner nicht mehr mächtig, zusammengebrochen war. Und in der Verwirrung der darauf folgenden Tage war niemand auf diese inhaltsschweren Papiere aufmerksam geworden.

Am sechsten Tage, der wieder zu Hoffnungen berechtigte, ordnete der Arzt eine Überführung des Kranken in das noch luftigere und geräumigere Arbeitszimmer an.

Am siebenten Tage stieg das Fieber von neuem zu bedrohlicher Höhe. Der Kranke wurde wieder sehr unruhig. Der pflegenden Schwester schien es, als richte sich sein Blick mit besonderer Beängstigung öfter nach dem Schreibtische, und als führe er dann mit der Hand hin und her, als wolle er von dort etwas entfernt haben. Auf eine leise Frage bekam sie keine Antwort, aber sie entdeckte eine Anzahl Papiere, die sie als die Ursache der gesteigerten Unruhe ihres Kranken ansah und dem Diener übergab.

Sofort trat eine Beruhigung bei dem Kranken ein.

Friedrich trug die Papiere vorläufig in die Schlafstube des Herrn, sah aber dabei einen

geschlossenen Brief mit der Adresse Herrn Günther Hallsteins, geschrieben von der Hand des alten Herrn.

Der gute Kerl erschrak. Der Brief harrte offenbar seit sieben Tagen der Beförderung. Die gnädige Frau war auch krank; die Autorität im Hause wurde gegenwärtig von einer alten Dame geübt, die sonst selten ins Haus kam, einer Tante der gnädigen Frau. Wozu erst fragen! Er gab dem Briefe ungesäumt die schnellste Beförderung.

Nach einer schlimmen Nacht für den Kranken und seine Pflegerin erzwang seine kraftvolle Natur gegen Morgen wieder den Sieg, und eine relative Besserung trat ein. Die Schwester konnte sich auf kurze Zeit zurückziehen, und der zuverlässige Friedrich nahm ihren Platz am Krankenbette ein. Hallstein war ein wenig aufgerichtet und gestützt worden, weil er ein Verlangen nach Nahrungs-aufnahme bekundet hatte, dem nun genügt worden war. Friedrich wollte eben wieder die stützenden Kissen entfernen, als es — die Glocke war ab-gestellt — leise klopfte.

Hallstein machte eine Bewegung und sah mit großen Augen nach der Thür. Friedrich neigte etwas den Kopf nach vorn und horchte; ihm kam

plötzlich der Gedanke, daß etwas Unvorhergesehenes und Bedenkliches, und nicht ohne seine Schuld, geschehen könnte.

Beide horchten. Es klopfte wieder.

Der Kranke hob den Zeigefinger. Er war ganz Erwartung, Spannung, aber auch — Heimlichkeit. Alle seine Lebensgeister erwachten, aber er fürchtete instinktiv die Dazwischenkunft eines dritten, der in diesem Augenblicke glühender, erfüllter Sehnsucht zwischen ihn und den Sohn treten könnte. Eine unglaubliche Energie erwachte in seinen Augen, seiner Haltung. Seine Lippen lagen fest aufeinander, seine Brust hob und senkte sich stürmisch, seine Nasenflügel bebten. „Öffne!" sagte er herrisch und heiser zu dem Diener, „es ist mein Sohn!"

Friedrich dachte nicht mehr an Widerstand. Er ging hinaus und öffnete. Günther stand vor ihm.

Der junge Mann erkannte sofort an Blick und Benehmen des Dieners, daß Ungewöhnliches im Hause vorging. Auf seine Frage nach dem Vater antwortete Friedrich nur: „Der Herr ist schwer krank."

Die Antwort traf Günther nicht unvorbereitet. Leise trat er in das Krankenzimmer. Er sah

ausgestreckte Arme; ein Strahl unendlicher Liebe und herzlichen Verlangens kam ihm von einem eingefallenen Greisenantlitz entgegen. Im nächsten Augenblick kniete er am Bett, der Vater beugte sein Antlitz über das Haupt des Sohnes, und heiße Thränen brannten auf Günthers Stirn. — —

Als er sich wieder aufrichtete, standen der Arzt und die Diakonissin in einer Fensternische.

Der Arzt trat schweigend hinzu und fühlte den Puls des Kranken: „Nun aber Ruhe, lieber Freund! Das kann sich nicht jeder in Ihrem Zustande erlauben. Ihr Sohn bleibt hier; ich nehme ihn jetzt nur auf einen Augenblick mit mir.“

Der Kranke sah mißtrauisch auf den Arzt, aber auf ein mildes, beruhigendes Wort des Sohnes streckte er sich gehorsam in die Kissen. „Aber er bleibt!“ sagte er kaum vernehmlich, aber doch bestimmt, sich mit seinem Blick an Günther klammernd.

„Er bleibt!“ versicherte der Freund und zog Günther ins Nebenzimmer.

Der junge Mann reichte dem Arzt das Schreiben des Vaters. „Durfte ich anders handeln?“ fragte er.

„Gewiß nicht!“ erwiderte der ältere. „Aber auch Sie dürfen mir nicht böse sein, wenn ich auf Ihre besorgte Anfrage, namentlich in dem noch zu erwartenden Stadium der Krankheit, antworten mußte: Eine tiefgehende Aufregung muß uns das Schlimmste befürchten lassen. Heut aber hätte ich selbst Sie noch aufgefordert zu kommen.“

„Es war auch nicht meine Schuld, daß ich plötzlich vor dem Kranken stand. Ich glaubte in des Vaters Arbeitszimmer zu treten und konnte nicht mehr zurück. Wie aber deute ich mir Ihre letzte Äußerung?“

Der alte Herr legte dem jüngeren die Hand auf die Schulter: „Ich durfte Sie nicht mehr länger fern halten, denn Genesung wage ich kaum mehr zu hoffen. Dagegen zeigen sich Symptome, daß das Herz in Mitleidenschaft gezogen ist. Sie sehen, die Sachlage ist jetzt eine ganz andere als vor ein paar Tagen. Ich bin froh, daß Sie gekommen sind, und froh, daß alles so verlaufen. Ihrer Mutter kann ich Sie jetzt nicht zuführen. Auch sie bedarf großer Schonung; es sind auch da,“ fügte er zurückhaltend hinzu, „seelische Einflüsse mitwirkend, deren Ursache Ihnen vermutlich bekannter ist, als mir, wenn Sie auch dem Hause

so lange fern sein mußten. Kommen Sie aber einen Augenblick zu der alten Dame, die zur Zeit die häuslichen Angelegenheiten mit Einsicht und Ruhe leitet, denn fortlassen können wir Sie nicht wieder."

So begab sich Günther nur auf eine kurze Zeit in der Mittagsstunde zu den Seinigen, setzte sie von allem in Kenntnis und eilte ohne Verzug an die Stelle zurück, wo all' sein Denken und Empfinden weilte. Er wohnte jetzt in der Köthener Straße, und so war er wieder in der väterlichen Wohnung, ehe der Kranke ihn vermißt hatte.

Aus seinem alten Zimmer, das er bis zum Fortgange aus dem elterlichen Hause bewohnt hatte, konnte ihn in jedem Augenblick ein Glockenzeichen rufen, wenn der Vater ihn herbeiwünschte. Einen eigentümlichen Eindruck machte es auf ihn, daß er das Zimmer genau in dem Zustande fand, wie er es verlassen hatte. Als er hierüber seine Verwunderung zu Friedrich aussprach, der ihm aufgeschlossen hatte, antwortete dieser: „Ich bin mit dem alten Herrn hier drin gewesen, als Sie fort waren, junger Herr. Da hat er befohlen: „Nichts wird hier angerührt; alles bleibt, wie es ist; nur staubfrei halten!"

Günther setzte sich nieder.

Da wandte sich Friedrich noch einmal um: „Da, wo Sie jetzt sitzen, hat der alte Herr in diesen Jahren auch manche Stunde gesessen. Ich hatte so meine Anzeichen, wenn man sich auch hüten mußte, ihm zu begegnen, wenn er eintrat oder ging.“

Die Thür schloß sich hinter dem treuen Menschen; Günther war allein. Er sah sich fast schüchtern um, so heilig war ihm mit einem Male alles geworden. Er war also auch die ganze Zeit über nicht so verstoßen gewesen, wie er gemeint hatte. Es umfing ihn wie mit linden Armen, und willig gab er sich in der Stille, die ihn rings umgab, der Lösung seiner Empfindungen hin. Ihm war, als böte ihm die Gottheit in dieser Stunde die geschlossene Kette seines Geschickes dar, aus der ihm bisher ein Glied herausgerissen schien. Er besaß den Vater; unverlierbar hatte sich ihm Blick und Gebärde eingeprägt, mit der ihn der Leidende empfangen hatte. Die segnende Gewalt dieser Stunde breitete einen Schimmer über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

In der Nacht und am folgenden Tage war das Fieber bei Hallstein wieder heftiger. Der Arzt war auch noch in der Nacht da.

„Hat die voraufgegangene Aufregung den Zustand verschlimmert?“ fragte Günther besorgt.

„Keineswegs,“ antwortete der Arzt bestimmt. „Im Gegenteil, die Phantasien sind viel weniger heftig; aber die Schwäche nimmt zu, und das ist besorglich.“

In der That bemerkte Günther, der wenig von dem Lager des Kranken wich, daß er zwar alle Anzeichen des hochgradig Fiebernden zeigte, aber nicht unter schweren Beängstigungen zu leiden schien. Günther war selbst unsicher darüber, ob er immer von dem Leidenden erkannt wurde, denn er glaubte einmal ganz deutlich den Namen „Anna“, den Namen seiner verstorbenen Mutter, zu hören, während der Kranke ihn doch mit weiten Augen ansah. Er war sogar, wie erschreckt, aufgefahren und hing, vor Schwäche, in den Armen Günthers, nach vorn gebeugt. So verharrte er eine Weile, fast in der Stellung eines Lauschenden. Dann legte er sich mit einem schwachen Seufzer wie zum friedlichen Schlummer zurück, und dem Sohne schien es sogar, als lächle der Mund des Vaters, indem er sich hinstreckte, fast wie ein Gesunder, der sich nach vollbrachtem Werke der Ruhe hingeben will.

Aber der darauf folgende Tag und ein Teil der Nacht vergingen für Günther in großer Beunruhigung. Dann, gegen Morgen des dritten Tages, den er wieder im Vaterhause weilte, ward dem Kranken die Wohlthat längeren Schlafes zu teil, ein Zeichen, daß er den gefährlichen Tag wieder glücklich zu überstehen schien. Als Hallstein erwachte, war er bei voller Besinnung. Sein erster Blick suchte den Sohn. Der Untersuchung des Arztes, der bald darauf eintrat, folgte Günther mit ängstlicher Spannung. „Merkwürdig, ich hätte es nicht geglaubt," sagte der alte Herr. „Es ist eine gewaltige Natur. Sollte er heut einen besonderen Wunsch haben, ist nichts einzuwenden, Schwester. Nur die vorgeschriebene Diät ist einzuhalten. Ich bin gegen Mittag wieder hier. Sie," wandte er sich an Günther, „verlassen ihn unter keinen Umständen."

Der Arzt, von der Diakonissin begleitet, ging hinaus. Günther nahm ihre Stelle ein. Da sah ihn der Vater an, als ob er etwas begehrte. Günther beugte sich zu ihm.

„Frau und Kinder!" sagte der Kranke mit schwacher Stimme, aber mit jener ihm eigentümlichen Bestimmtheit, die Widerspruch auszuschließen

schien. Günther vernahm es mit einem Gemisch von Schrecken und freudiger Bewegung. Er öffnete leise die Thür zum Korridor; der Arzt zog eben seinen Paletot an. Als er von diesem Wunsch des Kranken hörte, stand er mit Hut und Stock und sah nachdenkend vor sich hin. Dann sagte er kurz und entschlossen: „Bringe alle selbst in meinem Wagen mit; habe vorher nur noch einen Besuch zu machen.“

Nach einer Stunde etwa, in der der Kranke wieder in Schlummer gesunken war, kam der Arzt zurück, leitete selbst die Nahrungsaufnahme und sagte dann ruhig, indem er jedoch die Hand des Kranken faßte und ihn scharf beobachtete: „Sie wollen also Ihre Kinder sehen?“

Hallstein neigte den Kopf. „Sie sind da!“ erwiderte er mit überraschender Klarheit. In seinen Zügen lag ein ehrfurchtgebietender Ernst, die tief eingesunkenen Augen leuchteten.

Man stützte ihn noch sicherer in seiner sitzenden Stellung. Constanze nahm am Bette neben Günther Platz, ihren Knaben auf dem Schoß; ihr kleines Mädchen drückte sich an die Seite der Mutter. Nur noch der Arzt war gegenwärtig.

Der Knabe starrte befangen auf den Kranken. Dann schob er sein Fingerchen in den Mund und legte sein Köpfchen verlegen und Sicherheit suchend gegen die Brust Günthers.

Des alten Hallstein Augen, die bisher groß und still über die Seinen gegangen waren, verdunkelten sich; er legte sich mit geschlossenen Lidern zurück. Der Arzt trat näher. Es war so still, daß selbst die Kinder nicht zu atmen wagten.

Da richtete sich der Kranke noch einmal auf. Seine Haltung zeigte von großer Beherrschung, sein Auge strahlte in Klarheit und Milde. Zu sprechen vermochte er nicht; er fühlte, dann war es aus. Er legte seine Hand langsam erst auf seines Sohnes, dann auf Constanzes Hand; zuletzt berührte er mit vorgeneigtem Antlitz die Häupter seiner Enkel.

Nun aber war seine Kraft zu Ende. Der Arzt selbst nahm ihn in seine Arme und legte ihn nieder.

Er fing sehr schnell an zu atmen. Aber, indem seine Linke sein Herz zu beruhigen suchte, beschrieb seine zitternde Rechte, während sein Blick wieder Kinder und Enkel umfaßte, deutlich einen Kreis auf der Decke.

Alle berührte dieses sprechende Zeichen mehr, als es Worte vermocht hätten.

Dann sah er jeden der Seinen noch einmal an, als wollte er ihr Bild mit fortnehmen, fuhr auf, griff mit der Hand zum Herzen und sank zurück.

Als der Tod seine Hand von dem Herzen Hallsteins nahm, blieb jenes Lächeln tiefer Befriedigung in seinen Zügen, wie es wohl der Schlummernde hat, der mit dem Schluß des Tages zufrieden war.

## XIX.

Drei Jahre waren nach dem Tode Leopold Hallsteins verflossen. Morgen sollte in dem prächtigen, dazu angekauften Hause die neue Galerie der Firma Riesland eröffnet werden, ein Ereignis für die Kunstwelt Berlins und alle, die zu ihr in Beziehung standen. Und mit Recht. Abseits der großen Ausstellungen mit ihren Tausenden von Bildern, in deren Flut das einzelne oft rettungslos untergeht, hatte sich hier eine Stätte sorgfältiger, feiner Pflege des Schönen gebildet, wie sie von Künstlern und Kunstfreunden in gleicher Weise geschätzt wurde. Das ganze Jahr hindurch konnte man hier Fühlung nehmen mit allen Regungen auf dem Gebiete der bildenden Künste, ja, man glaubte erst jetzt die Mängel der großen öffentlichen

Ausstellungen zu erkennen, wenn man sich hier in der Stille vor einem ausgezeichneten Werke niederlassen konnte, das mit Verständnis und Liebe dem Beschauer gewissermaßen schon zurechtgerückt war.

Günther hatte nach dem Tode des Vaters noch eine schwere, geschäftlich überlastete Zeit durchgemacht, die ihm nur dadurch erleichtert worden war, daß an ihn gerichtete letztwillige Bestimmungen des Vaters ihm genaueste Weisungen gaben für die Maßnahmen zur Liquidation des hinterlassenen Besitzstandes.

Es war eine erschütternde Beichte Leopold Hallsteins an seinen Sohn in diesen Papieren enthalten, die er sich, auch unerbittlich gegen sich selbst, noch vor Ausbruch seiner Krankheit auferlegt hatte. Leopold Hallstein hatte, in Betracht seines Vermögens, als ein bescheidener Mann gelebt, aber die Millionen, die er erworben hatte, waren zuletzt wieder seiner rasenden Spekulationswut zum Opfer gefallen. Trotzdem sprach er die Hoffnung aus, noch all seinen Gläubigern gerecht werden zu können.

Und diese letzte Beurteilung seiner Angelegenheiten hatte ihn nicht getäuscht. Nachdem die letzte

Forderung beglichen und nachdem für jetzt wertlose Objekte außer Berechnung gestellt waren, verblieben trotzdem ansehnliche Summen. Im Vergleich zu dem ehemaligen Hallsteinschen Besitz geringfügig, gestatteten sie Günther doch die Ausführung eines Lieblingsgedankens, den Ankauf eines eigenen Hauses für sein sich immer mehr erweiterndes Kunstinstitut.

Er hatte nur noch die Pflicht gehabt, sich mit seiner Stiefschwester auseinanderzusetzen. Die Mutter, obgleich sie sich wieder ganz erholt hatte, war vor einem halben Jahre plötzlich einem schweren Leiden erlegen.

Heut wollte man nun in den neuen Sälen nur allein mit den Nächststehenden Umschau halten, ehe die Räume morgen dem Publikum übergeben wurden.

Günther kam etwa um zwölf von einem Ausgange zurück. Er war am Grabe des Vaters gewesen. Von dem Begräbnisplatze bei Schöneberg zurückkehrend, hatte er noch das Haus seiner Jugendspiele in der Kochstraße und das Haus seines Vaters in der Lennéstraße aufgesucht. Er hatte heut vor allem das Bedürfnis gehabt, sich still zu erinnern. Nun betrat er, von der Herbstluft erfrischt, seine

vor kurzem bezogene Wohnung im ersten Stock des neuen Hauses.

„Bist du bereit?“ fragte er seine Gattin.

Constanze erhob sich, sah noch einmal nach den Kindern, die im Nebenzimmer spielten, einem siebenjährigen Mädchen und einem fünfjährigen Knaben, und stieg am Arme ihres Mannes das lichte, vornehme Treppenhaus hinab in das untere Stockwerk.

Friedrich, der langjährige Diener in Günthers väterlichem Hause, öffnete ihnen, blieb dann aber im ersten Saale zurück, sich dort für eine etwa noch zu treffende Anordnung bereit haltend.

„Liebste, heut laß dich führen,“ sagte Günther, indem sie die drei ersten Räume rascher durchschritten. Sie wandten sich nach rechts und betraten durch eine geschmackvoll dekorierte Vorhalle einen weiten Saal mit gedämpftem Oberlicht.

„Nun laß ich dich ein wenig allein mit den Geistern dieser Schöpfungen,“ fuhr Günther fort, und Constanze glaubte eine versteckte Ironie aus seinen Worten zu hören. „Ich sehe einmal noch nach diesem und jenem, ehe der Onkel und Otto kommen, und du erzählst mir dann, was dir hier in der Stille für Offenbarungen geworden.“

Die junge Frau schritt nun von Bild zu Bild, noch ein Weilchen von Günther beobachtet, der sich ihrer schönen, leichten Haltung freute; aber Constanze wurde je mehr und mehr verwirrt und verstimmt von dem, was sie sah, und blickte endlich hülfesuchend nach ihrem Manne aus. Da trat auch Günther schon wieder zu ihr, und indem er die Frage in ihren Augen sah, kam er ihr auch schon mit den Worten entgegen: „Du bist nicht zufrieden mit dem, was du hier siehst. Dir erscheinen diese Vorwürfe gegenstandslos, keins von diesen Bildern erzählt dir etwas; und doch hast du es hier mit einer Anzahl junger süddeutscher Maler zu thun, die in aufrichtigster Weise die Lösung neuer Probleme in ihrer Kunst versuchen."

„Und diese wären?"

„Tiefer und tiefer in das geheimnisvolle Spiel von Licht und Farben zu dringen, wodurch die Natur uns Herz und Sinne berührt, uns fröhlich und traurig macht, uns jauchzen läßt oder mit ihren Schauern durchdringt."

„Ich habe nichts davon empfunden."

Günther lächelte über ihre Ehrlichkeit. „Nun, so komm hierher," sagte er dann ernst und führte seine Frau vor zwei Landschaften. „Und wenn du

nicht gestehst, daß hier in der Fülle erreicht ist, was jene noch suchen, so sag' ich mich von dir los."

„Sieh," fuhr er fort, als sie, leise das Haupt neigend, Beifall zollte, „sieh, das ist die Freude an meiner Thätigkeit, daß ich auf einem Gebiete, wo Tausende nur Verwirrung oder gar Rückgang erkennen wollen, überall Keime der Neubildung zu sehen vermag, die oft schon zur schönen Vollendung reifen. — Doch heut will ich dich nicht ermüden; heut will ich mich mühelos des Zusammenklangs mit dir erfreuen. Komm mit! Ich will dich hinführen, wo ich deiner Zustimmung gewiß bin."

Sie folgte ihm in ein kleines, gut beleuchtetes Kabinett, das nur von einem einzigen großen Bilde ausgefüllt schien; wenigstens war die ganze maßvolle Dekoration des Raumes darauf berechnet, die Aufmerksamkeit des Beschauers allein auf den dargestellten Gegenstand zu lenken und festzuhalten.

„Nach der Schlacht bei Kunersdorf" war auf dem schlichten Rahmen zu lesen, der die Leinewand begrenzte.

Der große König liegt, vom Podagra geplagt, in dem Bett eines armseligen Raumes in dem Bauernhause eines Oderdorfes. Vor seinem Schmerzenslager stehen seine Generale, die wetter-

harten, energischen Gestalten seines märkischen, pommerschen, preußischen Adels. Alle blicken gespannt auf den König, der, auf den linken Arm gestützt, sich mühsam aufgerichtet hat und, die Rechte erhoben, lebhaft spricht, das große, blaue Auge durchdringend auf den Kreis gerichtet.

„Das verstehe ich!" sagte Constanze so freudig, daß Günther laut lachen mußte.

„So deute es, Närrchen!" examinierte er.

„Es ist der Geist, der sich von keinem Unglück unterwerfen läßt. Der schwache Körper dort kann untergehen, aber er kann nicht besiegt werden. Darum stehen alle diese hartnäckigen Männer in seinem Bann und folgen ihm, und wenn ihnen der Tod aus hundert Schlünden entgegenbliese."

„Meinst du nicht, daß es auch den Onkel freuen wird," fragte Günther, „daß ich gerade mit diesem Gemälde das neue Haus eröffnen kann?"

Constanze stimmte zu. „Weißt du," fuhr sie dann fort und lächelte, „ich habe mich gewundert, daß dir, im Verkehr mit dem Onkel, in den letzten Wochen nichts aufgefallen ist. Die einzige Entschuldigung ist, daß du eben ungewöhnlich stark mit deinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt warst."

„Er ist fröhlicher geworden," antwortete Günther, „seit ihm sein Buch die Berufung in den persönlichen königlichen Dienst gebracht hat. Und ich freue mich mit ihm, daß er wieder in einer seinen Kenntnissen angemessenen, aussichtsvollen Thätigkeit steht."

„Ich sage es ja," rief die junge Frau lustig, „ihr Männer habt zwei Augen wie wir, aber sie sehen oft nicht die hochwichtigsten Dinge. Nun, dann sage ich auch nichts," fügte sie neckend hinzu.

Beide traten aus dem Kabinett, denn sie glaubten, Schritte zu hören. Da kam ihnen der, von dem sie eben gesprochen, entgegen. Der Onkel trug die Uniform seines alten Dragoner-Regiments mit den Majorsabzeichen. Er sah frisch und stattlich aus. „Ich habe mich soviel beeilt, als ich konnte," sagte er, galant die Hand der jungen Frau an die Lippen führend, „aber ich mußte doch erst aus der Breiten Straße nach Hause. Ich durfte doch nicht den Stallduft in diese geheiligten Räume tragen. Laßt uns erst ein wenig niedersitzen, ehe ich mich orientiere, ich bin seit fünf Uhr früh auf den Beinen."

„Ich habe euch schon gesucht," fuhr er fort, indem er sich behaglich in das Polster lehnte,

„und bin dabei in jenen Saal geraten, in den du mich nicht wieder hineinbekommst.“

„Ich dachte es mir schon,“ lachte Günther, „daß dir dort manches nicht gefallen würde.“

„Ja,“ versetzte der andere, „ich stehe noch immer auf dem naiven, offenbar jetzt thöricht gewordenen Standpunkte, daß die Kunst rühren, erheben, erschüttern soll. Und wenn das nicht, will ich wenigstens irgendwo ergriffen, aber nicht geärgert und verwirrt werden. Einiges, was ich in jenem Saal dort gesehen habe, erregt ungefähr dieselben Empfindungen in mir, wie ein Stück des berühmten nordischen Dichters, das ich neulich gesehen habe. Da spricht eine Kunst zu mir, der ich nicht mehr zu folgen vermag, oder besser gesagt, die mich zornig macht. Jawohl, ich sehe eine ausgebildete Technik angewandt, um mir etwas vorzutragen, was mir ganz und gar nicht gefällt. Man will mir Anschauungen klar machen, die meinen eigenen Überzeugungen schnurstracks entgegenlaufen, und leider Gottes läßt sich unser Publikum von dem Dämmer in seinen Stücken gefangen nehmen und von seiner großen Kraft der dramatischen Gestaltung bezaubern und binden. Ich war nachher recht froh, als ich zu Hause

einen Band von Moltkes Briefen in die Hand nehmen konnte. Im Verkehr mit dem reinen, klaren Geiste fiel der böse Alp von mir. Ich öffnete das Fenster und sah hinüber nach dem Königsplatz. Die Viktoria auf der Siegessäule war schön vom Mondlichte bestrahlt. Das that mir wohl.

Siehst du, Junge, ich bin ein einfacher Reiter und Soldat. Ich bin im Geiste einer anderen Zeit groß geworden; in einer Zeit, als die Ahnung von großen Dingen in der Luft lag und durch die Herzen zog. Nun ist es wie Ermattung bei uns eingezogen. Doch da ich weiß, daß es nicht immer bergauf geht, und die Weltgeschichte nicht nach Menschenaltern rechnet, so vermag ich mich darin zu finden; nur zürne ich denen, die, statt in solchen Zeiten des Kräftesammelns und Wartens an die großen Zeiten der Vergangenheit und die kraft- und luftdurchwehte Zeit des jüngsten Aufschwungs zu erinnern, die trüben Bilder ihrer düsteren Weltanschauung malen und Tausende und aber Tausende verdrossen machen."

Der eifrig Redende war aufgestanden und hatte sich vorwärts bewegt. Jetzt stand er, wenn auch noch durch ein Zimmer getrennt, dem vorher

genannten großen Gemälde gegenüber. Er schwieg, die anderen traten näher. Nachdem er lange das Bild betrachtet hatte, sagte er: „Das ist wahr und erhebend. Es thut wohl, an den Mann erinnert zu werden, der nie verzagte, wie dunkel es auch um ihn war. Das ist einfach und klar. Da braucht man sich durch keine Spitzfindigkeiten durchzusuchen, um dadurch nicht klüger zu werden."

Nachdrücklich wandte er sich an Günther. „Junge, das ist ein guter Anfang, und heut ist ein guter Tag; und darum — doch nein, laß nur der jungen Frau den Vortritt!" Mit diesen Worten reichte er mit vergnügtem Schmunzeln Constanze einen offenen Brief.

Ahnend sah die junge Frau auf die Zeilen, reichte sie Günther und flog mit einem Jubelrufe dem Onkel an die Brust. „Und wann reisest du?" fragte sie freudestrahlend.

„Übermorgen muß ich nach Hannover. Von da habe ich nur noch zwei Stunden; dann kann ich meine Braut umarmen."

„Wie geläufig dir das Wort schon über die Zunge geht, Alter!" lachte Günther, dem Onkel die Hand schüttelnd. „Aber als du mir damals die Geschichte deiner schmerzvollen Entsagung er=

zähltest, hatte ich die stille Gewißheit, daß sie so nicht abschließen würde. Daß mir heut meine Hoffnung zur Wahrheit wird, macht mir diesen Tag doppelt froh."

Sie hörten den Diener mit jemand sprechen. Im nächsten Augenblick vereinigte Otto seine Glückwünsche an den Onkel mit denen der anderen. Plötzlich war er verschwunden; die übrigen folgten; es war inzwischen Zeit geworden, zu Tisch zu gehen. Sie sahen Otto in dem großen Saale ganz vertieft vor einem, nach des Onkels Meinung, ganz absurden Bilde stehen.

„Holt ihn heraus, holt ihn heraus!" rief der letztere mit komischem Entsetzen. „Wenn er sich da noch lange begeistert, martert er mich nachher in unerhörter Weise und läßt mich keinen Bissen ruhig genießen. Holt ihn heraus; ich will mich heut nicht mit ihm zanken, und ich sehe schon, er legt es wie gewöhnlich darauf an. Er sammelt schon Stoff dazu."

Man begab sich nach oben. Der Onkel blieb mit Otto im Speisezimmer zurück; sie waren in einer Nische der hohen Fenster, die nach der belebten Promenade gingen, in der That alsbald in eine lebhafte Diskussion verwickelt.

Constanze und Günther gingen, die Kinder zu holen. Als die Eltern zu ihnen eintraten, warf die kleine Constanze ihre Puppen weg und eilte ihnen entgegen, sich ihrer Hände bemächtigend.

Der Knabe schlief noch. Man hatte ihn mit Absicht eine Stunde gebettet, um ihn mit munteren Sinnen bei Tisch zu haben. Günther trat leise näher und betrachtete mit inniger Zärtlichkeit das gesunde, hübsche Kindergesicht, über das die dichten blonden Locken fielen. Constanze störte ihn nicht; doch als er sich leise seufzend umwandte, umschlang sie seinen Hals und sagte: „Bester Mann, ich weiß, worüber du sinnst.“ Und als er schwieg, fuhr sie fort: „Dich bekümmert die Frage: Wird das, was du selbst so mühevoll in dir durchgekämpft, für den Schlummernden dort verloren sein? Muß er sich auch erst durch eine ähnliche Summe trüber Erfahrungen hindurchringen? — Mein Lieber, laß ihm in inniger Geistesgemeinschaft das Beste deines Lebens zu gute kommen. Das andere ist nicht deine Sorge.“

Im Speisezimmer eilten die Kleinen zuerst auf ihre Freunde zu; dann setzte man sich zu Tisch. Und als der Onkel die freundliche Gruppe der Eltern

und Kinder sah, erhob er unwillkürlich das Glas und sagte leise hinüber: „Die Familie!“

„Und diejenige, die bald zu ihr gehören soll!“ nickte Constanze, und hell klangen die Gläser aneinander.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.